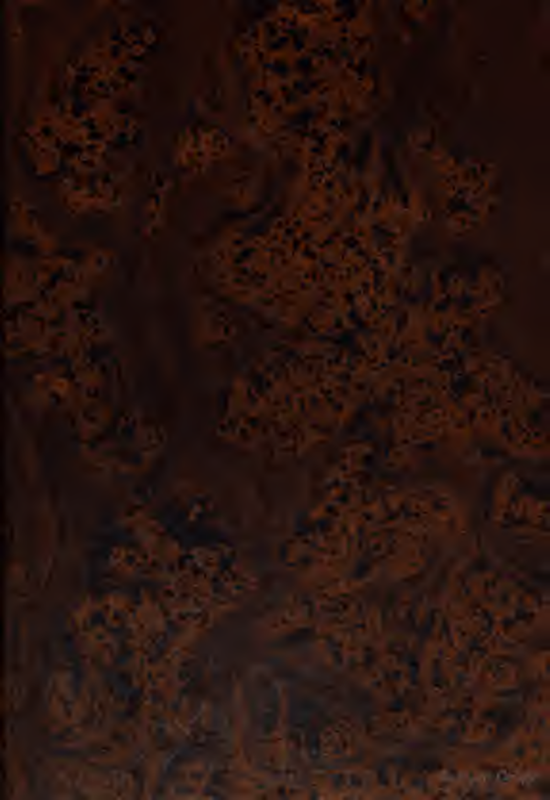



Taylor Institution.



Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Ein und zwanzigster Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Dritter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1 8 3 4.

Der Günstling.

„Ei gnädiger Herr!" rief Ludwigs des Vierzehnten erster Kammerdiener dem jungen Grafen Lauzun entgegen, indem er dabei mit dem schön gepuderten Toupée seiner großen Perücke beinahe den Fußboden berührte, „ei gnädiger Herr, was verschafft mir denn das seltene Glück, Sie um diese Stunde, und in diesem Zimmer meiner tiefsten Ehrerbietung versichern zu können? Der König arbeitet noch hier nebenan im Finanzrathe," setzte der sonst gewandte Höfling ein wenig verlegen hinzu. „Freilich die Räder knarren zuweilen, welche die große Maschine der Staatsverwaltung im Gange erhalten, und es geht dann in jenem Saale laut genug her. Deshalb, wie dem Herrn Grafen gewiß bekannt seyn wird, darf um diese Zeit, außer einem unbedeutenden Diener gleich mir, eigentlich Niemand in diesem

Vorgemach verweilen. Doch freilich Sie, gnädiger Herr, machen überall eine Ausnahme; wie könnte dem, welchem alle Herzen sich öffnen, eine elende Thür sich verschließen!" Wir wollen nicht untersuchen, wie viel Wahres hieran seyn mag, erwiederte Lauzun, doch bitte ich Sie, lieber Herr von Nyert, mich diesmal nur hier zu dulden; ich verspreche Ihnen, daß der König nicht sauer dazu sehen wird, wenn er mich findet. „Ei, wie könnte ich daran Zweifel hegen, ich des Königs erster Kammerdiener," fiel Nyert mit verdoppelter Freundlichkeit ein, „halten der Herr Graf mich denn für einen so großen Neuling in meinem Dienste?„ Gewiß nicht, erwiederte Lauzun, ich kenne das gerechte Vertrauen, womit der König Ihre erprobte Treue belohnt. Daher will auch ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß mich eigentlich freudige Erwartung hierher trieb. Unser Monarch, lieber Nyert, steht im Begriffe, mir abermals einen großen, ich kann wohl sagen, einen ganz ungewöhnlichen Beweis seiner Huld zu gewähren. Ich war es so müde, zu Hause die Minuten bis zur bestimmten Stunde zu zählen, daher erlauben Sie mir immer, die

lästige Zeit mit Ihnen hier zu verplaudern. „Ach, Herr Graf," fiel Nyert in unterthäniger Verzweiflung ein, „wie können Sie auf diese Weise meiner spotten wollen? Ich bin ja überglücklich, der Erste zu seyn, der Ihnen seine freudige Theilnahme bezeigen darf. Die Gnade, welche der König Ihnen zugedacht hat, muß freilich groß und außerordentlich seyn." — — Das ist sie auch, fiel Lauzun ihm ein. Wie werden meine Freunde über die glänzende Bahn triumphiren, welche sich mir in wenigen Minuten eröffnet! „In wenigen Minuten!" wiederholte fast andächtig der Kammerdiener. Ja ja, mein Freund, in wenigen Minuten, rief Lauzun, vom Taumel freudiger Erwartung hingerissen, und blickte lächelnd in das freundliche Gesicht seines demüthigen Verehrers, in welchem die gutmüthigste Neugier von der Welt mit leserlichen Zügen geschrieben stand.

Bis jetzt, fuhr er fort, mußte ich freilich auf Befehl des Königs schweigen, denn er selbst hat den heutigen Tag dazu bestimmt, mich noch vor der Messe in meiner neuen Würde dem Hofe vorzustellen. Indessen, während wir hier Seine Majestät mit einander erwarten, darf ich Ihnen wohl

einen Beweis meines dankbaren Wohlwollens für Ihre Theilnahme an meinem Glücke gewähren, und Ihnen vertrauen, was bis jetzt noch Niemand ahnet. So hören Sie denn: Herzog Mazarin zieht sich wirklich von allen Geschäften zurück, und ich werde sein Nachfolger als General-Feldzeugmeister.

Glückwünsche, Danksagungen für das hohe Vertrauen, Ausrufungen der lebhaftesten Bewunderung, denen Lauzun mit lächelnder Selbstzufriedenheit zuhörte, strömten nun ununterbrochen von den beredten Lippen des Kammerdieners; doch plötzlich mit allen Zeichen des höchsten Erschreckens verstummte er. „Guter Gott! was habe ich mitten in meiner Freude vergessen;" rief er mit ganz verändertem Gesicht; „freilich ist es im Grunde nur ein unbedeutender Auftrag meines Gebieters, aber wie Seine Majestät nun sind — ei! ei! ei!" stöhnte er ängstlich umhertrippelnd und mit den Fingern schnippend; dann zog er seine Uhr heraus, ein Blick auf diese schien ihm einigen Trost zu gewähren. „Vielleicht wäre es noch Zeit!" seufzte er und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne; „neun Minuten bleibt der Finanzrath noch ver-

sammelt! Selbst das Unmögliche muß man im Dienste des Monarchen versuchen!“ Mit diesen Worten und einer sehr tiefen Verbeugung huschte er an dem Grafen vorüber, zur Thüre hinaus, die er sorgfältig hinter sich anzog; schlich dann wie eine Katze auf Sammetpfötchen und eingezogenen Krallen, leise leise eine kleine Hintertreppe hinauf, nahm immer drei Stufen auf einen Schritt, und stand nach wenigen Sekunden ganz athemlos vor dem Minister Louvois in dem kleinen Kabinet, in welchem dieser gewöhnlich den ganzen Tag über allein zu arbeiten pflegte, wenn der Hof, wie diesmal der Fall war, sich in Saint Germain aufhielt.

Mit großem Dank und noch größern Verheißungen entließ der allmächtige Minister seinen treuen Kundschafter so schnell als möglich, raffte dann ohne sonderliche Auswahl einige Papiere zusammen, und murmelte vor sich hin: Dem kleinen Kadet vom Ufer der Garonne wachsen die Flügel verdammt schnell, er fliegt uns noch allen über die Köpfe weg, wenn wir nicht vorbauen.

Nyert war schon längst wieder unten im Vorzimmer, und erzählte dem Grafen Lauzun mit der größten Unbefangenheit von den Rosen und

Orangenblüthen, die er so glücklich gewesen, noch eben zur rechten Zeit für Frau von Montespan bestellen zu können, als Louvois, seine Papiere in der Hand, hereintrat und mit einer leichten Verbeugung an den Beiden vorüber, gerade auf die Thüre des Saales zuging, in welchem der König sich befand. Vergebens stellte sich ihm der Kammerdiener keck in den Weg, versicherte ihm in ziemlich entschlossenem Tone, der Monarch sey noch nicht sichtbar. Louvois achtete nicht darauf, berief sich auf wichtige Depeschen, die er dem Könige augenblicklich mittheilen müsse, und ging geradezu hinein, obgleich er beim Finanzrath nicht Sitz und Stimme hatte. Mit einem leichten Achselzucken und heimlich triumphirenden Lächeln sah Lauzun die Flügelthüren hinter ihm zufallen, und fuhr dann fort, des Kammerdieners Unterhaltung mit wenigstens scheinbarer Aufmerksamkeit zuzuhören, bis der Minister nach wenigen Minuten wieder zurück durch das Zimmer eilte, und bald darauf auch der König hereintrat. Der erste Blick desselben suchte und fand den Grafen, der sich ihm in gespannter Erwartung um einen halben Schritt näherte, aber sich auch sogleich wieder

zurückzog, denn der Monarch rauschte eiskalt an ihm vorüber.

Wer weiß, mit welchen Albernheiten Louvois ihn verdrießlich gemacht hat! sprach Lauzun sich selbst zum Troste, denn dieses ihm ganz ungewohnte nicht Bemerktwerden hatte ihn Anfangs doch ein wenig unangenehm berührt. Der Moment geht auch vorüber, und nach der Messe wird er sich gewiß seines Versprechens erinnern; dachte er weiter, und schloß sich nun ganz sorglos dem Gefolge an, welches den König in die Hofkapelle begleitete.

Lange, glänzende Reihen der schönsten und vornehmsten Frauen füllten dort erwartend die Bänke, vielleicht nicht ganz gleich getheilt in Andacht zwischen dem sichtbaren und dem unsichtbaren Herrscher der Welt. Denn um keinen Preis hätte man an jenem, aus Sittenlosigkeit und äußerem Anstande zusammengesetzten Hofe es versäumen mögen, dem Könige wie dem lieben Gott seine von der Etikette bestimmte Aufwartung zu machen. Lauzun sah denn doch ein wenig trüber als gewöhnlich aus, als er von seinem Platze hinter dem Könige das vor ihm ausgebreitete, einem

Tulpenbeete nicht unähnliche Heer von Schönheiten musterte; doch ein Strahl aus den schönsten blauen Augen erheiterte ihn bald; es war ein Blick, der ihn wohl noch weit empfindlichere Täuschungen hätte verschmerzen lassen können, als die eben erlittene es war.

Anna von Montpensier, die schönste, geistreichste und stolzeste Fürstin am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, war die mächtige Fee, welche diese Zauberkraft an Lauzun zu üben wußte. Als Enkelin Ludwigs des Dreizehnten und Tochter Gastons von Orleans, dem Könige nahe verwandt, behauptete sie den hohen Rang einer Tochter von Frankreich. Die unermeßlichen Reichthümer, die bedeutenden von ihrem Vater ererbten Herrschaften, ließen sie als die reichste Prinzessin in Europa betrachten, um deren Hand sich Fürsten und selbst Könige des Auslandes bis jetzt vergebens beworben hatten. Und so stand sie jetzt als Herrin im vollsten Sinn des Wortes, eine Pallas an Geist, Muth und Gestalt, gerade am Anfange des Sommers ihres Lebens. Diese hohe Erscheinung hatte mit dem flüchtigen Schimmer erster Jugend keinen ihrer Reize verloren, denn die Art ihrer jetzt

in voller Pracht erblüheten Schönheit bedurfte sei- ner nicht um zu entzücken.

Man verehrte sie aus der Ferne, wie man die Unsterblichen verehrt, und nur einem so hoch- strebenden ungebändigten Geiste wie Lauzun konnte es einfallen, in ihr nicht immer die Fürstin, son- dern auch zuweilen die schöne Frau zu sehen, die in freilich seltenen Augenblicken sanfterer Hinge- bung um so unwiderstehlicher schien, je höher sie im gewöhnlichen Leben über alle erhaben stand.

Es dünkte ihm, er habe sie nie schöner gese- hen, als an diesem Morgen. Sein Blick verlor sich in dem fantastischen Labyrinthe der zwischen Perlen und Bändern durcheinander gewundenen Locken und Zöpfe. Den stolzen Liliennacken be- schatteten fast unsichtbar feine Points d'Alençon, vorn mit einer großen Brustschleife von Diaman- ten zusammengefaßt. Ein weites Gewand von schwarzen Schenillespitzen, unter welchem ein ganz goldnes Unterkleid hervorleuchtete, umgab die schöne Gestalt; ohne mehr von ihren Formen zu verrathen, als die Spitze des zierlichsten Füßchens, die nur eben ein wenig sichtbar wurde. Die aus- gezeichnete Huld, mit welcher die Prinzessin beim

Herausgehen aus der Kapelle sich dem Grafen Lauzun zuwendete, und ihm erlaubte, ihr das Weihwasser zu reichen, vollendete den Zauber, der ihn für den Moment alles vergessen ließ. Freilich schalt er sich selbst einen eingebildeten Thoren, so wie er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und redete seinem Herzen zu, das Schicksal des Ikaros doch ja nicht zu vergessen; jedoch ohne sonderlichen Erfolg.

Den ganzen übrigen Tag brachte er wie gewöhnlich in der Nähe des Königs zu, ohne daß dieser nur mit einer Sylbe der ihm verheißnen Beförderung erwähnt hätte. Ein Heer kleiner, anscheinend zufälliger Hindernisse stellte sich obendrein zwischen jede vertrauliche Annäherung, deren der Graf sonst stündlich von seinem Herrn gewürdigt ward, und so fand er erst spät, da er, nach damaliger Etikette, mit den Vornehmsten des Hofes dem Auskleiden des Königs beiwohnte, die den ganzen Tag ersehnte Gelegenheit, den Monarchen an das ihm geleistete Versprechen zu erinnern. „Ja, ja, das geht sogleich nicht, wir wollen sehen, was sich gelegentlich thun läßt," war alles, was er zur Antwort erhielt.

Der arme Lauzun stürmte die ganze Nacht, wildaufgeregt, in seinem Zimmer auf und nieder; jene mit Eiseskälte leicht hingeworfenen Worte hatten den verwöhnten Günstling aus allen seinen Himmeln hinabgestürzt, und er ward ein Raub bald des wüthendsten Zornes, bald des ungemessensten Schmerzes.

Es war nicht sowohl das Fehlschlagen einer großen glänzenden Hoffnung, was ihn so bewegte, es war das Gefühl der nie zuvor von ihm geahneten Wortbrüchigkeit seines königlichen Freundes, das mit stechendem Schmerz sein ganzes Wesen durchzuckte. Denn er hing wirklich mit ganzem Gemüthe an seinem Herren, und hätte noch gestern, ritterlich tapfer wie ein Paladin der Vorzeit, ihn mit seinem Leben gegen Jeden vertheidigt, der es wagen wollen, nur die Möglichkeit dessen anzudeuten, was er jetzt selbst erfahren mußte.

Aufgewachsen in Stille und Einsamkeit, erzogen nach den Gesetzen jener alten Chevalerie, durch die sein schönes Vaterland sich früher so ehrenvoll auszeichnete, war Graf Lauzun vor nicht gar langer Zeit von der, in Gascogne gelegenen Burg seiner Väter nach Paris, in das Haus des

damals mächtigen Marschalls von Grammont, seines nahen Verwandten gekommen. Er gedachte, wie es dem ganz mittellosen jüngern Sohne eines altadligen, aber nicht reichen Hauses ziemte, sein Glück auf ehrenvolle Weise am Hofe oder bei der Armee zu versuchen. Seine edle Gestalt, die gefällige Anmuth seines Betragens, erwarben im Hause seines Oheims ihm die Gunst von Hohen und Niedern; die excentrische Art seines oft in hellen Lichtern aufsprühenden Geistes, sein Muth, seine Verachtung alles Gemeinen, seine Treue in Liebe und Haß, machten ihm das Herz des Grafen von Guiche, ältesten Sohnes des Marschalls von Grammont, ganz zu eigen; denn jung, schön und tapfer wie Lauzun selbst, sah dieser in seinem Verwandten sein eignes Daseyn verdoppelt.

Der treue aber auch vielvermögende Freund bahnte dem neuen Ankömmling überall den Weg; er stellte ihn dem Könige vor, der an dem südlichen Fremdling viel Wohlgefallen fand, ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufte und ihn so viel wie möglich an seine eigne Person fesselte. So stieg der noch vor kurzem so unbedeutende Lauzun, jetzt der erklärte Liebling des Königs, blitzschnell

von Stufe zu Stufe, bis zum General-Major hinauf; er gedachte noch höher zu steigen, sah sich ganz nahe schon am Ziel, und stürzte so plötzlich hinab!

Es war wohl natürlich, daß dieser so unerwartete Fall ihn betrüben mußte, um so mehr, da es ihm unmöglich wurde, zu errathen, wodurch er sich diese Schmach zugezogen haben könne.

Die Nacht vergrößert jede unserer Sorgen zur erdrückenden Riesengestalt, doch wenn es uns endlich nur gelingt den Schlaf zu finden, so steht der Morgen bei unserem Erwachen, gleich einem Engel des Trostes, an unserem Lager, und zeigt uns den Gegenstand der Besorgnisse so verkleinert, daß wir unsere nächtliche Ansicht desselben oft mitleidig belächeln. Anders aber ist es, wenn uns die Morgensonne noch wachend von jenen fieberhaften Schreckgestalten umhergetrieben findet; mit jeder Minute tobender stürmt dann das erregte Blut vom Herzen und zum Herzen; thörichtes Beginnen, unbedachte wilde Thaten, die uns immer tiefer ins Verderben stürzen, bezeichnen meistens den Tag, dessen erster Strahl nach einer solchen Nacht die trocknen, brennenden Au-

gen des Unglücklichen mit stechendem Schmerze verwundet.

Graf Lauzun hatte eine solche Nacht durchlebt, während welcher tausend Pläne, einer immer abentheuerlicher als der andere, in seiner Seele aufstiegen und wieder verworfen wurden. Einen indessen hielt er fest und führte ihn aus, indem er sich, so früh als er es schicklicherweise konnte, zur Frau von Montespan begab, der schönen, stolzen, allmächtigen Beherrscherin Ludwigs des Vierzehnten. Sie war ihm immer freundlich gewesen, deswegen durfte er es wagen, ihre Hülfe zur Enträthselung des veränderten Benehmens seines Herrn in Anspruch zu nehmen; denn diese war es hauptsächlich, wonach seinem Herzen verlangte.

Halb getröstet durch ihr gütiges Zureden, verließ er das Zimmer der schönen Frau; sie hatte sich mit ihm verwundert, mit ihm geklagt, ihm gelobt Mögliches und Unmögliches zu seinem Heil zu versuchen; was konnte er sich in seiner Lage Besseres wünschen? Leider aber verharrte er nicht lange in dieser gemüthlichen Stimmung; das heiße gasconische Blut trieb ihn von neuem unaufhaltsam umher. Er hätte überall seyn, den

König, die Montespan, Feinde und Freunde unsichtbar umschweben mögen, und gerieth endlich auf einen in der Ausführung höchst gefährlichen Einfall, den er aber aufzugeben nicht vermochte, nachdem er sich ihn einmal gedacht; denn seinem kühnen unbeugsamen Sinn war jeder Rücktritt unmöglich, sobald irgend ein recht großes Wagniß ihm lockend erschienen war.

Mit Gold, Bitten, Schmeicheln, vor allem durch die ihm eigne Unwiderstehlichkeit, die er geltend machen konnte wenn er wollte, gelang es ihm wirklich, eine alte vertraute Kammerfrau der Frau von Montespan dahin zu bewegen, daß sie ihn Nachmittags, zur Zeit da der König seine Freundin zu besuchen pflegte, im Zimmer ihrer Gebieterin versteckte. Die Stunde schlug, der König kam, und Lauzun, nur durch eine dünne Tapete von dem Paare geschieden, verlor keine Sylbe eines Gesprächs, dessen vornehmster Gegenstand er selbst war. Die leiseste Bewegung, ein lauter Athemzug, oder gar ein unwillkührliches Husten konnte ihn dem Untergange zuführen; sein Schicksal war grausenvoll, wenn der König den verwegnen Lauscher entdeckte, aber sein guter Engel

wachte über ihn, und hielt, trotz der Unruhe in seinem Innern, im Aeussern ihn ruhig.

Endlich erinnerte den König der Schlag der mit reichvergoldeten Schnörkeln verzierten Uhr, an der rothdamastnen Wand, daß es Zeit sey sich zur Hauptprobe eines großen Ballets zu begeben, welches nächstens ein glänzendes Fest verherrlichen sollte. Frau von Montespan trat nach seiner Entfernung auf einige Augenblicke in ihr Toilettenkabinet, um tieferes Roth für die Abendbeleuchtung aufzulegen, und Lauzuns zitternde Vertraute benutzte diese kurze Frist, ihn aus seiner gefährlichen Haft zu entlassen. Mit allen Schlupfwinkeln des Schlosses wohlbekannt, eilte er pfeilschnell eine kleine Hintertreppe hinab, und stand schon an der andern Seite des Appartements der Frau von Montespan, in ihrem Vorzimmer, als diese nach wenigen Augenblicken heraus trat, dem Könige zur Balletprobe zu folgen. Sehr höflich bot der Graf ihr den Arm, und geleitete sie durch die lange Reihe von Gallerien, Korridors und Sälen, zum Schauspielsaal, wo schon der ganze Hof versammelt war.

Haben Sie, schöne gütige Fee, meiner beim

Könige gedacht? flüsterte Lauzun ihr zu, indem er den nicht kurzen Weg mit ihr antrat. Und was sagte mein Gebieter? fragte er weiter, als die Dame mit lächelndem Kopfnicken bejahend ihm antwortete; seine Stimme war bewegt, der Arm auf welchem Frau von Montespan sich lehnte, zitterte merklich, doch dies war dem Grafen in seiner Lage wohl zu verzeihen.

Böse Zungen, die ich aber nicht näher zu bezeichnen weiß, sind zwischen Ihnen und dem Könige geschäftig gewesen, das läßt sich nicht ableugnen, erwiederte Frau von Montespan, doch ist sein Zorn schon im Sinken, nur noch ein wenig Zeit und Geduld von Ihrer Seite, und Alles wird gut; denn daß ich das Mögliche that, Sie in seiner Meinung wieder zu heben, wird Graf Lauzun mir doch wohl zutrauen?

Wirklich? erwiederte dieser mit ganz wunderlichem Tone der Stimme, wirklich? Gnädigste! haben Sie gutherzig sich meiner angenommen? mir das Wort geredet? mich vertheidigt? Freilich, welche Frage! antwortete die Dame, ich sage Ihnen, Ihre Sache ist schon so gut als ausge-

glichen, nur noch eine kurze Geduld, und alle Ihre Wünsche —

Elende Buhlerin! Gemeine Lügnerin, eben so treulos als listig, eben so ehrvergessen als frech, flüsterte der Graf ihr ins Ohr, mit nur ihr vernehmbarer Stimme, während er in seiner übrigen Haltung den vorigen ehrerbietigen Anstand gegen die tödtlich Erschrockne beibehielt. Vergebens, fuhr er auf die nämliche Art fort, vergebens suchen Sie einen Mann zu täuschen, dem nichts verborgen bleibt. Ich weiß jedes Wort, das der König vor noch nicht zehn Minuten in Ihrem abgelegensten Zimmer mit Ihnen gesprochen. Er hat Ihnen erzählt: daß Louvois ihn gestern im Finanzrathe aufsuchte, ihn in ein Fenster zog, ihm dort heimlich hinterbrachte, daß ich mit unverzeihlichem Uebermuth, überall meiner nahen Erhebung zum Generalfeldzeugmeister mich rühme. Er hat nächstdem dem Könige vorgestellt, daß dieser von nun an täglich durch Zwistigkeiten würde behelliget werden, bei denen er selbst den Friedensstifter zu machen haben werde, weil in diesem Verhältnisse, die zwischen mir und Louvois obwaltende Unverträglichkeit, ewigen Streit herbeiführen müsse,

dem dieser als Kriegsminister unmöglich aus dem Wege gehen könne. Ferner erzählte Ihnen der König, daß Louvois mich ihm als einen übermüthigen, zudringlichen, neuerungssüchtigen Thoren geschildert, der zum Umgange erträglich, in bedeutenden Geschäften aber unbrauchbar sey; und Sie, gnädige Frau, Sie haben gegen meinen gütigen Herrn, Louvois Meinung von mir in Schutz genommen. Daß er gegen mich aufgebracht ist, mich indiskret nennt, daß er glaubt, ich habe aus Eitelkeit geplaudert, wo er zu schweigen gebot, das verdanke ich Ihnen allein, Sie haben ihn in diesem Glauben bestärkt, Sie haben Oel ins Feuer gegossen, Ihre Falschheit allein ist Schuld, daß der König sein mir gegebenes heiliges Wort verletzt.

Lauzun hätte noch lange diese Bußpredigt fortsetzen können, denn seine zerknirschte Zuhörerin vermochte vor Schrecken kaum sich aufrecht zu erhalten, und dachte nicht daran ihm zu antworten oder sich zu vertheidigen. Doch sie waren in diesem Augenblick am Schauspielsaal angelangt, wo Lauzun verstummen mußte, und mit einer tiefen Verbeugung von seiner Dame sich entfernte.

Athemlos, an allen Gliedern gelähmt, sank diese in den ersten besten Sessel in tiefe Ohnmacht hin. Der ganze Hof kam darüber in Allarm, sogar der König vergaß sich so weit, ihr im Angesicht der Königin zu Hülfe zu eilen; Frau von Montespan mußte weggetragen werden, uud das Reden und Fragen über diesen unerklärlichen Zufall nahm den ganzen Abend über kein Ende in der Gesellschaft.

Als der König späterhin seine Geliebte in ihrem Zimmer besuchte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fand er sie wüthend vor Zorn, zitternd vor Angst, im unruhigsten Zustande von der Welt. Sie klagte ihm unter heißen Thränengüssen die unwürdige Behandlung so sie erlitten, und dabei sträubte sich ihr Haar vor innerem Grausen, und Schauer über Schauer fuhr ihr durch Mark und Bein, denn sie war fest überzeugt, nur mit dem Beistand der dunkeln Mächte könne der Graf das, was sie jedem sterblichen Ohr unhörbar mit dem Könige gesprochen, in der nämlichen Minute erfahren haben. Sie fuhr jeden Augenblick erschrocken zusammen, aus jeder Ecke schienen Teufelslarven ihr entgegen zu

grinsen, während sie mit schwacher Stimme ihren Beleidiger anklagte, und sie wagte es kaum Rache zu fordern, so sehnlich sie darnach verlangte. Auch der König, hocherzürnt wie er war, konnte dennoch sich nicht enthalten, zwischendurch in tiefes Nachdenken zu verfallen.

In welcher gegenseitigen Spannung der König und Lauzun am folgenden Morgen einander wiedersahen, ist leicht zu ermessen, auch ertrug Letzterer diesen quälenden Zustand nicht lange. Er ergriff den ersten günstigen Augenblick, in welchem er seinen Herrn ohne Zeugen sprechen konnte, um mit gewohnter Freimüthigkeit ihn abermals an sein Versprechen wegen der Generalfeldzeugmeister-Stelle zu erinnern.

Und Ihr wagt es? erwiederte der König, mühsam seinen Zorn niederkämpfend, Ihr wagt es wirklich noch auf Mazarins Platz Anspruch zu machen? während Ihr es nur meiner zu weit getriebenen Nachsicht verdankt, daß Ihr noch frei und ungestraft an meinem Hofe umherwandelt? Gab ich Euch nicht auf, das Geheimniß der Euch zugedachten Erhebung in treuer Brust zu bewahren, bis ich selbst für gut finden würde es be-

kannt zu machen? Ihr hieltet es nicht für nöthig mir Gehorsam zu leisten, verdankt es nunmehr Eurem indiskreten Uebermuthe, daß diese Stelle Euch verloren ist, und lernt, ein ander Mal bescheidner zu seyn.

Lauzun gerieth außer sich vor Zorn, da er vernahm was ihm nur leere Entschuldigung eines absichtlichen Wortbruchs dünkte, denn er fühlte sich schuldlos; jenes mit dem Kammerdiener gehaltene Gespräch war längst von ihm vergessen. Mit feuersprühenden Augen und glühendem Gesicht trat er einige Schritte zurück, wandte sich etwas abwärts vom Könige, zog, hingerissen von der Macht des Augenblicks, seinen Degen aus der Scheide, zerbrach die Klinge, und legte die Stücke davon dem Könige zu Füßen, mit der deutlich ausgesprochenen Erklärung, daß er einem wortbrüchigen Fürsten nicht länger zu dienen verlange.

Während dieser Scene stand der König mit dem Rücken an ein Fenster gelehnt, und hielt, damit spielend, sein spanisches Rohr in der Hand. Zornbleich, vor Ingrimm sichtbar zusammenschaudernd, faßte er mit furchtbar drohender Gebehrde

den Stock in seiner Hand fester — wandte sich aber im nämlichen Moment dem Fenster zu, öffnete dieses, und warf das Rohr hinab in den Hof. Er schöpfte ein Paar Sekunden lang tiefer Athem, dann kehrte er sich wieder gegen den Grafen. Ich würde mir es nie verzeihen, wenn ich auch vom gerechtesten Zorn mich hätte verleiten lassen, einen Edelmann wie einen Knecht zu behandeln, sprach er, und ging kalt und ernst an ihm vorüber, zum Zimmer hinaus.

Die Folgen dieser Stunde, welche der Graf mit der Ruhe eines Mannes erwartete, dessen Zorn *ausgetobt* hat, blieben nicht lange aus. Eine Lettre de Cachet sandte ihn noch am nämlichen Abend in die Bastille, wo ihm in einem der schauerlichen Thürme seine düstre, von allem Leben geschiedene Wohnung angewiesen ward. Welch ein Abstand von dem fröhlichen glanzerfüllten Hofe, den er eben verlassen, zu diesen schmutziggrauen Mauern, in denen durch ein kaum sichtbares Gitterfenster, ihm sogar das Tageslicht nur spärlich zugemessen ward!

Farblos wie die Wände, die ihn umgaben, lag die Zukunft vor ihm, ohne Aussicht auf

irgend eine Veränderung oder auch nur Unterbrechung seines jetzigen Zustandes, auf gerichtliches Verhör, auf Anklage und Vertheidigung.

Diese furchtbaren Lettres de Cachet, diese entsetzliche Erfindung des wüthendsten Despotism, lieferten damals ihre Opfer in möglichster Stille dem Elende aus, eben so hoffnungslos, als wären diese nach dem Spruche des Richters der Welt der ewigen Verdammniß verfallen. Der König sendete sie völlig nach Willkühr aus, und gewährte sie zuweilen seinen Günstlingen als Gnadenbezeichnungen, die sie im Namen ihrer Günstlinge von ihm erbaten, wenn ohne direkten Mord irgend ein lästiges Daseyn, aus der Liste der Lebendigen gestrichen werden sollte. Die Macht verjährter Gewohnheit, welche den König, fast ohne Ahnung von Unrecht, die entsetzliche Gewalt die ihm gegeben war üben ließ, verblendete zum Glück auch Hof und Stadt gegen die, Jedem stündlich drohende Gefahr, sonst hätte Niemand in Paris des Lebens froh werden können. Denn keiner war sicher, nicht am nächsten Morgen, aus einer glänzenden genußreichen Existenz, hinaus in die düstre Nacht eines dumpfen Kerkers gerissen zu werden. Nicht

Rang, Alter, Geschlecht, sogar nicht ein flecken-loses Leben schützte dagegen; man sah es fast täg-lich geschehen, und eben deswegen dachte fast Niemand daran, daß ihn zunächst dieses Loos treffen könne. Es ging ihnen Allen damit, wie uns Allen mit dem Tode; der Entschwundene war schnell vergessen, und jeder lebte nach wie vor für eigne Rechnung fort.

Dem Grafen Lauzun war indessen ein besseres Loos gefallen; eine leise Stimme sprach noch immer in des Königs Herzen für den ihm einst Liebgewesenen, den er überall ungern vermißte, wenn er gleich sich selbst dies nicht eingestehen mochte. Daher ward es Denen, welche dem armen Gefangnen wohlwollten, nicht schwer, seinen Herrn auf mancherlei Weise ihm geneigter zu stimmen. Ein großer Theil seines Vergehens ward der bekannten, sogar zum Sprichwort gewordenen, leicht erregbaren Hitze des gaskonischen Blutes zu-geschrieben; man gab dem Könige zu bedenken, daß das schmerzliche Gefühl des Fehlschlagens einer so außerordentlichen, auf sein heiliges Wort gebauten Hoffnung, der augenblicklichen Selbst-vergessenheit des Unglücklichen wohl einigermaßen

zur Entschuldigung dienen könne; und so kam es wirklich dahin, daß Lauzun, nach einigen im Kerker verlebten Wochen, zur ganz ungewohnten Stunde, eilende Schritte heran nahen hörte. Riegel rasselten, Schlösser klirrten, knarrend bewegte sich die schwere Thüre, und hinein zu ihm trat der Ritter von Guitry, sein treuergebener Freund, der ihm frühere bedeutende Dienste, mit der innigsten Anhänglichkeit lohnte.

Thränen füllten des Ritters gute ehrliche Augen, da er den Freund in diesen Umgebungen erblickte, dessen verfallene Gestalt und zerstörtes Aeußere, schon deutliche Spuren des erlittenen Ungemachs zeigten.

Guitry! rief ihm dieser mit frohem Erstaunen entgegen, und seine Wange färbte sich wieder wie einst in bessern Tagen; kommst Du mich zu besuchen, treuer Freund? oder — setzte er plötzlich ernster werdend hinzu — haben sie auch Dich hierher gesandt? neigt auch Deine glänzende Bahn sich schon dem Untergange zu?

Der König sendet mich als Bote der Gnade, des Friedens; erwiederte der Ritter, indem er den Gefangnen freudig in seine Arme schloß. Halt! halt!

antwortete Lauzun mit einiger Bitterkeit, Du siehst, ich bin zu schlecht meublirt um einen so hohen Gesandten nach Würde empfangen zu können; Du hast nur zwischen meinem Bette hier und meinem Sessel dort die Wahl, um darauf Platz zu nehmen, während ich in Demuth anhöre, was mir die Huld meines Monarchen durch Dich verkündigen läßt.

Nicht diesen Ton! bat Guitry, vergiß nicht, wie sehr Du den König gereizt hast.

Hat er mich etwa weniger gereizt? brach der tiefverwundete Lauzun jetzt los, oder wäre es vielleicht dem Unterthan Pflicht, die Wortbrüchigkeit seines Herrn, als eine königliche Eigenschaft, in Demuth und im Staube bewundernd zu verehren? Ist es uns zu verargen, wenn das ganz Sinnlose auch uns toll macht, und uns aus dem gewohnten Gleise treibt?

Ludwig ist nicht minder gütig als gerecht; erwiederte beschwichtigend der Ritter, sein königlicher Sinn fühlt, er habe nicht so an Dir gehandelt, daß keine mildernde Entschuldigung Deines Vergehens denkbar wäre, daher wünscht er wieder gut zu machen, was er selbst vielleicht versah, ja er

will mehr als das, er sendet mich deshalb — —
Um mir endlich meine Ernennung zum General-feldzeugmeister zu verkünden! fiel Lauzun rasch ihm ein.

O Du ächter Gaskogner, wo denkst Du hin! rief lächelnd der Ritter; Unmögliches zu fordern ist Kinderei, mein Freund! jene Stelle ist längst durch den Duc de Lude besetzt; Dir aber bietet der König die eines Hauptmanns bei seiner Leib-garde. Du weißt selbst, die Ersten im Reiche fühlen sich durch eine solche geehrt, indem sie als den höchsten Beweis des königlichen Vertrauens sie betrachten.

Lege mich dem Monarchen zu Füßen, so tief und platt als es Dir beliebt, erwiederte der Graf mit bitterm Lachen, aber mache ihm zugleich verständlich, daß der arme gefangne Lauzun nicht mit sich handeln läßt; daß er lieber in seinem Thurme, lebend oder todt, als Denkmal von Fürstentreue und Gerechtigkeit verharren will.

Nach langen fruchtlosen Bitten und Kämpfen, sah Guitry sich endlich genöthigt, den Sinn dieser Antwort seines Freundes, in möglichst gemilderten Ausdrücken, dem Könige wirklich zu

überbringen, der sich von einer so unerhörten Weigerung Anfangs freilich nicht wenig verletzt fühlte. Doch die alte Neigung zu dem Widerspenstigen ließ sich, selbst durch die Künste der Frau von Montespan, immer noch nicht ersticken; der Wunsch, ihn wieder um sich zu haben, ward vielleicht noch mächtiger in seinem Gemüthe, durch die Schwierigkeiten die sich dessen Erfüllung entgegenstellten, und so mußte denn nach wenigen Tagen, zu aller Welt Erstaunen, Guitry in den Kerker seines Freundes zurück, um seine Ueberredungskunst zum zweiten Mal an ihm zu versuchen.

Er fand ihn wo möglich noch störriger als das erste Mal. „Nun so habe denn Deinen Willen!“ rief der Ritter endlich halb unwillig halb traurig aus, nachdem er sich mehrere Stunden lang vergebens abgemüht hatte, den Grafen von seinem Unrecht zu überzeugen. „Habe Deinen Willen, und möge der Eigensinn nie sich beugen, der Dich jetzt so standhaft macht, damit Du Muth behaltest, Dein selbst gewähltes Loos zu ertragen. Wie werden alle die Dich lieben, sich um Dich betrüben! Deine Schwestern, Dein Oheim Grammont, der edle Guiche! Und was

wird die Prinzessin“ — „Anna von Montpensier!“ fiel Lauzun jetzt ihm ein, „täusche mich nicht, denkt sie noch meiner? Hat sie bemerkt, daß sie mich nicht mehr sieht?“

„Du verdienst weder die Liebe Deiner Freunde noch das Andenken der Prinzessin;“ antwortete Guitry, „denn Du bist nicht einmal wahr gegen uns; wie ließen sich sonst diese demüthigen Zweifel, mit dem Trotz Deines übrigen Betragens reimen?“

„Hat sie wirklich meiner gedacht? ausdrücklich meinen Namen genannt?“ fragte Lauzun mit Heftigkeit. „Ich antworte Dir nicht mehr,“ erwiederte der Ritter und wandte dem Ausgange sich zu; doch Lauzun hielt ihn auf; Auge in Auge standen beide eine Weile schweigend einander gegenüber, ein tiefer Seufzer rang sich aus Lauzuns hochbewegter Brust.

„Guitry,“ sprach er endlich, „mehr als all' Dein Bitten und Zureden, haben Deine letztgesprochenen Worte mich daran erinnert, wie schön das Leben im Sonnenlicht sey, wie groß das Opfer, das ich zu bringen im Begriff stehe! sie haben hier einen Sturm erregt der — sage mir, bei

Deiner Ehre beschwöre ich Dich, darf ich zurücktreten? wird kein Flecken an mir haften? Wahr ist's, mich bindet nur mein eigner Wille, und Hunderte verließen vor mir dieses Grab, die" — „Vollende nicht," rief hocherfreut der Ritter, indem er hinauseilte, „suche nicht Entschuldigungen dafür, daß Du endlich Vernunft annehmen willst; überlasse Deine Sache mir, ich will sie schon führen."

Am folgenden Morgen stand Lauzun wieder vor seinem Könige, der ihn huldvoll empfing, und, sobald die dennoch etwas peinliche Stunde des ersten Wiedersehens überstanden war, ihn auf eine Weise behandelte, welche deutlich bewieß, wie sehr er für alles Erlittene ihn zu entschädigen wünsche. Daß der ganze Hof dem königlichen Beispiel folgen würde, stand zu erwarten; Freunde und Feinde drängten sich zuvorkommend um den Wiedererstandenen, und sogar Frau von Montespan schien die früher von ihm erlittene Beleidigung entweder vergessen zu haben, oder ihn für bestraft genug zu halten, um ihm verzeihen zu können. Lauzun ließ das alles sehr gleichmüthig an sich vorübergehen; nur das Wiedersehen der

Prinzessin von Montpensier brachte ihn einigermaßen aus dem Gleichgewicht; und die unsägliche Huld, mit der sie ihn immer näher in ihren Zauberkreis zog, ließ ihn zuweilen König und Welt im süßesten Taumel vergessen.

Eines Morgens, da er, wie oft geschah, ihr seine Aufwartung machen wollte, fand er sie allein in ihrem Kabinet; ihr Blick begrüßte ihn mit einem ganz ungewohnten Ausdruck von Befangenheit, es schien, als trage sie eine Last auf dem Herzen, die sie durch Mittheilung zu erleichtern wünsche, ohne sich dennoch sogleich dazu entschließen zu können. Ihre augenscheinliche Verlegenheit ergriff auch den Grafen; schon war er im Begriff sich ehrerbietig in das offenstehende Vorzimmer zurückzuziehen, als die Fürstin ihm winkte näher zu treten.

„Sie sind der Freund des Königs," fing sie, nach einigem Zögern, hocherröthend mit ungewöhnlicher leiser Stimme an, „Sie unterstützen ihn oft mit Ihrem Rath; auch ich bedarf in diesem Augenblick eines solchen Beistandes. Wollen Sie dieser seyn?" Graf Lauzun antwortete nur mit einer Verbeugung, die Hand auf dem Herzen.

„Ich bin des Lebens, das ich führe, herzlich müde,“ fuhr die Prinzessin im Verfolg ihrer Rede immer lebhafter werdend fort, „ich bin müde dieses zwecklosen Umhertreibens im ewigen glänzenden Einerlei, das mir nichts Erfreuliches, nicht einmal etwas Neues mehr bieten kann. Auch hasse ich die einander durchkreuzenden Pläne derer, die mich unablässig bewachen, um mich, oder vielmehr meine Besitzungen, einst, wäre es auch wenn ich nicht mehr bin, als Grundstein künftiger Größe zu benutzen. So steht mit mir, im Innern meiner Familie; von Außen machen mir die Bewerbungen, ich möchte sagen die Verfolgungen um meine Hand, von Tag zu Tage mehr Langeweile. Ich stehe zu hoch, als daß ich die eines ausländischen Prinzen bedürfte, um mich noch höher zu heben. Was kann man mir bieten das ich nicht schon besäße? Womit kann der erste Thron in Europa mich für mein schönes Vaterland entschädigen, welches mir alles gewährt, was Sterblichen wünschenswerth dünkt? Macht, Rang, Ansehen und Reichthum.“ Die Prinzessin schwieg, um dem Grafen zur Antwort Zeit zu lassen, doch da dieser noch immer nichts erwiederte, ergriff sie

von neuem das Wort. „Ich bin jetzt fest entschlossen, wo möglich, hier in meinem Vaterlande glücklich zu seyn; indem ich ein Wesen beglücke das mich liebt, das ich wieder lieben darf; ich will mich vermählen, Graf Lauzun, und meinen künftigen Gemahl unter dem hohen Adel meines Landes, unter den treuen Dienern meines königlichen Verwandten und Herrn wählen."

Lauzun fühlte die Nothwendigkeit, der Prinzessin endlich antworten zu müssen, doch, von aller ihm sonst eigenen Geistesgegenwart verlassen, vermochte er es kaum einige unzusammenhängende Worte ziemlich unverständlich herauszustottern. Zum Glück war die Prinzessin selbst zu bewegt um dies zu bemerken, sie rang sichtbar nach Fassung, um weiter reden zu können.

„Ich bin überzeugt," sprach sie, „keinen Fehltritt gethan zu haben, indem ich in dieser wichtigsten Angelegenheit meines Lebens, mir den Freund dessen, der auch mein geliebtester Freund ist, zum Rath erwähle." „Und der König?" brachte Lauzun endlich mühsam hervor. „Er kennt und billigt meinen Entschluß, so wie die Gründe, die mich bewogen ihn zu fassen," war

die Antwort, „aber er versagt es mir, meine Wahl zu lenken; und wie schwer ist es, allein, unter so vielen Würdigen den Würdigsten zu wählen! — Doch warum sollte ich Sie täuschen wollen? setzte sie nach kurzem Schweigen gesenkten Blickes hinzu, meine Wahl, Graf, ich glaube sie ist getroffen, doch traue ich meinem Herzen — ich wollte sagen, meiner Einsicht nicht unbedingt genug; ich wünsche Bestätigung — ich wünsche — Sie Lauzun sind es, Sie den ich mir ersehen habe — mir entscheidend zu rathen; Ihnen nenne ich den Namen, den ich selbst dem Könige noch nicht nannte."

Sie schwieg, im ganzen Gesichte erglühend, während Lauzun todtenbleich ward. „O nein, nein!" rief er ganz außer sich, mit gebogenem Knie, in der demüthigsten Stellung. „Nennen Sie mir den Namen des Glücklichen nicht, aus Barmherzigkeit nicht. Wie könnte ich hier entscheiden?" setzte er mühsam gefaßt hinzu, „und wenn ich es wagte, und mein Ausspruch hätte das Unglück, Ihrer königlichen Hoheit zu mißfallen."

„Diese Feigheit liegt nicht in Ihrer Natur, Graf Lauzun, und Sie sind in diesem Augenblick

nicht so offen gegen mich, als mein unumschränktes Vertrauen es verdient," erwiederte ihm die Prinzessin mit einiger Hoheit „Wer könnte tiefer das Ehrende dieses gnädigen Vertrauens empfinden als ich!" antwortete Lauzun, „doch nicht minder tief fühle ich, wie schwer es sey, sich dessen würdig zu bezeigen."

„Wissen Sie wohl, daß man diesen Ausflüchten eine etwas beleidigende Seite abgewinnen könnte?" sprach die Prinzessin, wandte sich von ihm ab, stand von ihrem Armstuhl auf, und näherte sich der offenstehenden Thüre des Zimmers, in welchem ihre Damen und einige Herren des Hofes, in witzigen Reden und Gegenreden, mit jener ihre Zeit bezeichnenden frivolen Galanterie, die Stunden sich verkürzten. Lauzun folgte ihr, ohne recht zu wissen was er that; die auffallende Bewegung, in der er sich befand, ermangelte nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, welche sein langes Tête à Tête mit der Prinzessin schon erregt hatte; doch er, mit sich selbst zu beschäftigt, bemerkte dies nicht, sondern entzog sich dem glänzenden Kreise sobald als möglich, um in der Einsamkeit über das eben Erlebte nachzudenken.

Lange mühte er sich vergebens, alle die Wünsche, Hoffnungen, Besorgnisse, die in diesem Moment sich tobend in seinem Innern durchkreuzten, seiner Vernunft unterzuordnen. Er schauderte vor Ingrimm bei dem Gedanken, vielleicht durch eigne Schuld das Ziel des Spottes der hohen Frau geworden zu seyn, dann aber verwarf er auch gleich wieder diesen Einfall, als ihrer und seiner unwürdig; doch nun ergriff ihn die Furcht, durch zu ängstliches Abwenden ihr Vertrauen verscherzt zu haben. So schwankte er lange zwischen Himmel und Hölle, bis er endlich halb verzweifelnd den Entschluß faßte, sich von dieser quälenden Ungewißheit um jeden Preis zu befreien; durch Bitten und Verheißungen unbedingter Aufrichtigkeit die Erklärung von der Prinzessin zu erringen, der er eben so mühsam aus dem Wege gegangen war, dann aber auch mit Freimuth und Selbstopferung ihr Vertrauen zu verdienen, und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen.

Erst zur späten Abendzeit gelang es ihm wieder, in ihre Nähe zu gelangen; es war auf einem Maskenball, bei welchem der König mit seinen nächsten Umgebungen als arkadische Schäfer

gekleidet erschienen. In ihren steifen, mit Edelsteinen besäeten Kleidern von Goldbrokat, gewaltige große ganz goldne Schäferstäbe in den Händen, mit großen schimmernden Blumenkränzen auf dem wohl gepuderten und pomadirten, lang herabhängendem Haare, würden sie, trotz der großen Pracht ihres Anzuges, in unsern Tagen wohl eine ziemlich lächerliche Figur spielen, doch der verdorbene Geschmack jener Zeit fand das alles ganz vortrefflich. Anna von Montpensier, in provenzalischer Nationaltracht, nicht minder reich, aber weit geschmackvoller gekleidet als jene idealisirten Schäfer, nahm sich weit besser aus. Der ländliche Anzug gab ihr etwas Mildes, Fremdes, ungemein Reizendes, und erhöhte des Grafen Muth, indem er ihr nahte.

„Darf ein Reuiger erflehen, was er in unseliger Blindheit vor wenigen Stunden von sich wies?“ flüsterte er ihr zu.

„Hütet Euch vor dem Wolf, mein schöner Schäfer, vergeßt ja nicht Eurer gewohnten Vorsicht, laßt sie ja nicht aus der Acht,“ war die in halb lustigem halb gereiztem Ton, leicht hingeworfene Antwort.

„Ich fürchte nichts, denn ich habe nichts mehr zu verlieren, und dies verdanke ich mir selbst,“ erwiederte Lauzun, „doch ach meine Fürstin!“ setzte er gleich darauf bittend hinzu, „erlauben Sie mir jetzt dies Maskenspiel nicht fortzusetzen, ich fühle mich in diesem Augenblick ihm nicht gewachsen. Wüßten Sie welch' ein Kampf seit diesem Morgen hier in meiner Brust tobt! Kennten Sie meine Reue, das heiße Sehnen, mein ganzes Daseyn einzig Ihrem Dienste zu weihen! Ihr heute mir bewiesenes Vertrauen, seit ich das Unerwartete desselben bezwungen habe, *hebt mich* über mich selbst; ich fühle Muth *es* um jeden Preis verdienen zu wollen, schenken Sie es mir wieder, und ich schwöre Ihnen, wenigstens durch Treue und Aufrichtigkeit mich dessen werth zu machen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen.“

Lauzuns Stimme bebte merklich, auch die Prinzessin war sehr bewegt; lange blickte sie schweigend und zögernd ihn an. „Ist mir doch,“ sprach sie endlich, „als wäre ich nicht mehr die, die ich diesen Morgen war; damals hatte ich Muth; Ihre Aengstlichkeit, Graf Lauzun, hat,

glaube ich, auch mich ängstlich gemacht.“ Sie schwieg wieder, ein feuchter Schimmer strahlte in ihrem schönen blauen Auge, ein wehmüthig furchtsames Lächeln umspielte ihre eben sich wieder öffnenden Lippen — da verkündete die Wanduhr in hell durch den Saal schwirrenden Schlägen die zwölfte Stunde, und die Prinzessin fuhr erschrokken zusammen. „Es ist Mitternacht und der Freitag bricht an, sprach sie erbleichend, das ist ein böser, Unheil bringender Tag, an dem nichts Glückliches begonnen werden kann. Jetzt darf ich Ihnen den Namen nicht nennen, mir ist, als sey mein Glück schon halb verscherzt, weil ich gerade in dieser Minute es nur gewollt, und trübe Ahnungen ziehen mir die Brust zusammen. Gehen Sie jetzt, Graf, zum Könige. Gute Nacht; Morgen, Sonnabend, bei der Königin,“ setzte sie flüchtig hinzu, indem sie ihren Damen herbeiwinkte, die in einiger Entfernung von ihr standen.

Als sie sich mit diesen entfernte, blickte Lauzun gedankenvoll ihr nach, und wagte es nicht, einen, in jenen Tagen beinah allgemein herrschenden Aberglauben bekämpfen zu wollen, von dem

er sich selbst vielleicht nicht ganz frei fühlte. Träge an einander hinschleichend, führten die Stunden endlich den Abend herbei, der all' sein Hoffen und Fürchten beenden sollte. Schon längst schufen Hunderte von Wachskerzen, in den Zimmern der Königin die Nacht zum hellsten Sonnenschein um; ihre Strahlen prallten, ins tausendfache vervielfältigt, von den vergoldeten Wänden zurück, und der feenhafte Schimmer der blitzenden Juwelen, der funkelnden Stickereien, der unzähligen Girandolen aus Bergkristall, verbreitete ein eignes, in allen Farben des Regenbogens spielendes Leuchten, durch die mit Wohlgerüchen beladne Luft. Die Düchessen, auf ihren ziemlich unbequemen Taburets bildeten einen beneideten Halbkreis, um die in ihrem Armstuhl thronende Königin, und blickten stolz auf die zahlreiche Schaar der übrigen Damen, der Gräfinnen, Marquisinen, Vicomtessen, welche von der unerbittlichen Hofetikette zu ewigem Stehen verdammt, nur mühsam noch sich aufrecht erhielten. Galanterie, Intrigue, höflich leeres Geschwätz schwirrte flüsternd durch den Saal. Die Unterhaltung war, wie sie an solchen Orten zu seyn pflegt: leise, gemessen, bedächtig in der Nähe der

Königin; lebhafter, mit erhöhtem Interesse, je weiter sie von dieser sich entfernte.

Neben einem großen Spiegel, von den übrigen ein wenig abgewendet, saß sinnig in sich gekehrt Anna von Montpensier auf ihrem Sessel, der ihr als Tochter von Frankreich gebührte. Der Abend war schon weit vorgerückt, und noch immer hatte sie den Namen nicht genannt, noch immer nicht den günstigen Moment gefunden, den Grafen Lauzun in ihre Nähe zu bringen; sie war, vielleicht sich selbst unbewußt, ihm sogar aus dem Wege gegangen, denn auch in dem Busen der Fürstinnen schlägt ein banges, trotziges und verzagtes Mädchenherz. Jetzt durchflog ihr Auge noch einmal die glänzenden Reihen der Versammlung, und fand den Einzigen den es suchte, in einer nicht weit von ihr entfernten Ecke des Saals, in ihrem Anschauen verloren. Es war ihr in dem Moment, als flüsterten freundliche Geisterstimmen ihr den Ausweg zu, ihre bange Scheu zu besiegen; ein tiefes Erröthen, ein kurzes Bedenken, und schnell, als wolle sie sich selbst keine Zeit zum Ueberlegen lassen, wandte sie sich dem Spiegel zu, um scheinbar an dem aus Edelsteinen zusammengesetzten

Blumenstrauß, den sie an der Brust trug, etwas zu ordnen. Noch einmal blickte sie im Glase nach jener Ecke, der sie jetzt den Rücken zuwandte. Lauzun stand noch da, sie sah, wie sein scharfes Auge jeder, auch der kleinsten ihrer Bewegungen, aufmerksam folgte. Leise, wie Engel schlafende Kinder küssen, wehte ihr Athem über den Spiegel, und mit leichtem Finger, in großen Karakteren schrieb sie: C'est vous, auf die von ihrem Hauch getrübte Fläche hin. Dann sank sie erschöpft in ihren Sessel zurück; die magische Schrift war eben so schnell als sie entstanden, spurlos verschwunden.

Die Königin erhob sich jetzt zum Aufbruch, alles drängte sich ehrerbietig zusammen, um ihr Raum zu machen, und der dadurch entstehende Tumult gab glücklicherweise der Prinzessin Zeit, sich unbemerkt zu erholen. Auch sie mußte sich jetzt mit ihren Damen nach dem Palast Luxemburg zurückbegeben; im Vorübergehen suchte ihr Auge noch einmal den glücklichen Lauzun, freudebleich stand er noch an der nämlichen Stelle, sie sah, er hatte gelesen und verstanden, sie fühlte wie seine Blicke ihr folgten, aber sie vermochte es

nicht, nach ihm umzublicken. Im höchsten Taumel des Entzückens begleitete er sie, ohne ihr zu nahen, bis zum Wagen; „c'est vous," stand wohin er blicken mochte, vor seinen Augen, c'est vous stand mit Flammenschrift in seinem Herzen, c'est vous am gestirnten Himmel. Er dachte nichts, konnte nichts anders denken, als diese zwei Worte, er entschlief mit dem Gedanken daran, und sie leuchteten durch alle seine Träume in dieser glücklichen Nacht.

Bin ich bei Sinnen? bin ich ein Thor? fragte Lauzun sich selbst, als beim Erwachen seinem kühler gewordenen Sinn, das Ereigniß der vergangenen Nacht, nur wie ein Traumbild noch vorschwebte. Der alte Kampf begann von neuem, bald hatte er Mitleid mit sich selbst wegen seiner thörichten Einbildung, bald prieß er sich jubelnd den Glücklichsten der Erde. Ich muß sie sehen, beschloß er endlich, sie wird mir wohl zu verstehen geben, ob ich geträumt habe.

Er sah sie in der Hofkapelle beim Hochamt an der Seite der Königin wieder; in Andacht versunken schien sie ihn nicht zu bemerken, denn reiner und inniger stieg wohl nie aus einem

Fürstenstuhl ein Gebet zum Himmel auf, als Anna's Gebet in diesem entscheidenden Wendepunkte ihres Lebens.

Nach beendetem Gottesdienste erhob sich die Prinzessin, um der Königin in den Louvre zu den königlichen Kindern zu folgen, und Lauzun erfreute sich zum ersten Mal recht von Herzen seiner ausgezeichneten Stellung am Hofe, die ihm vergönnte, die Fürstinnen dorthin zu begleiten. In freudiger Beklommenheit lauschte Anna von Montpensier dem Klange seiner Schritte, ohne sich doch nach ihm umzusehen; sie kannte sich selbst kaum, so verändert fühlte sie sich, so verlassen von der ihr sonst eigenthümlichen Kraft und Geistesgegenwart. Ja ihre Verlegenheit stieg bis zum Peinlichen, als nun vollends die Königin sich mit den Gouvernantinnen in ein Nebenzimmer begab, und sie mit dem Grafen allein ließ.

Ohne recht genau zu wissen, was sie that, ließ sie sich halb knieend halb sitzend, in höchst anmuthiger Stellung, auf einem großen Kissen nieder, das für die Kinder bestimmt, neben dem Kaminfeuer lag, während der Graf, diesen freien Moment benutzend, sich ihr näherte. „Ich sterbe

vor Kälte," sprach sie, um doch Etwas zu sagen, dabei wagte sie es nicht aufzublicken, sondern schien nur darauf bedacht, die schönen Hände am Feuer zu erwärmen.

„Und ich! o meine königliche Herrin, und ich! ich mag diese Strafe wohl verdient haben," erwiederte Lauzun in sichtbarer Bewegung. Die Prinzessin sah fragenden Blickes zu ihm auf, — „dieser Spott" setzte er kaum hörbar hinzu. „Und glauben Sie wirklich, daß ich Ihrer spotte?" fragte jetzt aufstehend die Prinzessin, und sah ihm dabei mit einem, nur ihr eigenen Ausdruck von Treue, Klarheit und dem reinst'n Vertrauen ins Gesicht; Beider Augen begegneten einander und nun bedurfte es zwischen ihnen keiner Worte mehr. Entzückt, betäubt, alles vergessend, war Lauzun im Begriff, zu den Füßen seiner hohen Geliebten hinzusinken, doch sie war nun wieder sie selbst, und ihr Wink machte ihn noch zur rechten Zeit darauf aufmerksam, daß die Königin eben wieder ins Zimmer trat.

Noch an dem nämlichen Sonntag-Abend fand und ergriff die Prinzessin einen günstigen Augenblick, um dem Könige, freilich unter gewaltigem

Herzklopfen, den Namen des Mannes, den sie gewählt, zu entdecken. „Daß Sie vor Allen ihn auszeichneten, Sire," sprach sie, „das machte zuerst mich ihm geneigt; daß er Ihr Unterthan, daß er ein französischer Edelmann, daß er einer der Wächter für die Sicherheit Ihrer geheiligten Person ist, das, mein König, setzt ihn in meinen Augen jedem Fürsten des Auslandes gleich. Es wird künftig mein Stolz, die einzige Freude meines Lebens seyn, für die ich Gott täglich danke, daß ich in einer Lage bin, die mir erlaubt, diesen ausgezeichnet edlen Menschen, den redlichsten in Ihrem Königreich, auch durch Glanz und Reichthum auszuzeichnen, so daß er die, welche bisher aus Eigennutz um meine Hand warben, auch im Aeußern so überstrahlen soll, wie er an innern Werth ihnen überlegen ist."

Ernst und theilnehmend hörte der König die Herzensergießungen seiner Verwandtin an. „Fern sey es von mir," antwortete er ihr, „eine so hohe Gunst des Geschicks von dem Manne abwenden zu wollen, der mir werth ist; aber eher opfre ich Alles, als daß man auch nur argwöhnen soll, ich sey fähig, das Glück eines Günst-

lings auf Kosten einer geliebten, mir so nahe verwandten Fürstin zu erbauen! Darum, theure Anna! maaße ich mir bei Ihrer Wahl keine Stimme an, ich überlasse Sie ganz Ihrem schönen Herzen und Ihrem hellen Geist. Ich bleibe Ihr Freund, liebe Cousine, nie, in keiner Lage Ihres Lebens sollen Sie mich verändert finden. Seyn Sie glücklich, indem Sie Glück um sich verbreiten, und nehmen Sie nur noch die Warnung mit, ja der Vorsicht nicht zu vergessen, denn Lauzun hat mächtige Feinde."

„Wer kann uns schaden! wer will wider uns seyn, wenn der König für uns ist," rief Anna entzückt, und neigte sich um seine Hand zu küssen; doch er nahm sie lächelnd in seine Arme, küßte ihre Stirne und entließ sie.

Nichts kann dem Aufsehen, dem Lärmen, der Verwunderung verglichen werden, die über ganz Paris sich verbreitete, da am folgenden Tage die Nachricht von der nahen, auf den nächsten Sonntag schon festgesetzten Vermählung der Prinzessin am Hofe bekannt gemacht ward. Wie betäubt lief alles gegen einander, alle fragten und antworteten in einem Athem, jeder erzählte dem an-

dern die unerhörte Neuigkeit, die ihm dieser im nämlichen Moment ebenfalls erzählte, und vermaß sich dabei hoch und theuer, sie weder begreifen noch glauben zu können. „Wenn Ihr schreit," schrieb Frau von Sevigné an ihre Tochter in der Provinz, indem sie ihr Lauzuns unerhörtes Glück meldete, „wenn Ihr außer euch seyd, wenn Ihr behauptet, daß wir Euch eine Fabel von sehr alberner Erfindung schreiben, kurz, wenn Ihr auf uns schimpft und uns Injurien sagt, so habt Ihr sehr recht; denn wir alle haben es hier in Paris einander eben so gemacht."

Der ganze hohe Adel von Frankreich fühlte sich durch die unerhörte Auszeichnung geehrt, welche die Prinzessin Einem aus dessen Mitte widerfahren ließ, und eine Anzahl Glückwünschender aus den ersten Familien strömte von nun an im Palaste Luxemburg aus und ein, ja Viele der Vornehmsten, der Herzog von Richelieu an der Spitze, dankten ihr knieend für die hohe Ehre, die sie in der Wahl Ihres Gemahls ihnen allen erzeigt. Lauzuns Verwandte und nähere Freunde, Männer und Frauen, drängten, unerschöpflich an Freudenbezeugungen und Danksagungen, sich um sie her,

sie umfaßten ihre Knie, küßten ihre Hände, sogar den Saum ihres Gewandes. Anna von Montpensier schwamm in Wonne und Entzücken; „liebt ihn, ach liebt ihn doch recht innig, recht herzlich," rief sie im freudigsten Taumel ihnen zu, „die ganze Welt hat ja nicht Liebe genug, um ihm nach Würden zu lohnen."

Die königliche Familie, den König ausgenommen, befanden sich freilich in dieser Zeit in einer der öffentlichen sehr entgegengesetzten Stimmung. Vor allen zürnte die Königin, denn sie hatte auf die bedeutende Erbschaft ihrer Anverwandtin die glänzendsten Pläne für ihren jüngern Sohn, den Herzog von Anjou, gebaut, im Fall diese, wie sie gehofft, unvermählt bliebe. Sie war schwach genug, dies der Prinzessin zu sagen, und anstatt ihr Glück zu wünschen, sie mit Vorwürfen zu überhäufen; auch wandte sie Bitten und Schmollen, Flehen und Zürnen, sogar eine unter heißen Thränengüssen durchwachte und durchstrittene Nacht daran, um ihren Gemahl zur Zurücknahme seiner schon ertheilten Erlaubniß zu bewegen; doch dieses war nicht der rechte Weg,

Ludwig den Vierzehnten auf andere Gedanken zu bringen.

Auch Monsieur, der Bruder des Königs, sah durch die Vermählung der Prinzessin die Ausführung eines für ganz sicher gehaltenen Plans gewaltsam zerstört, und äußerte dies ebenfalls ganz unverholen. Seit wenigen Wochen war er Wittwer; seine Gemahlin, Henriette von England, deren unnachahmliche Anmuth und Holdseligkeit uns noch in ihrem, in der Dresdner Gallerie aufbewahrten, von van Dyks Meisterhand geschaffnem Bildniß bezaubert, war von dem Chevalier de Lorraine vergiftet worden, dem verabscheuungswerthen Günstling ihres Gemahls, der deshalb nicht minder sein Günstling blieb, obgleich die That allgemein bekannt war, und Monsieur erwartete nur noch das Ende der ersten Trauerzeit, um seiner reichen Cousine die Hand zu bieten. Sein Vorsatz war am Hofe ein öffentliches Geheimniß, und wahrscheinlich beschleunigten seine Aeußerungen die Ausführung des Entschlusses der Prinzessin von Montpensier, deren Gemüth der Gedanke an ein solches Ehebündniß mit Grauen erfüllen mußte.

Im festen Vertrauen auf den König, achtete die Prinzessin wenig auf den Zorn ihrer übrigen Verwandten; auch Lauzun konnte nur sein Glück denken und die übrige Welt vergessen; doch die welche es mit Beiden wirklich gut meinten, waren bei weitem nicht so sorglos. Mitten unter den Freudenbezeugungen und Glückwünschen erhoben sich warnende Stimmen, welche baten, mit Ausführung des Beschlossenen nicht zu lange zu zögern, dem Grafen ward sogar angerathen, ja nicht unbegleitet und ohne Waffen auszugehen.

Diese Andeutungen wurden freilich Anfangs von den Glücklichen wenig bemerkt, fanden aber doch nach und nach bei der Prinzessin mehr Eingang, da sie, oft und von Vielen wiederholt, ihr zuletzt den Gedanken drohender Gefahr wahrscheinlich machen mußten. Und so ward denn endlich noch am nämlichen Abende beschlossen, die am nächsten Sonntage mit königlicher Pracht im Louvre zu begehenden Vermählungsfeier aufzugeben, und sich schon am nächsten Donnerstage in aller Stille auf dem Lande trauen zu lassen.

Der König ließ sich leicht bewegen, auch hierein zu willigen, nur noch ein einziger Tag lag

zwischen der Gegenwart und dem vollendeten Glücke der Liebenden. War es ein Wunder, daß sie von ihrer Höhe diese unbedeutend scheinende Kluft übersahen, und es vergaßen, wie Ein Schritt und Hundert Meilen vom Ziele im Grunde das nämliche sind.

Diesen letzten Tag brachte die Prinzessin damit zu, den Mann ihrer Wahl durch mehr als königliche Geschenke in den Stand zu setzen, beim Aufgebot von der Kanzel und bei Unterzeichnung des Ehecontracts auf würdige Weise neben ihr erscheinen zu können. Sie übergab ihm im Voraus durch gerichtlich bestätigte Schenkung vier ihrer Herrschaften, deren Werth an zwei und zwanzig Millionen betrug. Diese waren das Herzogthum Montpensier, nach welchem er sich in Zukunft nennen sollte, die Grafschaft Eu, deren Besitz ihn zum ersten Pair von Frankreich erhob, und die beiden reichen Herzogthümer Saint Fargeau und Chattellerault. Lauzun erlag beinahe unter der Last aller dieser Herrlichkeit, es ging ihm damit, wie wenn man, dicht an den untersten Stufen eines herrlichen Doms stehend, den Blick hinauf wendet. Das mächtige Gebäude seines Glücks

drohte den Schwindelnden erdrücken zu wollen; er konnte sich nicht freuen, diese Größe war nicht sein Element, sie verdrängte die Liebe und fesselte sie mit goldnen Ketten in althergebrachte steife Formen, die seinem Gemüth immer fremd geblieben waren.

Endlich brach der Donnerstag an, und alles war zur Fahrt nach Charenton bereit, wo der Geistliche am Altare das Brautpaar erwartete. Nur die Unterzeichnung des Ehecontracts, oder vielmehr dieser selbst fehlte noch. Eine Stunde nach der andern verging in immer ungeduldiger werdender Erwartung; bis endlich die Nachricht kam, daß vor Einbruch der Nacht der Contract nicht von den Notaren fertig zu Stande gebracht werden könne. Die Vermählungsfeier mußte deshalb bis zum folgenden Tage aufgeschoben werden. „Der Freitag!" rief schaudernd die Prinzessin, und bleiches Entsetzen malte sich in allen ihren Zügen, „guter Gott, sollen wir an einem Freitage vor den Altar treten?" Vergebens suchte jetzt Lauzun durch Bitten und Vorstellungen diese bange Furcht aus ihrem sonst so fest entschlossenen, furchtlosen Gemüthe zu verbannen, es war

ihr unmöglich sie zu überwinden; er mußte mit schwerem Herzen in einer fast trostlosen Stimmung sie verlassen, denn seine Pflicht, die er selbst an diesem Tage nicht zu vernachlässigen wagte, rief ihn in die Nähe des Königs.

Vergebens suchte Anna im Geräusch der Besuchenden, die noch immer sie umlagert hielten, dem vorahnenden Gefühle zu entgehen, das nach Lauzuns Entfernung noch schwerer auf ihr lastete. Die Gesichter, die sie umgaben, schienen ihr nicht mehr die von vorgestern und gestern zu seyn. Kalte, lauernde Züge beklemmten ihr den Athem, falsches Lächeln grinste ihr entgegen, wo sie früher nur Liebe und Treue sah.

Jede Stunde sandte sie Boten aus, um durch Drohungen, Bitten, Zureden, glänzende Verheißungen die Ausfertigung des Contractes zu beschleunigen; sie wollte um jeden Preis dem gefürchteten Freitag entgehen, und war entschlossen, selbst mit einbrechender Nacht den Weg nach Charenton anzutreten; doch vergebens. Die Gerichtspersonen beharrten eigensinnig auf dem allerlangsamsten Schneckengang; jede, auch die kleinste Formel mußte zehnmal überlegt werden, überall fand

man Schwierigkeiten und Aufenthalt, man versprach, die ganze Nacht durchzuarbeiten, und hoffte, vielleicht mit Tages Anbruch fertig zu werden.

Endlich, mit sinkendem Abend kehrte der geliebte Freund ihr wieder zurück, doch auch er sah bleich und ermattet aus; tausend neckende Zufälligkeiten hatten den ganzen Tag über ihn verfolgt, nichts, was er unternommen, war ihm gelungen.

Seiner erklärten Feinde hämische Freundlichkeit, seiner wahren Freunde besorgliches Benehmen, sehr eindringliche Warnungen, die von mehreren Seiten ihm zugekommen, alles hatte auch ihn fühlen lassen: Heute sey nicht mehr gestern, und doch konnte er beim ernstlichsten Nachforschen nicht entdecken, was sich eigentlich verändert habe.

Der König war anscheinend gütig gegen ihn wie sonst, doch hatte er ihn den ganzen Tag über wenig und keinen Augenblick ohne Zeugen gesprochen, denn Frau von Montespan war unwohl, und der Monarch hatte viele Stunden bei ihr in ihrem Zimmer zugebracht.

Zum ersten Mal an diesem Tage leuchtete ein Strahl von Freude in Annas Augen, da sie den Freund wieder erblickte; sie streckte hold lächelnd die Hand ihm entgegen und bat ihn, sich vertraulich neben ihr zu setzen; doch er verweigerte dies.

„Lassen Sie mich hier vor Ihnen stehen bleiben, meine angebetete königliche Fürstin, wie es dem Unterthan Ihres Hauses gebührt;“ sprach er, „gönnen Sie mir den Stolz, auch im Schimmer des höchsten Glückes mich und was ich bin nie vergessen zu haben! Noch bin ich betäubt von der unbegreiflichen Wendung, welche das Geschick mit mir genommen hat, noch ist mir immer, als schwebe ich in einem Traume von Himmelsseligkeit, mit dem Bewußtseyn des nahen Erwachens, das mir Alles, Alles rauben wird. Ach! von wem, von welcher Seite wird der Stoß kommen, der mich erweckt?“

„Lauzun!“ rief die Prinzessin, „Sie ängstigen, Sie betrüben mich unaussprechlich!“ Doch er, ohne auf diese Worte zu achten, sank vor ihr auf das Knie. „Vergeben Sie mir,“ rief er,

„wenn ich mit der Offenheit, die ich Ihnen schuldig bin, Ihnen gestehe, daß vor allem mir der Gedanke quälend ist, Sie könnten vielleicht einst bereuen, mich zu sich hinauf gezogen zu haben; es wäre vielleicht jetzt schon nur Edelmuth, nur Festhalten an dem gegebenen Worte, was Sie bewegt, trotz aller sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, das Begonnene zu vollenden. Wenn es so wäre! O überlegen Sie es wohl, es gilt ein ganzes Leben, es gilt vielleicht meine künftige Seligkeit! Glauben Sie mir, Niemand wird Sie tadeln, die Welt wird Sie loben, vielleicht noch mehr Sie bewundern, wenn Sie, und stünden wir schon am Altare —"

„Um Gottes willen welche Sprache!" unterbrach ihn die Prinzessin, „wie wäre es möglich! wie ist es möglich, daß solch ein Gedanke in Ihre Seele kam!"

„Ich bin und sage was ich muß," erwiederte Lauzun, und verbarg sein gesenktes Haupt, wie ein zum Tode Ermatteter, in beide Hände. „Das Unheil schwebt über mir, ich höre den Flügel-

schlag rauschen," sprach er halb vor sich hin, „der Schlag, der mich vernichtet, wird und muß fallen; sollte ich nicht Trost darin finden, wenn er von der hochgeliebten Hand, die das Glück meines Lebens — —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre; Lauzun sprang auf, Beide starrten mit bleichem Entsetzen nach ihr hin. Es war nur eine Dame der Prinzessin, welche ihr die Nachricht brachte, daß der König in einer Viertelstunde sie in seinem Zimmer erwarte. „Gottlob!" rief die Prinzessin hoch aufathmend, „der Contract ist fertig, man hat ihn dem Könige zur Unterzeichnung gebracht, wie verabredet war, und mein gütiger Vetter achtet die späte Abendzeit nicht, um mir eine ruhige Nacht zu gewähren."

Lauzun nahm diese Ansicht der Prinzessin gern an, die auch ihm das Herz wieder leicht machte. In aller Eile wuden jetzt noch einige Verabredungen für den folgenden Morgen wiederholt.

Um vier Uhr wollten sie, nachdem jedes, wie es die Sitte erforderte, bei seinem Beichtvater

gebeichtet, in zwei verschiedenen Wagen von Paris abfahren, um gegen sechs Uhr in Charenton bei der Marschallin von Créqui zusammenzutreffen, wo der Pfarrer des Orts die Trauung verrichten sollte. Von neuem regte sich ein geheimes vorahnendes Weh, da sie jetzt, wenn gleich nur für wenige Stunden, von einander schieden. Lauzun nahm sich mit augenscheinlicher Anstrengung zusammen, doch Anna brach in heiße Thränen aus, da er fort war. „Es ist Freude," sprach sie zu ihrer Dame, „endlich so weit zu seyn, endlich diesen Tag überwunden zu haben!" und ihre Thränen flossen immer reichlicher, aber sie erleichterten ihr nicht das Herz.

Sie fand den König in seinem Zimmer, er war betrübt, in augenscheinlicher Verwirrung; er umarmte sie und hielt sie lange schweigend in seinen Armen, ehe er das Wort nahm.

„Theure Anna," sprach er endlich, „Sie finden mich in Verzweiflung, aber besser ist es, Sie erfahren das Unabänderliche ohne Zögern, und durch mich, Ihren liebenden Freund, dessen Mit-

gefühl Ihren Schmerz lindern wird. Meine geliebte Anna! wir Könige stehen im Angesicht der Welt wie die Sonne am Himmel, deshalb darf kein Flecken an uns haften. In Paris, im ganzen Königreich, ja sogar weit über die Grenzen desselben, im Gebiet, am Throne fremder Fürsten, ich weiß es mit unwiderleglicher Gewißheit, überall geht unbestritten die Sage umher, daß ich Sie opfre, theure Cousine! daß Sie, weil ich es will, dem Glücke Lauzuns, meines Günstlings, geopfert werden, daß ich auf Ihre Kosten ihn zum Range eines Prinzen von Geblüt erhebe. Das darf nicht seyn, meine königliche Ehre vor meinem Volk und der Welt duldet es nicht. Ich fühle Ihren Schmerz, ja sogar das Unrecht, das Sie und er gewissermaßen dabei erdulden, aber Sie müssen Beide es mit Fassung tragen, es gilt dem Heiligsten der Welt, der Ehre Ihres Königs; Sie müssen den Gedanken aufgeben, Lazuns Gemahlin zu seyn."

Wer könnte die Scene schildern, die nun folgte: Annas Schmerz, ihre Vorstellungen, ihre Klagen, ihr Flehen, ihr lieber den Tod zu geben, als sie,

um einer Grille willen, von dem einzig Geliebten zu trennen! Alles war vergebens; der Unerbittliche klagte mit ihr, er kniete neben ihr hin, da sie mit verzweiflungsvollem Flehen ihm zu Füßen sank, er hielt sie Wange an Wange lang umfaßt, seine Thränen mischten sich mit den ihren, er wollte vor Mitleid vergehen, aber er blieb fest bei seinem Entschlusse.

Ludwigs Ruhm galt ihm mehr als sein eignes Gefühl, und man hatte den Weg gefunden, ihn bei dieser seiner schwächsten Seite so künstlich zu ergreifen, daß er es nicht vermochte, sich loszumachen. Frau von Montespan, Lauzuns heimliche, aber um so gefährlichere Feindin, hatte die einst ihr von ihm widerfahrne Beleidigung weder vergessen, noch vergeben, obgleich sie sich das Ansehen zu geben wußte, es sey geschehen. Sie und durch sie die feindlich gesinnten Glieder der Familie des Königs, die keine Mittel scheuten, um zum Zweck zu gelangen, hatten den einzigen Tag zu benutzen gewußt, den der durch ihre Ränke verzögerte Ehecontract ihnen gewährte. Sie hatten es dahin gebracht, daß der König groß zu

handeln glaubte, indem er nur schwach und grausam sich bewieß, und keine Gründe, keine Beweise, die der armen Anna zu Gebote standen, vermochten ihn davon zu überzeugen.

Vernichtet, an Leib und Seele zerrüttet, langte sie wie eine Sterbende in ihrer Wohnung an. Kaum war sie dort, so öffnete sich abermals die Thüre ihres Zimmers, und geführt von seinem treuen Freunde Guitry, begleitet von dem Herzoge von Montanzier und dem Marschall von Créqui, trat Lauzuns bleiche Gestalt herein.

„Der König hat uns befohlen," sprach der Herzog, „den Herrn von Lauzun hieher zu führen, damit er Ihrer königlichen Hoheit für die Gnade und Ehre demüthig danke, die Sie geruhten ihm zuzudenken. Der König ist sehr erfreut über die Unterwürfigkeit, mit der Sie Beide mitten in Ihrem Schmerz sich seinem Willen gefügt haben, er bittet Ihre königliche Hoheit, überzeugt zu seyn, daß er alles thun wird, um Ihnen besonders Beweise seiner Liebe und seiner Erkenntlichkeit zu geben."

„Was kann er thun!“ rief die Prinzessin in wilder Verzweiflung, „was kann er thun, der Ohnmächtige, um mich dafür zu trösten, daß er mein Glück, meine Ruhe, meinen Frieden grausam zertrat? O Lauzun! wie werden Sie, wie werden wir Beide künftig das Leben ertragen!“ dann erhob sie sich plötzlich von dem Ruhebette, auf welches man zuerst die Ohnmächtige gelegt hatte, sie stand auf und ergriff Lauzuns Hand. „Abschied zu nehmen von meinem Glück, von dem Mann, um den ich ewig trauern muß, wird mir doch ohne lästige Zeugen erlaubt seyn?“ sprach sie mit einer Hoheit im Blick und Ton, vor der Lauzuns Begleiter verstummen mußten.

Sie führte Lauzun in das an ihr Zimmer anstoßende Kabinet, das nämliche, wo sie vor wenig Tagen zuerst es versuchte, das stille Geheimniß ihres Herzens ihm zu verrathen; laut weinend sank sie hier an seine Brust, und zum ersten und letzten Male umschlossen sie die Arme des Geliebten.

Auch ihn verließ hier die Festigkeit, mit der

er bis jetzt vor ihr gestanden hatte, auch seinen Augen entquollen heiße, brennende Thränen, mächtige Seufzer der schwer beladenen Brust, doch wenige Minuten nur, dann wandte er sich, und schritt lautlos wie er gekommen wieder von dannen, während die Arme in tiefer Ohnmacht einen kurzen Ruhepunkt von ihrem Schmerze fand. Sie erwachte aus dieser nur zum langen furchtbaren Kampfe zwischen dem Tode und ihrem geplünderten, von nun an freudenarmen Leben.

Ehe dieser Kampf sich entschied, war der unglückliche Lauzun schon längst zum zweiten Mal durch eine Lettre-de-Cachet aus dem Reiche des Lebens verbannt worden; denn trotz aller äußern Ueberredungskünste seiner Feinde, sprach dennoch eine zu laute Stimme in des Königs Herzen von dem Unrecht, welches er erlitten, als daß dieser nicht jedem Versuche, ihn als schuldig darzustellen, hätte Gehör geben sollen; und man ist nie grausamer als gegen die, bei denen man fühlt, daß man ihnen schon einmal Unrecht gethan hat. Daher überredete Ludwig sich selbst, daß er glaube was er im Grunde seines Herzens nie glauben



konnte; er nahm die Beschuldigung für wahr an, daß Lauzun unter der Larve der Unterwürfigkeit nur den Plan verberge, sich dennoch heimlich mit der Prinzessin von Montpensier zu verbinden, und strafte dies supponirte Verbrechen mit beispielloser Härte, um nur den Mann nicht zu sehen, dessen Anblick ihm zum ewigen Vorwurf dienen mußte. Denn Schwäche und Tyrannei gehen Hand in Hand.

Schweigend, in sich gekehrt, bestieg der beklagenswerthe Lauzun den Wagen, der ihn führen sollte, er wußte nicht wohin? In allen Städten auf dem langen Wege erregte sein hartes Geschick die allgemeinste Theilnahme; er nahm dies so gleichgültig auf, als wäre von einem wild Fremden die Rede.

Der Offizier, der ihm zur Begleitung mitgegeben war, strebte, so viel möglich, ihm die traurige Reise zu erleichtern; mit ächt französischer Urbanität suchte er oft, ihm Rede abzugewinnen, um ihm Gelegenheit zu geben, durch Klagen seinem gepreßten Herzen Luft zu schaffen; doch Lau-

zun schwieg. Nur einmal an der Grenze von Savoyen, wo er an einer sehr gefahrvollen Stelle des Weges gebeten ward auszusteigen, schwebte ein bittres Lächeln um seine Lippen.

„Solche Gefahren hat Graf Lauzun nicht zu scheuen,“ antwortete er, blieb im Wagen sitzen, und blickte unverwandt in den tiefen Abgrund zur Seite der schmalen Straße hinab.

Endlich war die hohe, von traurigen Fichten umgebene Bergveste Pignerol, in den Piemontesischen Gebirgen erreicht, wo er vielleicht ein ganzes Leben hindurch für ein Paar längst vergessene, zur Unzeit an einen Kammerdiener leicht hingeworfene Worte büßen sollte; denn eigentlich hatte er sich doch nur durch die Folgen dieser Unvorsichtigkeit den Zorn der mächtigen Montespan zugezogen, welcher jetzt ihn vernichtete.

Schweigend, wie er gekommen, folgte er seinem Kerkermeister, schweigend betrat er das dumpfige, felsenfeste, halb unterirdische Gewölbe, das ihm zum Gefängniß dienen sollte. Ernsten Blik-

kes betrachtete er die traurige Wohnung; in Saecula Saeculorum rief er aus, als nun das Klirren und Rasseln der Riegel und Schlösser ihm den langen Abschied von Sonne und Luft, von Freude und Leben verkündete, und war von nun an, wie Tausende vor ihm, vergessen, nur nicht von der Geliebten.

Die Reise nach Flandern.

Nun Fräulein? In Gedanken verloren, das Köpfchen seitwärts gesenkt gleich einer schmachtenden Schäferin?! Seht Ihr denn nicht, daß die Königin sich erhebt, um den Pavillon zu verlassen? sprach eilend und leise die Oberhofmeisterin der Königin Margarethe von Valois, indem sie an ihrer Tochter, dem Fräulein von Tournon, vorüberging, und dem Gefolge ihrer Herrin sich anschloß.

Erschrocken fuhr die arme Eglantine aus ihrem wachen Träumen auf, während die Königin, gestützt auf den Arm ihrer Freundin, der Prinzessin von la Roche sur Yon, sich langsam nahte. Ein Strahl aus Margarethens schönen dunkeln Augen fiel im Vorübergehen auf die bleiche Eglantine, sie sah eine große helle Thräne an den langen tief gesenkten Augenwimpern des armen Kin-

des zittern, und Heinrich des Vierten Gemahlin war in diesem Augenblicke selbst zu wenig glücklich, um nicht auch für die Schmerzen Anderer empfänglich zu seyn.

Was fehlt der Kleinen? Gewiß hat die strenge Mutter sie wieder gescholten, fragte die Königin, indem sie still stand und gegen Frau von Tournon sich wendete. Das zornglühende Gesicht der alten Dame, das doppelte Unterkinn, welches ihr steif zurückgezogener Nacken in diesem Augenblicke bildete, machten jede Antwort auf diese Frage überflüssig, auch wartete die Königin eine solche nicht ab. Habt Nachsicht mit der Kleinen, ich bitte, fuhr sie mit anmuthiger Freundlichkeit fort, sie ist noch so jung, so ganz neu in der Welt; zu große Strenge thut bei frommen Kindern selten gut, und Eglantine ist in der That ein liebes frommes Kind.

Auch die frömmsten Kinder lassen zuweilen Unarten blicken, die eine Mutter, welche ihre Pflichten kennt, nicht übersehen darf, erwiederte Frau von Tournon mit einiger Härte. Aber ich sehe, setzte sie etwas gemäßigter hinzu, ich sehe meine hohe Gebieterin gleicht auch darin der Sonne,

daß sie es nicht verschmäht, selbst auf das niedre Wiesenblümchen einen Strahl ihrer Huld fallen zu lassen; ich kann nur wünschen und hoffen, Fräulein von Tournon werde dieses stets in Demuth zu erkennen wissen.

Die Thräne, welche bis jetzt in den unschuldigen blauen Augen Eglantinens geglänzt hatte, rollte nun unaufhaltsam über ihre erröthenden Wangen herab. Furchtsam wagte sie nur einen halben bittenden Blick zu der zürnenden Mutter hinauf, und beugte sich dann tief, um den mit Gold und Perlen gestickten Saum des Gewandes der Königin, an die schmerzlich zuckenden Lippen zu drücken. Margarethe aber streckte die schöne Hand ihr entgegen, und hielt auf halbem Wege sie auf. Nehmt mir die beschwerliche Maske ab, Fräulein von Tournon, die Sonne brennt nicht mehr und die Abendluft ist so mild, sprach sie freundlich, und beugte den schönen Nacken ein wenig, damit die viel kleinere Eglantine ihren Befehl bequemer erfüllen könne.

Noch nie hatte ein so junges Hoffräulein einer solchen Auszeichnung sich zu erfreuen gehabt, denn am französischen Hofe fühlten sogar Prin-

zessinnen vom königlichen Geblüte sich geehrt, wenn sie der Königin solche kleine persönliche Dienste öffentlich leisten durften. Auch ward die arme Eglantine durch diese unerwartete Huld der Königin so verwirrt, daß sie in der Angst ihres Herzens die Bänder, welche sie lösen sollte, verknüpfte, und es währte ziemlich lange, ehe es ihr gelang die Schleife aufzuziehen, welche die schwarzsammtne Maske befestigte, die alle vornehmen Frauen der damaligen Zeit, sobald sie der freien Luft sich aussetzten, statt unserer Hüte zu tragen pflegten. Die Königin verharrte indessen sehr geduldig in ihrer unbequemen gebückten Stellung, und hielt zugleich, vermittelst eines sehr ernsten Blickes, Frau von Tournon an ihrem Platze fest gebannt; denn diese brannte vor Ungeduld, ihrer Tochter zu helfen und die Ungeschicklichkeit derselben zu rügen.

Endlich war das große Werk vollbracht, und Margarethe erhob sich wieder in gewohnter Majestät; mit einer höchst anmuthigen Bewegung des Kopfes ließ sie die reiche Fülle der glänzend-schwarzen Locken wieder über Nacken und Schultern zurückfallen, und Alle standen geblendet vor

der seltnen Schönheit der hohen Frau, als hätten sie nie zuvor sie gesehen. Der natürliche Glanz ihrer Farben war durch die unbequeme Stellung, in der sie so lange verweilte, noch erhöht, die schönsten Lippen umspielte ein holdseliges Lächeln, und unter den feingezogenen dunkeln Augenbraunen, blickten die liebestrahlenden Augen freundlich auf das von ihrer Huld entzückte junge Mädchen herab. Liebkosend berührte sie die erglühenden Wangen. des schüchternen Kindes. Seyd getrosten Muthes! Kleine, ich will mit Eurer Mutter sprechen, ich kann ein so liebes Gesichtchen nicht immer in Thränen sehen, flüsterte sie ihr zu, ehe sie sich von ihr wendete, um am Arme der Prinzessin von la Roche, den Weg nach dem Palaste fortzusetzen.

Frau von Tournon nahm sogleich den Platz dicht hinter ihrer Gebieterin wieder ein, den die Hofetikette ihr anwieß, auch die Uebrigen ordneten sich nach Rang und Würden, und Eglantine, als das jüngste Hoffräulein, schloß ganz zuletzt dem Zuge der Damen sich an.

Der junge la Boessiere, seit wenigen Tagen einer der zum Hofe der Königin gehörenden Edel-

leute, benutzte diese Gelegenheit sich Eglantinen zu nähern. Schon früher hatte er in Arras sie gekannt, wo sie bei ihrer Schwester, der Frau von Balanzon, erzogen wurde, deren Gemahl als spanischer Gouverneur von Burgund, in fast fürstlichem Glanze dort lebte. Ich habe Briefe aus Arras, flüsterte la Boessiere Eglantinen im Gehen zu, vielleicht ist dem Fräulein von Tournon angenehm, von dort etwas zu vernehmen.

Eglantine erschrak auf das freudigste beim Ton der bekannten Stimme, die ihr so unerwartet ihr schönes Frühlingsleben zurückrief. O gewiß, gewiß! antwortete sie erröthend vor innerem Entzücken, ich Arme erhalte keine Briefe, ich bin von Allem was mir lieb war, auf das unbarmherzigste geschieden. Sagt mir, guter la Boessiere! wie befindet sich meine Schwester? wie geht es — wie geht es in dem Hause meiner geliebten Yolande? setzte sie mit gesenktem Blicke in sichtbarer Verlegenheit hinzu.

Frau von Balanzon ist so wohl, als sie es seyn kann, während sie mit immer neuer Sehnsucht und tiefem Schmerze, die Gegenwart des

Fräuleins von Tournon entbehren muß, erwiederte la Boessiere.

Und weiter wißt Ihr nichts mir zu sagen? die Königin ist schon ganz nahe den Stufen die zum Louvre hinaufführen, sprecht, o sprecht! ehe sie den Palast erreicht, rief Eglantine in ungeduldiger Eile.

Ein tiefer, nur halb erstickter Seufzer hob des Jünglings Brust, während sein umdüstertes Auge, mit dem Ausdruck unnennbaren innern Wehes, auf Eglantinens holder Gestalt ruhte. Der Bruder des Gouverneurs, der Marquis von Varambon hat Arras verlassen, erwiederte er ihr nach einigem Zögern. Heftige Auftritte zwischen ihm und dem Gouverneur haben diese Trennung herbeigeführt. Varambon hat gesiegt, er hat das Gelübde, welches ihn, nach dem Willen seiner Familie, dem geistlichen Stande widmen sollte, nicht abgelegt, und ist, völlig entzweit mit ihnen Allen, endlich von seinen Verwandten geschieden.

La Boessiere verstummte; innere Bewegung erlaubte ihm nicht weiter zu sprechen. Eglantine war indessen zu freudig befangen um dieses zu bemerken; doch auch sie hatte in diesem Augen-

blicke für Worte keinen Athem, nicht ihre Lippe vermochte mehr zu fragen, nur ihr Auge, es hing mit unendlich beredtem Ausdruck an la Boessiere, und dieser verstand nur zu wohl dessen wortlose Bitte.

Varambon ist zu Don Juan von Oestreich, dem spanischen Statthalter von Flandern, geflohen; man versichert, er habe an dessen Hofe eine sehr bedeutende Anstellung erhalten, und stehe hoch in der Gunst dieses Fürsten, setzte er kaum hörbar mit großer Anstrengung noch hinzu, und zog dann mit einer tiefen Verbeugung gegen das Fräulein, sich wieder zurück.

Eglantine konnte von allem, was in dem Jünglinge vorgehen mochte, nichts gewahr werden. Himmel und Erde waren vor ihren Blicken verschwunden, die Gewißheit: der Heißgeliebte habe eines der Haupthindernisse ihrer Vereinigung mit ihm siegreich überwunden, erfüllte sie mit namenlosem Entzücken; sie hielt mit den beiden kleinen Händen ihr Herz fest, als drohten dessen ungestüme Schläge die junge Brust zu zersprengen, und bemerkte in süßer Betäubung es kaum, daß die Königin bei der Ankunft im Schlosse alle

ihre Damen entließ, um sich mit der Prinzessin von la Roche sur Yon in ihr Cabinet zurück zu ziehen. Erst als sie mit ihrer Mutter sich allein befand, diese in ihrem hohen, reichvergoldeten Armstuhl sich niedergelassen und mit hartem Tone sie angeredet hatte, kam sie wieder einigermaßen zu sich selbst.

Nun Fräulein, tretet näher, sprach die schonungslose Frau; ihr, die Favorite der Königin, fühlt Euch in diesem Augenblicke wohl ziemlich allmächtig. Ihr seyd fest überzeugt: die Mutter werde von hoher Hand schon so geleitet werden, daß sie Euren Wünschen sich wird fügen müssen, und die Balanzons werden sich auch auf die nämliche Weise bewegen lassen, Euch, die so beleidigend Verschmähte, endlich zu Gnaden anzunehmen.

Die arme Eglantine wurde durch diese Anrede, auf sehr schmerzliche Weise, aus allen ihren Himmeln gerissen. O meine Mutter! seufzte sie, indem sie flehend beide Hände erhob, und auf dem reichgestickten Taburett niederkniete, das der Frau von Tournon zum Fußschemel diente. Sie vermochte kein Wort weiter aufzubringen; unter

einem Strome von Thränen verbarg sie das anmuthige Gesicht im Schooße der Mutter, deren Knie sie, hörbar schluchzend, umfaßte.

Sey kein Kind, sprach Frau von Tournon, kein trotziges Kind, das ungestüm weint, weil es seinen unverständigen Willen nicht haben soll. Steht auf, Fräulein, Ihr thätet weit besser, auf den Rath der welterfahrnen Frau, die Euch der gnädige Himmel zur Mutter gab, folgsam zu hören, als sie durch solche Thränen zu beleidigen.

Eglantine erhob sich; sie gab sich Mühe, nicht zu weinen, doch ihre Thränen flossen unaufhaltsam, während ihre Mutter in etwas gemäßigterem Tone fortsprach.

Die Königin zeichnete auf fast unerhörte Weise Dich heute aus, das läßt sich nicht leugnen, und ein Wunder wäre es nicht, wenn ein so junges Köpfchen durch diese eben so unverdiente als unerwartete Gnade etwas schwindelnd geworden wäre. Doch thöricht ist, wer auf die Gunst der Großen sein Glück baut, das glaube fest. Nichts ist veränderlicher als sie, die Laune des Augenblicks ist die Göttin, welche sie, alles andre ausschließend, beherrscht; diese lehrt sie heute eben dasselbe un-

beachtet in den Staub treten, was sie gestern bis zu den Wolken erhoben. Die Königin war heute selbst sehr trübe gestimmt, wozu sie leider auch gültige Gründe hat; darum geruhte sie, die rothen Augen in Gnaden zu bemerken, die Du ganz umsonst Dir so roth weinst. Morgen kann es leicht sich treffen, daß unsre Gebieterin in einem rosenfarbnern Humor sich befindet, und trittst Du ihr dann mit diesem Magdalenen-Gesichte entgegen, so wird sie wahrscheinlich sich eben so ungnädig von Dir abwenden, als sie heute sich gnädig Dir zuwandte.

Mutter, liebe verehrte Mutter! ich will nichts, ich hoffe nichts von der Königin; ich weiß, daß nur von Euch das Schicksal Eures Kindes abhängig ist, rief Eglantine, indem sie die widerstrebende Hand der Frau von Tournon an ihre Lippen drückte. Doch lieben, innig lieben und verehren muß ich die milde schöne Fürstin, die, ohne von mir dazu aufgefordert zu seyn, mir heute verhieß, bei Euch für mich zu sprechen —

Das Kind bedarf im Herzen der Mutter keiner Fürsprecherin, fiel Frau von Tournon, von neuem beleidigt, ein. Sobald die Königin sich

herabläßt, Deiner gegen mich zu erwähnen, so soll sie auch von mir erfahren, welch' einer thörichten Leidenschaft Du Dich hingibst; nimmermehr wird sie verlangen, daß ich dem Uebermuth jener Balanzons schmeichle, die Dich verwarfen. Eglantine, fließt denn nicht das edle Blut der Tournon auch in Deinen Adern? Kannst Du wirklich den Wunsch hegen, Dich eindrängen zu wollen, wo man Dich verschmäht?

Varambon verschmäht mich nicht, er wird lieber den Tod wählen, als den Absichten seiner Verwandten sich fügen, rief Eglantine sehr lebhaft.

Der Marquis von Varambon thue was ihm beliebt, ich habe nur zu thun was die Ehre unseres Hauses und meine Mutterpflicht mir gebieten, erwiederte Frau von Tournon. Eglantine! lerne doch endlich glauben, was ich schon tausendmal Dir wiederholte: Die schönen Gefühle, mit denen Du jetzt Dich brüstest, verfliegen vor der stillen Gewalt der Zeit, wie Spreu vor dem Winde, und nur zu späte Reue bleibt nach. Mädchen Deines Standes thuen immer am klügsten, wenn sie die Sorge für ihr künftiges Etablissement ihren erfahrneren Müttern überlassen.

Mit Dir brauche ich mich noch nicht zu übereilen, Dir bleibt noch Zeit genug, um eine vortheilhafte und anständige Parthie abzuwarten.

Mutter! Mutter! in welchem erniedrigenden Lichte muß ich vor Euren Augen stehen! rief Eglantine beinahe zürnend. Doch beurtheilt mich so hart Ihr immer wollt; nichts soll mich dennoch abhalten, hier frei und offen zu bekennen, daß mein Herz an dem Marquis von Varambon hängt; brechen kann es, doch von ihm lassen in Ewigkeit nicht.

Das wollen wir abwarten, erwiederte Frau von Tournon. Ein Kind wie Du, mit Deinen sechszehn Jahren, hat von der Ewigkeit eben keinen sonderlichen Begriff. Uebrigens bitte ich, Fräulein! den Kopf Morgen ein wenig höher zu tragen und dem Hofe nicht wieder eine sentimentale Scene zum Besten zu geben. Ich habe bei diesem Rathe nur Euer wahres Wohl vor Augen, und bin keineswegs gesonnen, Euch damit aus Eigensinn den Weg zur Gunst der Königin zu verschließen. Es wäre leicht möglich, daß Margarethe noch eine Zeitlang an Eurem trüben Wesen Gefallen fände, denn wer kann die Launen der

Fürsten im Voraus berechnen? Doch glaube mir, meine Tochter, daß dies Dich schwerlich zum dauernden Glücke führen würde. Während der acht und zwanzig Jahre, die ich in den blendenden Kreisen des Hofes verlebte, habe ich Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen; mich hat Gott vor der Thorheit bewahrt, den gefährlichen Standpunkt eines Günstlings erklimmen zu wollen, aber ich sah neben mir Viele diese schwindelnde Höhe erreichen, um gleich darauf nur um desto tiefer zu fallen; ich blieb ruhig und geehrt an meinem Platze, der Sturm, der Jene stürzte, vermochte nicht, mir nur die Spitze eines Härchen zu krümmen.

Versunken in sich selbst, hörte Eglantine kaum halb, was Frau von Tournon aus dem reichen Schatz' ihrer Lebenserfahrung ihr noch spenden mochte, bis endlich die ihr sehr willkommene Weisung erfolgte, sich in ihr Zimmer zu begeben, weil es spät sey.

Leider fand Eglantine in ihrem Gemüthe keine Spur jenes unbedingten kindlichen Vertrauens, jener herzlichen Liebe, die sie sich doch bewußt war der Mutter schuldig zu seyn. Frau von

Tournon gehörte unglücklicherweise zu den Frauen, welche ganz aus Grundsätzen zusammengesetzt sind, aus diesen sich ein System erbauten, und sich viel damit wissen, daß sie nie von ihrem Herzen sich verleiten ließen, auch nur um die Breite eines Haares davon abzuweichen. Einer der traurigsten ihrer Grundsätze war wohl der, daß eine Mutter ihren Kindern die Liebe nie durch äußre Zeichen zu erkennen geben dürfe, welche sie im Grunde ihres Herzens für dieselben hegt.

Die aus diesem entstehende Härte, das strenge Bestehen auf unbedingten Gehorsam, scheuchten sehr bald die an Liebe gewöhnte, von der Natur schüchterne Eglantine von der Mutter zurück. Nur zitternd wagte sie, ihr zu nahen, und fühlte ewig unter ihren Augen sich gedrückt und beklommen. Auch kannte sie die Mutter kaum, zu der sie nach vieljähriger Abwesenheit erst seit wenigen Wochen zurückgekehrt war.

Mehr als acht Jahre waren vergangen, seit Frau von Tournon ihre älteste Tochter Yolande, in sehr früher Jugend, dem Herrn von Balanzon zur Gemahlin gab; und zum Lohne des Gehorsams, mit dem diese ihrem Befehle sich fügte,

hatte sie deren heißes Flehen erhört, und ihr erlaubt, die damals noch nicht achtjährige Eglantine mit sich nach Arras zu führen. Die junge Gemahlin des spanischen Gouverneurs ward gleich nach ihrer Ankunft in Arras an die Spitze eines großen, glänzenden Hauses gestellt, das dem prachtliebenden Geschmack jener Zeit gemäß, beinah ein fürstlicher Hofhalt zu nennen war. Glanz und Reichthum umgaben die Neuvermählte von allen Seiten, aber auch jene spanische Etikette, die ihr, hemmend und störend, überall entgegen trat. Yolande vermißte sehr schmerzlich, jene anmuthige Freiheit der Geselligkeit, an die sie in Paris von Jugend auf gewöhnt worden war; nur Eglantine allein war zum Troste ihr geblieben, als sie einem ihr durchaus fremden Gemahl in ein anderes Gebiet folgen mußte, nur sie rief das geliebte Vaterland und jede Lust der Jugendzeit ihr zurück. Und als das Kind im Lauf der Jahre zur Jungfrau heranblühte, da ward die geliebte Schwester Yolandens einzige Freundin, die einzig Vertraute, der sie alles das zu klagen vermochte, was heimlich ihr Leben oft und schwer bedrückte.

Eglantinens kindlicher Reiz entwickelte sich nicht

zur blendenden Schönheit; aber eine, nur ihr eigne, unwiderstehliche Anmuth, umstrahlte ihr ganzes Wesen. Der klare Abglanz des innern Himmels in ihrer Brust leuchtete hell aus ihren seelenvollen blauen Augen, und der süße rührende Ton ihrer melodischen Stimme, wußte stets den geraden Weg zum Herzen zu finden.

Der Marquis von Varambon, des Herrn von Balanzon jüngerer Bruder, lebte mit ihr in dem Hause ihrer Schwester, in jener Vertraulichkeit des Familienlebens, die selbst die spanische Etikette nicht ganz zu verbannen vermochte. Er war mehrere Jahre älter als Eglantine, und sollte sich in Arras in wissenschaftlicher Hinsicht für den geistlichen Stand ausbilden. Der junge Marquis sah Eglantinen täglich, er war ihr Gefährte bei allen Vergnügungen, er lehrte sie die reizenden Seguidillas zur spanischen Guitarre singen, die wie Liebesklagen tönen, und so war es wohl sehr natürlich, daß er bald dahin kam, die Bestimmung mit Abscheu zu betrachten, die man ihm aufdringen wollte, und zu der er ohnehin nie einen innern Beruf gefühlt hatte.

Als einer der ausgezeichnetsten Jünglinge seines

Landes und seiner Zeit, konnte auch er den Weg zu dem weichen, zur Liebe geschaffenen Herzen Eglantinens nicht verfehlen. Schon seine, von der Natur reich ausgestattete Persönlichkeit mußte auf den ersten Anblick für ihn einnehmen, und unerachtet des Standes, zu dem er bestimmt war, that keiner seiner jungen Zeitgenossen in allen ritterlichen Uebungen es ihm zuvor. Doch er wußte auch überdem noch, durch sein Betragen die Herzen zu gewinnen, er war Meister in dem damals vorherrschenden Tone der Galanterie gegen Damen, und besaß jene Geistesgewandtheit, die man so leicht versucht wird für etwas weit höheres zu halten.

Frau von Balanzon überraschte einst den Bruder ihres Gemahls zu den Füßen ihrer Schwester, und hold erröthend warf Eglantine sich ihr in die Arme. Von diesem Augenblicke an war Jolande die theilnehmende Vertraute dieser jungen Liebe, und all ihr Sinnen und Trachten ging einzig darauf hin, eine Verbindung herbeizuführen, die ihr den einzigen Trost ihres Lebens versprach, die Hoffnung, sich nie von der geliebten Schwester trennen zu müssen. Im ersten Taumel der Freude

theilte Frau von Balanzon ihrer Mutter die Entdeckung mit, die sie gemacht hatte, und zwar auf eine Weise, welche Frau von Tournon verleitete, in diesem Briefe eine ausdrückliche Werbung um Eglantinens Hand für den Marquis von Varambon zu lesen; denn die Idee, eines nur auf Liebe sich gründenden Verhältnisses, konnte der strengen, kalten Frau nie in den Sinn kommen. Sie berief sogleich alle ihre nächsten Verwandte zusammen, um bei dieser wichtigen Angelegenheit deren Rath zu vernehmen; alle erklärten einstimmig die vorgeschlagene Verbindung für vortheilhaft, und so stand die Mutter Eglantinens keinen Augenblick an, ihre förmliche Einwilligung zu dieser Heirath schriftlich einzusenden.

Leider aber waren Varambons Verwandte, vor allem Herr von Balanzon, ganz andrer Meinung. Auch der junge Marquis hatte während der Zeit seinem ältern Bruder erklärt, daß er Eglantinen liebe, und, um ihr seine Hand bieten zu können, entschlossen sey, das geistliche Gelübde nicht abzulegen, zu dem jetzt die Zeit herangekommen war. Herr von Balanzon fühlte sich darüber höchst beleidigt und entrüstet; des jüngern Bruders Er-

klärung schien ihm eine, wenigstens indirekte, Aufforderung, demselben seinen Antheil an der väterlichen Erbschaft herauszugeben, den der Aeltere sich längst gewöhnt hatte, als sein nie zu bestreitendes Eigenthum zu betrachten. Daß aber Varambon um einer Liebschaft willen sich erkühnen könne, einem, in Spanien so mächtigen Stande zu entsagen, sah er sogar fast wie ein Verbrechen gegen die Natur an. Denn welche nicht zu berechnende große Vortheile mußten nicht dereinst für das ganze Haus der Balanzons daraus entstehen, wenn einer aus dessen Mitte die höchsten geistlichen Würden bekleidete, vielleicht den Cardinalshut errang! Varambons Persönlichkeit, die Verbindungen in denen er stand, öffneten ihm in dieser Hinsicht die glänzendsten Aussichten; und alle diese, an Gewißheit gränzenden Hoffnungen sollten nun zertrümmert werden!

Auf das tiefste empört, schalt er den Marquis einen thöricht verliebten Knaben, den man mit Gewalt zwingen müsse, den rechten Weg zu seinem eignen Glücke einzuschlagen, und vermaß sich hoch und theuer, nie zu dessen Verbindung mit Eglantinen seine Einwilligung zu geben.

Eglantinens Thränen, Yolandens bittende Vorstellungen, vermochten eben so wenig seinen harten Sinn zu beugen, als des Marquis zürnendes Behaupten seiner Rechte. Das feste Bestehen des letztern auf die ihm angeborne Freiheit, seinen Stand im Leben sich selbst zu wählen, ward verlacht, alle übrige Verwandte des Hauses traten auf des ältern Bruders Seite, und so herrschte von nun an Unfrieden im Schlosse, und vertilgte vollends aus dem Leben der, mitten in ihrer Pracht höchst bedauernswerthen Yolande, jeden kleinen Ueberrest häuslichen Glückes.

Yolande sah sich endlich gezwungen, der Frau von Tournon von der traurigen Wendung Nachricht zu geben, welche das Schicksal ihrer Eglantine nehmen zu wollen schien; sie that es unter heißen Thränen, denn sie konnte im voraus berechnen, welchen furchtbaren Zorn diese Nachricht in der Brust der, auf den Glanz und die Rechte ihres Hauses eifersüchtigen Frau aufregen mußte. Was sie erwartete geschah; ein schonungsloser Brief, in welchem jedes Wort gleich einem Dolchstiche verwundete, war die Antwort auf Yolandens Schreiben. Zuletzt war noch die Erklärung beigefügt,

daß Frau von Tournon Eglantinen von nun an unter ihre eigne Aufsicht nehmen wolle, und bald darauf langte auch, begleitet von einem ansehnlichen Gefolge, eine vertraute Kammerfrau in Arras an, um Eglantinen den Armen ihrer Schwester zu entreißen, und sie nach Paris zu ihrer Mutter zu führen.

Der Frau von Tournon Befehle waren zu gemessen, als daß den Schwestern einiger Aufschub ihrer Trennung hätte gewährt werden können; auch würde dieser Eglantinen nur wenig Trost gegeben haben, denn Varambon wurde von seinem unerbittlichen Bruder zu gut bewacht, als daß es möglich gewesen wäre, ehe sie scheiden mußte, ihn noch einmal zu sehen. Sage ihm: daß ich sterben, doch nicht vergessen kann, sprach Eglantine, indem sie am Arme ihrer untröstlichen Schwester die breite Schloßtreppe hinunter wankte, sage ihm — doch wozu? in seinem eignen Herzen findet er alles, was ich denke und fühle. Unser beider Leben ist Liebe, und so lange ich athme, bin ich sein.

Neben dem stattlich geschmückten Zelter, der Eglantinen davon tragen sollte, stand la Boessiere

unten im Schloßhofe. Er gehörte damals noch nicht zum Hofe der Königin von Navarra, sondern zu der, nicht ganz unbeträchtlichen Zahl junger Edelleute, die sich im Hause des spanischen Gouverneurs, für den Dienst eines größern Herrn zu bilden suchten. Diese seine Stellung hatte ihm zu einer Art Annäherung an Eglantinen verholfen, seine anspruchslose Bescheidenheit erwarb zuerst ihm das Glück von den beiden Schwestern bemerkt zu werden, sie gewöhnten sich nach und nach, ihm mit so vieler Auszeichnung zu begegnen, als sie dieses durften, ohne die strenge Etikette zu verletzen, der sie in allem sich fügen mußten, und der Marquis von Varambon folgte hierin ihrem Beispiele. La Boessiere war in den letzten stürmischen Tagen gewissermaßen ein stummer Vertrauter der Liebenden geworden, und fühlte sich glücklich Eglantinen manchen Dienst leisten zu können, den sie um so inniger ihm dankte, da er in seinem Benehmen dieses nie geltend zu machen suchte.

Erlaubt mir unsrer jungen Herrin zum letzten Male zu dienen, sprach la Boessiere mit sehr bewegter Stimme zu dem Stallmeister der Frau

von Tournon, der, als er die Damen erblickte, heran trat, um Eglantinen in den Sattel zu helfen; der Stallmeister zog sich höflich zurück, und Eglantine schwang mit la Boessiere's Hülfe sich auf das mit reichen Decken belegte Reitkissen; er ward bleich und zitterte merklich, als ihr kleiner Fuß zufälligerweise seine Hand berührte, und auch ihr thränenschweres Auge blickte den Treuen wehmüthig an. Sie versuchte zu lächeln, sie gab sich Mühe, ihm nur ein paar freundliche Abschiedsworte zu sagen, doch die Stimme versagte ihr, und der kleine Mund verzog sich schmerzlich zum Weinen. La Boessiere verstummte ebenfalls, er reichte ihr die Zügel, und ließ, indem er diese zu ordnen schien, ein kleines Päckchen in ihre Hand fallen, das sie sogleich und unbemerkt verbarg. Gleich der Sonne, wenn sie im Untergehen noch einmal durch schwere Regenwolken bricht, leuchtete jetzt beim Scheiden noch ein Strahl von Freude, in Eglantinens trüben Augen auf; la Boessiere sah es wohl, aber ihm war es unmöglich, sich mit ihr zu freuen. Mit wankendem Schritte zog er sich von ihr zurück, und ward bleich wie ein zum Tode Verwundeter, als endlich

auch die letzte Spur des Zuges, der das Fräulein fortführte, seinem Auge entschwand.

Eglantinens Herz schlug indessen unter dem leisen Drucke des eben erhaltnen Geschenks in höheren, fast freudigen Schlägen. Sie benutzte die erste unbelauschte Minute, um das erhaltene Päckchen zu öffnen, und fand darin mit unsäglichem Entzücken, was sie heimlich gehofft hatte, den in höchster Liebesgluth niedergeschriebenen Abschiedsgruß des Geliebten, und sein täuschend ähnliches Miniaturbild. Letzteres ruhte von nun an immer ihrem Herzen am nächsten; so oft sie allein war zog sie es hervor, und sprach zu ihm in süßen Liebesworten, als wäre es der Geliebte selbst. Immer wußte sie ihm etwas zu sagen, alle ihre Freuden und Schmerzen wurden dem lieben Bilde vertraut, und auch am Abende des Tages, an welchem die Königin ihr so freundlich erschienen war, trieb sie in der Einsamkeit ihres Zimmers dieses süße Spiel, bis tief in die Nacht hinein.

Sie hatte dem geliebten Bilde heute unendlich viel zu sagen, sie mußte für den Muth ihm danken, mit dem Varambon sich dem Gelübde

entzogen hatte, das eine ewige Scheidewand zwischen ihm und ihr aufthürmen sollte; sie mußte von der Gnade der Königin dem Bilde erzählen, und es befragen, ob sie ihrem Herzen folgen und diese mächtige Beschützerin für ihre Liebe zu gewinnen suchen solle? Nie war Eglantine reicher an Hoffnungen gewesen als jetzt; die Königin hatte ihr befohlen, gutes Muthes zu seyn, und in ihrem Alter war es wohl ganz natürlich, daß sie darüber die Ermahnungen und das strengere Gebot ihrer Mutter leicht und gern vergaß. War der Geliebte doch frei, unter dem Schutze eines mächtigen Fürsten, mit dem Balanzon selbst es schwerlich würde aufnehmen können.

Während Eglantine den unschuldigen Träumen ihres Liebe erfüllten Herzens sich hingab, hielten ganz andere Pläne, ganz andere Sorgen, die Königin und deren Freundin bis weit nach Mitternacht wach. Margarethe von Navarra, die schönste der damals lebenden Frauen, ausgestattet von der Natur mit allem Reichthume des Geistes wie des Körpers, gehörte dennoch, ohnerachtet ihres hohen Standes, zu den unglückseligsten ihres Geschlechts; denn jener stille Frieden in der eigenen

Brust, jenes ruhige Glück im Kreise liebender Freunde und Verwandte, deren die Königin wie die Bäuerin bedarf, um des Lebens froh zu werden, blieben ewig ihr fern.

Von Mutter und Bruder hatte sie, gleich nach ihrer Vermählung mit Heinrich von Navarra, die wilden Schrecken der Bartholomäus-Nacht herbeiführen sehen müssen. Ihr Gemahl wurde späterhin gezwungen, heimlich aus Paris zu entfliehen, um vor Meuchelmord von Seiten seiner neuen Verwandten sich sicher zu stellen. Der blutige Bürgerkrieg, den er darauf im Herzen von Frankreich gegen seine Verfolger entzündete, war zwar während einer kurzen Frist durch die listige Vermittelung der Königin Mutter, Catharina von Medizis, gestillt worden, doch nun wurden aufs neue die furchtbarsten Zurüstungen zu einem Feldzuge gegen Heinrich von Navarra gemacht, während dessen Gemahlin, von ihrer Mutter und ihrem Bruder, Carl dem Neunten gezwungen, in Paris verharren mußte.

Vergebens fühlte Margarethe das Unschickliche ihres Aufenthalts, mitten unter den Todtfeinden ihres Gemahls; vergebens forderte dieser, von

nicht verhehltem Argwohne gegen sie getrieben, zu wiederholten Malen sie auf, sich zu ihm zu begeben; Mutter und Bruder versagten mit unerbittlicher Härte ihr die Erlaubniß dazu. Alles dieses klagte jetzt die Königin ihrer vertrauten Freundin, und ihre Thränen, die sie am Tage mühsam zurückdrängte, flossen jetzt unaufhaltsam im Dunkel der schweigsamen Nacht.

Die Königin sowohl als ihre Freundin, sahen beide ein, daß für jetzt nur ein durchaus neutraler Aufenthalt für Margarethen wünschenswerth seyn könne, wo sie von keiner Seite beargwohnt werden dürfe, eine der feindlichen Partheien, die beide gleich gerechte Ansprüche an ihr Pflichtgefühl hatten, auf Kosten der andern zu begünstigen. Die Frage war nur noch: wohin sie in dieser Hinsicht sich wenden könne. Bei allem, was in Vorschlag gebracht ward, stellten unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegen. Endlich aber fand dennoch die Prinzessin den lange vergeblich gesuchten Ausweg aus dieser Verlegenheit, indem sie der Königin eine Reise nach Spaa vorschlug, wohin sie selbst sich zu begeben eben im Begriff stand. Glücklicherweise litt die Königin zuweilen

am Arme von dem Uebel, das man die Rose nennt, und es ward beschlossen, dieser Zufall solle den Vorwand zu der gewünschten Badereise herleihen.

Am nächsten Morgen fand Margarethe weit weniger Schwierigkeiten, die Erlaubniß zu dieser Reise von der Königin Mutter zu erhalten, als sie erwartet hätte, und auch Carl der Neunte willigte in Alles, sobald nur seine Schwester sich nicht mit dem Gemahle vereinen wollte, den er als seinen Todtfeind betrachtete. Er gab sogleich Befehl, alles zu der jungen Königin Reise vorzubereiten, schickte einen Courier an den spanischen Statthalter von Flandern, um für sie die nöthigen Pässe, zur Durchreise durch einen Theil dieses Landes zu erhalten, und suchte selbst den Tag ihrer Abreise auf das Möglichste zu beschleunigen.

Neues Leben. neuer Muth, strahlten während der wenigen Tage, die sie noch in Paris zu verweilen hatte, aus Margarethens schönen Augen; denn nicht nur die Entfernung von dieser Stadt, wo sie ein so trauriges Leben führte, erfreute sie, auch andere politische Gründe, die nicht in diese

einfache Erzählung gehören, machten ihr einen, wenn gleich kurzen Aufenthalt in Flandern, höchst wünschenswerth. Indessen vergaß sie dabei doch ihres jungen Lieblings nicht. Ich habe mit Eurer Mutter gesprochen, Kleine! flüsterte sie Eglantinen bei der ersten Gelegenheit zu; ich weiß alles, was dieses junge Herzchen drückt. Wenigstens sollt Ihr die Zeit unsrer Abwesenheit nicht einsam in einem Kloster vertrauern, ich habe Euch zu einem der Hoffräulein erwählt, die nach Flandern und Spaa mich begleiten werden, und hoffe damit Euren Dank mir verdient zu haben.

Außer sich vor Entzücken, bedeckte Eglantine die ihr freundlich dargebotene Hand der Königin mit Küssen und Thränen; selbst das milde Zureden der hohen Gebieterin vermochte nicht sie wieder zu einiger Fassung zu bringen; denn die Königin hatte mit dem Worte „Flandern" ihr einen Himmel voll Hoffnungen aufgethan, von dem Margarethe selbst nichts wußte, da des Marquis von Varambon jetziger Aufenthalt in diesem Lande, ihr wie der Frau von Tournon, unbekannt geblieben war.

Eglantine wandelte von nun an gleich einer

Träumenden umher; die mitunter sehr hart ausgesprochenen Ermahnungen ihrer Mutter, gingen unvernommen an ihr vorüber; wohl hundertmal des Tages zog sie heimlich das liebe Bildchen hervor, um ihm von ihren frohen Hoffnungen zu erzählen; sie lebte nur einzig in diesen, und alles hätte um sie her zu Trümmern gehen können, sie hätte es kaum bemerkt, wenn nur der Weg nach Flandern ihr offen blieb.

Die von so vielen Seiten ersehnte Stunde der Abreise kam endlich heran, und das Reisegefolge der Königin Margarethe ordnete sich im Hofe des Louvre, mit einer Pracht, welche alles überstrahlte, was heut zu Tage bei solchen Gelegenheiten üblich ist, und der nichts abging, als die Bequemlichkeit und Schnelligkeit, an welche unsere Großen jetzt auf Reisen gewöhnt sind. Denn wohl schwerlich möchte eine Fürstin unserer Zeit sich entschließen, in einer von Maulthieren getragenen Sänfte dem Ziele einsam zuzuschleichen, wie ihre Aeltermütter thaten; und wäre diese Sänfte auch ein solches Wunder von Pracht und Kunst, als die der Königin Margarethe von Navarra es war.

Mit den goldnen Säulen, den großen, herrlich gemalten Fensterscheiben, dem purpurrothen, mit schweren goldnen Franzen und Stickereien geschmückten Sammet, mit welchem sie von innen ausgeschlagen war, glich diese Sänfte einer kleinen köstlichen Kapelle, in der die Königin gleich einem schönen Heiligenbilde thronte. Eine Menge im galanten Geschmack jener Zeit ersonnener Devisen, waren inwendig zwischen den goldnen Verzierungen in Seide gestickt, und die Glasmalerei der Fenster enthielt vierzig sinnbildliche Darstellungen, die sämmtlich auf die Sonne und die Wirkung ihrer wohlthätigen Strahlen Bezug hatten. Jeder von diesen Malereien war noch zum Ueberfluß eine an die Königin anspielende Erklärung in spanischen oder italienischen Versen beigefügt.

Der Sänfte der Königin folgte die etwas minder prächtige der Prinzessin von la Roche sur Yon, und an diese reihte sich die der Frau von Tournon, welcher als Oberhofmeisterin der Königin, eine solche Auszeichnung gebührte. Zehn Hoffräulein zu Pferde, unter denen auch Eglantine war, folgten Letzterer im schönsten Schmucke

fröhlicher Jugendzeit. Das Wehen der Federn auf ihren schön geschmückten Barets, die vielfarbigen Mäntel von Sammt und Seide, die reichen Stickereien, der glänzende Schmuck ihrer weißen Zelter, gewährte einen eben so prächtigen, als reizenden Anblick. Sie glichen dem jugendlichen Gefolge der heiligen Prinzessin Ursula, wie Meister Stephans kunstreiche Hand auf dem Altarblatte im Dome zu Köln es uns darstellt. In sechs, diesen folgenden Wagen, waren den übrigen, zum Gefolge der Königin gehörenden Damen, ihre Plätze angewiesen; ein Kardinal, ein Bischof, mehrere Herren vom ersten Range, eine Menge junger Edelleute, die sämmtlich zu ihrem Hofhalte gehörten, begleiteten die hohe Reisende ebenfalls. Und nun noch die zahlreiche Menge der Bedienten, der Maulthiere und Lastwagen, beladen mit Gepäck aller Art. Alles dieses vereint, gab ein Schauspiel von Schönheit, Pracht und heiterem, regungsvollem Leben, das die Bewunderung aller auf sich ziehen mußte, die auf dem Wege ihm begegneten.

Das Gedränge der im Hofe zahlreich versammelten Zuschauer, erlaubte Anfangs der Sänfte

der Königin kein schnelles Vorschreiten, der Zug kam nur langsam in Bewegung, und Eglantine mußte ziemlich lange an der Seite ihrer jungen Reisegefährtinnen auf ihrem Zelter halten. Ihr Herz klopfte in wonnevoller Ungeduld; vergebens sah sie nach einem ihr gleich fühlenden Gemüthe sich um, in ihrer Nähe, in ganz Paris kannte sie kein ihr befreundetes Wesen, außer die Königin, in der sie ihren Schutzgeist verehrte.

Des armen la Boessiere gedachte sie in diesem Augenblicke nicht, und doch war er ihr nahe; sie erschrak freudig, als er an sie heranritt, und sie entdeckte, daß auch er im Gefolge ihrer gemeinschaftlichen Herrin die Reise mitmachen werde. Wir gehen nach Flandern! flüsterte sie ihm zu. Ein Himmel von Entzücken lag dabei in ihren Augen und in dem weichen, bebenden Wohllaute ihrer Stimme. Ihr seyd glücklich, mein Fräulein! und ich auch! erwiederte la Boessiere und zog sich schnell hinter Eglantinen zurück, indem der Zug jetzt wirklich in Bewegung gerieth.

Es währte einige Tage, ehe die Königin, bei ihrer langsamen Art zu reisen, den französischen

Boden verließ. In jeder Stadt, die sie auf dem Wege berührte, ward sie von ihrem Volke mit Ehrfurcht empfangen, jeder Tag der Reise war vom Morgen bis zum Abende ein allgemeines Fest, denn Jung und Alt lief jubelnd auf ihrem Wege zusammen; wer so glücklich war sie von Angesicht zu erblicken, wer vollends glauben konnte, sie habe ihn nur eine Sekunde lang anzusehen gewürdigt, der pries sich selig für alle kommenden Zeiten. Ihre wundervolle Schönheit erfüllte alle mit Entzücken, man verehrte sie in ihrer Pracht wie ein höheres Wesen, aber auch die schönen Reiterinnen, welche nicht selten ihre unbequemen Masken lüfteten, hörten oft unterwegs das Lob ihrer Reize und Anmuth, das immer erfreulich klingt, kommt es auch aus niederem Munde. Alle befanden sich in einem wahren Freudentaumel, nur Eglantine nicht, denn der Zug ging ihr viel zu langsam. Gleich der Lerche, die hoch über ihrem Haupte vom blauen Himmel herab jubelte, hätte sie dahinfliegen mögen, über Berg und Thal; und fast stündlich winkte sie den jungen la Boessiere zu sich, der sich immer, so viel er konnte, in ihrer Nähe hielt, nur um zu fra-

gen: ist es noch weit bis an die Grenze von Flandern?

Endlich war dieses erste Ziel ihrer Sehnsucht erreicht. Im vollen Glanze der schönsten Sommerzeit breitete sich unabsehbar die reich angebaute Ebne von Flandern vor den Reisenden aus. Sie durchzogen wohlgebaute, reinliche Dörfer, wie sie in Frankreich sie nicht zu sehen gewohnt waren, sie kamen täglich durch mehrere heitere Städte, deren prächtige Kirchen und andere öffentliche Gebäude ihre Bewunderung erregten, und wenn ihnen von den hohen, mit allem Schmucke gothischer Baukunst prangenden Thürmen, schon von Ferne in anmuthigen Weisen das harmonische Glockenspiel entgegentönte, das damals eine ziemlich neue, in Frankreich noch unbekannte Erfindung der Niederländer war, so glaubten sie oft von Engelsstimmen sich aus der Höhe begrüßt. Die unübersehbar weiten, mit schönen Springbrunnen geschmückten Marktplätze, welche man in jenem Lande selbst in dem kleinsten Städtchen trifft, wimmelt stets von stattlich gekleideten Männern und Frauen, welche mit gutmüthiger Neubegier sich herbeidrängten. Der hohe, starke

Wuchs dieses Volkes, und die damals von der französischen durchaus abweichende Kleidung desselben, verfehlte dagegen nicht, auch auf die Reisenden einen angenehmen Eindruck zu machen; manch rosiges, von blonden Locken umwalltes Mädchengesicht, das ihnen verschämt entgegenlächelte, ward von den Herren in Margarethens Gefolge mit Wohlgefallen bemerkt, und Aller Augen ruhten gern auf dem Ausdrucke von Treuherzigkeit, der im Ganzen die Flammänder bezeichnet.

In allen flandrischen Städten, durch welche der Weg führte, ward die Königin nicht wie eine fremde Fürstin, sondern wie eine dem Lande angeborne, festlich und freudig empfangen. Denn besonders seit der Hinrichtung des Grafen Egmont und so vieler Edlen, verabscheuten fast alle Flammänder in ihrem Herzen das spanische Joch, und sehnten sich, einen französischen Prinzen als ihren Regenten anzuerkennen. Margarethe, zu deren heimlichen Plänen es gehörte, sich und den Ihrigen dieses Volk immer mehr zu gewinnen, nahm dagegen die Huldigungen, die man ihr darbrachte, mit wahrhaft bezaubernder Freund-

lichkeit auf. Kein einziges der für sie bereiteten Feste wurde von ihr ausgeschlagen, in allen Städten, wo man sie dazu einlud, verweilte sie gern, und so dehnte ihre Reise durch dieses Land sich beinahe auf so viele Tage aus, als man jetzt Stunden brauchen würde, um von Paris nach Spaa zu gelangen.

Niemand von dem Gefolge der Königin war mit diesem Zögern unzufrieden, am wenigsten der jüngere Theil desselben, der sich wenig darnach sehnte, in Spaa anzulangen. Dieser Ort war in jenen Tagen nur noch ein kleines, aus wenigen Hütten bestehendes, schmutziges Dorf, das mit dem Tummelplatze aller Vergnügungen der großen Welt, so wie er es jetzt ist, durchaus keine Aehnlichkeit hatte. Nur Eglantine fand an diesen Festen wenig Freude, und so oft sie in die Nähe einer Stadt kamen, richtete sie sich so hoch in ihrem Sattel auf, als sie es konnte, um dem Zuge entgegen zu sehen, der überall im festlichen Prunke aus dem Thore zog, um die nahende Königin zu begrüßen. Ihr scharfer Blick durchlief die Reihen köstlich geschmückter Herren und Frauen, sie suchte unter ihnen die erwartete,

einzig geliebte Gestalt, sank immer mißmuthig wieder zurück, und mochte das getrübte Auge kaum mehr vom Boden erheben, denn der, den sie suchte, war nie unter ihnen zu finden. La Boessiere allein bemerkte dieses, sein Auge umwölkte sich täglich mehr und schwere Seufzer hoben seine Brust. Endlich hatten sie die Thore der Stadt Valenciennes erreicht, und ein neuer Zug kam ihnen, zahlreicher, glänzender, als alle vorhergehenden, entgegen. Strahlend von erneuter Hoffnung, blickte Eglantinens Auge so sehnsuchtsvoll nach ihm hin, daß es la Boessiere nicht ertragen konnte, sie, abermals getäuscht, sich abwenden zu sehen. Er nahte sich ihr ehrerbietig: der Statthalter Don Juan wird erst kurz vor Namur uns mit seinem Hofe entgegenziehen, sprach er leise. Er hat schon heute den Tag erforschen lassen, an dem die Königin in jener Stadt einzutreffen gedenkt, denn er ist willens, sie auf das allerglänzendste zu empfangen, setzte er im gleichgültigsten Tone hinzu, den er anzunehmen vermochte.

Und wenn — wie weit ist es noch bis Namur? fragte erröthend Eglantine. Wir könnten

es schon Morgen erreichen, wenn die Königin hier und in Mons nicht zu lange verweilen will, erwiederte la Boessiere sehr beklommen, und zog sich dann wieder zurück. Leider aber theilte Königin Margarethe Eglantinens Ungeduld nicht. Sie verweilte nicht nur den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht in Valenciennes, und ging erst am folgenden Tage nach dem nahen Mons, sie ließ auch sogar vom Gouverneur dieser letzten Stadt sich bereden, den Aufenthalt in derselben auf volle acht Tage auszudehnen. Dieser Gouverneur, ein naher Verwandter des ermordeten Grafen Egmont, war einer der erbittertsten Feinde des spanischen Jochs, er stand in Flandern im höchsten Ansehen, und es lag der Königin unendlich viel daran, ihn zu gewinnen.

Wie schon oft geschah, so mußte auch hier das Vergnügen der Politik zum Schleier dienen. In ununterbrochener Reihe nahmen Bankette, Musik und Tanz die Tage und mehr als die Hälfte der Nächte ein, Niemand kam zu sich selbst, viel weniger zum Beobachten Anderer. Eglantine litt Todesqualen bei diesem Zögern so nahe am Ziele ihrer Wünsche; ihr einziger Trost war, daß sie

während der Reise weniger als zu Hause dem strengen Tadel und der Aufsicht ihrer Mutter ausgesetzt war. Oft glaubte sie vor ungeduldiger Sehnsucht vergehen zu müssen, wenn ein Tag nach dem andern verstrich, ohne daß der Abreise gedacht wurde. Der einzige la Boessiere schien gleich ihr zu empfinden, denn auch er ward mit jedem Tage ernster und in sich gekehrter, während alle Andere, außer diesen Beiden, nur Lust und Fröhlichkeit athmeten.

Wie denn die Zeit allem, was uns bedrückt oder erfreut, ein Ende zu machen weiß, so führte sie zuletzt auch den Abend des achten dieser, Eglantinen endlos erscheinenden Tage, herbei. Kaum graute der Morgen, der sie endlich der lange ersehnten Stunde des Wiedersehens entgegenführen sollte, als sie sich schon reisefertig machte, und nun anfing die Minuten zu zählen. Doch die Arme hatte sich gewaltig verrechnet, sie mußte noch viele Stunden lang in verzehrender Ungeduld harren, denn des Abschiednehmens schien von allen Seiten kein Ende werden zu wollen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, ehe die Königin in ihrer Sänfte Platz nahm, und nun

drängten sich noch die Flammändischen Damen schaarenweise herbei, um die verschwenderische Pracht derselben zu bewundern; Margarethe brachte mit beispielloser Gefälligkeit noch eine gute halbe Stunde damit zu, diesen Damen die inwendig auf den Sammet gestickten Devisen vorzulesen und die gemalten Sinnbilder auf den Glasfenstern zu erklären. Eglantine konnte sich nicht enthalten, unter ihrer Maske, die sie, wie alle reisenden Damen, tragen mußte, bittere Thränen zu vergießen. Die Ungeduld preßte sie ihr aus, und letztere erstieg den höchsten Grad, als der Zug der Reisenden sich, schneckenartiger als je, fortbewegte; denn die Flammändischen Edelleute ließen es sich nicht nehmen, die Königin noch eine gute Strecke, bis an die Grenze des Gebiets der Stadt Mons, zu begleiten, und Margarethe erwiederte diese Höflichkeit dadurch, daß sie während dem ganzen Wege aus ihrer Sänfte heraus, ein lebhaftes Gespräch mit ihnen fortwährend unterhielt.

So ging es weiter, bis man schon in der Ferne den Staub erblickte, den der zum Empfange der Königin mit einem starken Gefolge heranna-

hende Statthalter erregte. Die Flammändischen Edlen nahmen jetzt eilends Abschied, um nicht mit diesem, als Bruder Philipps des Zweiten ihnen doppelt verhaßten Spanier, zusammenzutreffen, und Eglantine gerieth in der hierdurch im Zuge entstehenden Unordnung, ganz in die Nähe ihrer Gebieterin. Diese ward ihres jungen Lieblings gleich gewahr. Reitet neben meiner Sänfte, Fräulein, sprach sie freundlich, auch Eure Gefährtinnen sollen mich umgeben, während wir jenem stolzen Spanier entgegenziehn. Ich habe erfahren, wer dort in Don Juans Gefolge sich wahrscheinlich naht, und möchte Augenzeuge eines gewissen Wiedersehens seyn, setzte sie mit feinem Lächeln hinzu. Eglantine konnte im Entzücken über diesen Befehl nur dankbar sich verneigen, ihre Seele war in ihren Augen, um in weitester Ferne die geliebte Gestalt zu entdecken.

Der Zug kam näher und näher, ein günstiger Windstoß zertheilte die Staubwolke, die ihn verhüllte. Welcher ist es? flüsterte die Königin Eglantinen zu, ist es nicht der schöne junge Mann, dicht hinter dem Prinzen, dessen hoher blau und weißer Federbusch alle andere überragt? Eglan-

tine schwieg, denn in der heftigen innern Bewegung, in der sie sich befand, hatte sie die Frage der Königin überhört, aber Margarethe sah es deutlich ihr an, daß sie nicht falsch gerathen habe.

Don Juan und Alle, die ihm folgten, schwangen sich vom Pferde, so wie sie der hohen Reisenden näher kamen. Der Marquis von Barambou stand wenige Schritte von Eglantinen, während der Statthalter und die Königin einige höfliche Worte mit einander wechselten, doch leider schien er ihrer nicht gewahr zu werden. Seine Blicke schweiften von Margarethen zu ihren Damen, doch an Eglantinen gingen sie achtlos vorüber. Die Arme glaubte vor Schmerz und Entzücken zu vergehen, Nacht umdunkelte ihr Auge, sie schwankte und vermochte es kaum, sich im Sattel zu erhalten.

Er kennt mich nicht! er kennt mich nicht! klagte sie innerlich, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, und eine bange Ahnung, die ihr selbst nicht klar wurde, preßte, wie mit Tiegerklauen, ihr das Herz zusammen. Freilich konnte er mich hier nicht erwarten, und die häßliche, schwarze Sammtmaske, die ich nicht abnehmen

darf, verbirgt mich ihm auch, sprach sie sich selbst zum Trost; ich freilich, ich hätte in der unkenntlichsten Verhüllung ihn gleich wieder erkannt, ich glaube, selbst in der schwärzesten Mitternacht hätte ich seine Gegenwart wenigstens ahnend empfunden.

Es war spät geworden, eine mondlose Nacht überraschte die Reisenden, ehe sie in Namur einzogen, doch auf Don Juans Veranstaltung leuchtete die Stadt im Schimmer vieler tausend Lampen, wie im hellsten Mittagsglanze ihnen entgegen. Alles Hoffen Eglantinens ruhte für diesen Abend nur auf dem Feste, das sie, wie gewöhnlich, in der Wohnung der Königin bereitet zu finden erwartete. Wie wird er freudig erstaunen, wenn er im glänzenden Saale, so ganz unvermuthet mich antrifft! jubelte sie innerlich, so oft sie in den hell erleuchteten Straßen der blau und weiße Federbusch ganz nah an ihr vorüberstreifte, was ziemlich oft geschah. Doch auch diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Don Juan beurlaubte sich bei der Königin, sobald er sie in die mit mehr als fürstlicher Pracht für sie eingerichteten Zimmer geführt hatte, denn er glaubte mit Recht voraussetzen zu dürfen, daß nach einem so

ermüdenden Tage, ihr für diesen Abend nur Ruhe wünschenswerth seyn könnte.

Zum ersten Male betrübte sich Eglantine über den Aufschub von Festlichkeiten, deren sie früher so viele mit großen Ueberdrusse beigewohnt hatte. Alles ging frühzeitig auseinander, um der Ruhe zu pflegen, und auch Eglantinen blieb nichts weiter übrig. In der Einsamkeit des ihr angewiesenen Zimmers zog sie sogleich ihr liebes kleines Bild hervor, um es anstatt des Geliebten, mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er sie nicht gleich erkannt habe; doch diese gingen bald in süße Träumereien und ernste Pläne für den morgenden Tag über, den sie nicht anders, als für ihr ganzes Leben entscheidend denken konnte. Sie hoffte, Varambon solle in seinem Fürsten einen nicht minder mächtigen Fürsprecher bei ihrer Mutter sich erwerben, als sie in ihrer Königin schon gefunden zu haben gewiß war; sie dachte mit banger Sorge daran, wie die strenge Obhut ihrer Mutter die Wonnen des kommenden Tages ihr verkümmern werde, und empfahl zuletzt sich und ihre Liebe dem Schutze der heiligen Jungfrau, deren schönes, mild lächelndes Bild einen kleinen

Betaltar in ihrem Zimmer schmückte. Fromm und schuldlos wie ein Kind, an dessen Lager Engel Wache halten, entschlummerte sie endlich über dem Beten, und kein banger Schreckenstraum nahte ihr im Dunkel der Nacht, um mit vorahnendem Grauen sie zu erfüllen.

Eglantine erwachte früh. Zuerst begrüßte sie das Morgenroth mit jenem wonnigen Zagen einer jungen Braut, die den Tag heraufsteigen sieht, welcher sie dem längst geliebten Manne auf ewig vereinigen soll; dann eilte sie, mit mehr als gewohnter Sorgfalt sich festlich zu kleiden, um die Königin in die Kirche zu begleiten, wo Don Juan für sie ein feierliches Hochamt veranstaltet hatte.

Dort also, an heiliger Stätte, soll er zuerst mich begrüßen, dachte erröthend die fromme Eglantine und sank in Demuth vor dem Muttergottesbilde am Altare hin. Ave Maria betete sie, du bist die Mutter aller Huld und Liebe, vergib, o du Gnadenvolle, wenn irdische Freude dort unsre Herzen zu mächtig ergreift, und unsre Gedanken, die nur dem Himmel geweiht seyn sollten, herab zur Erde zieht. Maria, ich grüße dich tief ge-

beugt, in kindlicher Demuth, ich flehe zu dir, nimm den Geliebten und mich in deinen mächtigen Schutz; laß unsre Liebe uns nicht zur Sünde angerechnet werden, weil wir selbst im Tempel des Allerhöchsten uns nicht des Gedankens an sie werden entschlagen können, ora, ora pro nobis flehte sie innigst mit zum Himmel gerichteten Augen, den Rosenkranz in der Hand.

So finde ich Dich endlich, wie ich Dich finden sollte, sprach Frau von Tournon, die in diesem Augenblicke hereintrat, um ihre Tochter zur Königin abzuholen. Rufe die Heiligen immer an, daß sie vor Irrwegen Dich bewahren mögen, denn ich vernahm so eben, daß der Marquis von Varambon sich hier im Gefolge Don Juans befindet. Ich komme hauptsächlich, um Dich zu warnen, laß dieses wunderliche Zusammentreffen Dich zu keinen thörichten Hoffnungen verleiten, es kann in Deiner Stellung gegen ihn nichts verändern, das glaube fest; es kann nichts als für den Augenblick sie beschwerlicher machen. Denke stets daran, daß ich Deine Schritte bewache, und jedes Vergessen von Deiner Seite nach Verdienst zu bestrafen wissen werde. Sey auf Deiner Hut,

ich warne Dich zum letzten Male, und nun folge mir zur Königin.

Sobald die Königin in der Kirche erschien, tönte eine rauschende Musik von Geigen und Hörnern durch das weite hohe Gewölbe und selbst in diesem, dem Herrn der Welten geweihten Tempel, leuchtete überall das Prunken irdischer Größe und Herrlichkeit hervor, das jene Zeit so charakteristisch bezeichnet. Die Königin strahlte mit der Sonne um die Wette; ein Firmament von Sternen, aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt, umgab, gleich einem Heiligenschein, ihr wunderschönes Gesicht; ein reiches Gewand, gewebt aus Silber und orangefarbner Seide mit lang herabhängenden Ermeln, mit unzähligen Flittern, Bändern und Quästchen besetzt, bezeichnete auf das vortheilhafteste ihren hohen üppigen Wuchs. Die blendend weißen Schultern waren allen Blikken Preis gegeben. Die Fürstin war die Erste, welche, im stolzen Bewußtseyn ihrer Schönheit, diese freie Art sich zu kleiden in Frankreich eingeführt hatte. Alle Damen, die auf Eleganz und Geschmack Ansprüche machten, beeiferten sich,

ihrem Beispiele zu folgen, nur Eglantine konnte sich nicht entschließen, eine Tracht anzunehmen, welche sie für unbescheiden hielt. Im Hause ihrer Schwester war sie an die damals weit strengere spanische Sitte von Jugend auf gewöhnt worden, und ging daher auch in Paris stets so sittsam verhüllt, als sie es durfte, ohne zu auffallend von dem allgemeinen Gebrauch abzuweichen. Auch dieses Mal war sie ihrer gewohnten Art sich zu kleiden treu geblieben, in ihrem Gewande von blendend weißer Seide, einen Perlenkranz im lichtbraunen Haar, glich sie in der Mitte dieser prunkenden stattlichen Damen dem verspäteten Schneeglöckchen, das in ein Tulpenbeet sich verirrt hat, und dessen bescheidnen Reiz Niemand bemerkt. Ihr ganzes holdes Wesen hatte ohnehin so wenig Blendendes, daß man in einiger Entfernung sie leicht übersehen konnte, und nur in der Nähe wußte ihre unbeschreibliche Lieblichkeit die Herzen zu gewinnen. Auch Varambon schien dieses heute zu finden, er saß in der Kirche ihr gerade gegenüber, seine Blicke schweiften zuweilen nach ihrer Seite hin, doch obgleich keine neidische Maske ihm dies Mal ihre Züge verbarg, so

war es dennoch, als ob er sie eben so wenig erkenne als am gestrigen Abend.

Immer noch, immer noch bemerkt er mich nicht, seufzte das liebende Mädchen, ach! was hilft es mir, ihm nahe zu seyn, wenn er nicht meine Freude darüber theilen kann. Mit kindlicher Unbefangenheit wagte sie es sogar, die heilige Jungfrau in dieser Herzensnoth anzurufen, und sie zu bitten, das Auge des Geliebten ihr zuzuwenden, dann schalt sie sich wieder, eben um dieses Gebets willen, eine Sünderin, die es wage, an heiliger Stätte irdische Wünsche zu hegen, und suchte das Nichtachten des Geliebten als einen Beweis seines frommern Sinnes sich auszulegen. So quälte sie sich hin, bis der Gottesdienst beendet war. Doch auch beim Herausgehen aus der Kirche bemerkte Varambon sie eben so wenig als vorher, obgleich sie dicht an ihm vorüberstreifte; und auch als sie bald darauf im Gefolge der Königin den Speisesaal betrat, den Don Juan mit königlicher Pracht hatte ausschmücken lassen, fiel keiner seiner Blicke auf sie.

Bei der Mittagstafel speis'te die Königin mit Don Juan an einem besondern Tische, an welchem

König Philipps stolzer Bruder sich von spanischen Granden auf den Knien bedienen ließ. Für die übrigen Herren und Damen war in ehrerbietiger Entfernung eine große Tafel bereitet, an welcher nach spanischer Sitte die Damen an der einen, die Männer an der andern Seite saßen. Varambon hatte Eglantinen schräge gegenüber seinen Platz gefunden, zu weit von ihr entfernt, um mit ihr sprechen zu können, doch immer nahe genug, um sie deutlich zu sehen. Doch vergebens bot sie auch jetzt alles auf, um seine Blicke sich zuzuwenden. Zwar suchte sie sich immer noch zu überreden, er habe wirklich sie bis jetzt noch nicht gesehen, aber es betrübte sie doch, und es ward ihr schwer, in dieser peinlichen Lage sich äußerlich ruhig zu verhalten, bis die Tafel aufgehoben ward.

Ein Ball, der bis zum Einbruche der Nacht sich verlängerte, folgte gleich nach der Mittagstafel. Die Königin eröffnete ihn an der Seite ihres vornehmen Gastfreundes, mit einem jener ernsten spanischen Tänze, die damals überall Mode waren. Doch man hätte denken können, dieser Tanz sey von ihr deshalb erfunden worden, um die hohe Majestät ihrer Gestalt, die ihr eigen-

thümliche Grazie der Bewegung im hellsten Lichte zu zeigen. Lächelnd wie die Göttin der Liebe, ging sie Anfangs an der Hand ihres Führers einige Schritte, der anmuthigste Ausdruck inniger Freude leuchtete auf ihrem wunderholden Gesichte, dann wandte sie plötzlich kalt und spröde sich wieder von ihm ab, und tanzte eine Weile allein, eine Juno an Gestalt und Ausdruck, bis die mannichfachen Verschlingungen des Tanzes sie ihrem Tänzer wieder zuführten, der jung, schön, und in der reichen spanischen Kleidung, der Ehre wohl werth schien, neben dieser seltnen Frau sich zu zeigen.

Immer enger und enger drängte der Kreis der Zuschauenden sich zusammen, aller Augen hingen mit unverstelltem Entzücken an dem schönen Paare, als la Boessiere diese Zeit benutzte, um unbemerkt Eglantinen sich zu nähern, die er zu vermeiden geschienen hatte, seit Don Juan vor Namur ihnen entgegen kam. Habt Ihr keine Befehle für mich? mein Fräulein! habt Ihr Eurem treuesten Diener nichts aufzutragen? fragte er so leise, mit so weicher Stimme, als stände er am Todesbette eines sterbenden Freundes.

Eglantine sah mit einem Blicke voll unnennbarem Weh lange zu ihm auf. O ja — nein, nein — und doch — erwiederte sie endlich in ängstlicher Verwirrung. Habt Ihr den Marquis gesehen, gesprochen? fragte sie zuletzt kaum vernehmlich.

Ich habe ihn gesprochen, er erkundigte sich nach Eurem Befinden, mein Fräulein, erwiederte la Boessiere mit gesenktem Blicke.

Wenn war das? Er hat mich also gesehen, erkannt? fragte Eglantine mit ängstlicher Hast.

Schon gestern, war die Antwort, er fragte nach Euch, noch ehe wir Namur erreichten, doch hat er mit keinem Auftrage an Euch mich beehrt.

Eglantine schwankte. Wieder fühlte sie jene Tiegerkralle, ihr das Herz zusammendrückend, Luft und Athem ihr raubend. La Boessiere sah ihr Erbleichen, er bat sie, ihm zu erlauben, sie außer dem Kreise zu einem Bogenfenster zu führen, wo sie unbemerkt einen Augenblick sich erholen könne. Das Stehen in der drückend schwülen Luft, von dieser Menge zusammengepreßt, greift sichtbar Euch an, mein Fräulein, sprach er

bittend, Ihr werdet immer bleicher, laßt, o laßt Euch zu jenem entfernten Sessel geleiten.

Ja führt mich, führt mich, wo ich vor Allen, vor mir selbst mich verbergen kann, erwiederte leise die einer Ohnmacht sich nahe fühlende Eglantine. Doch nein, nein, rief sie plötzlich, und nahm gewaltsam sich zusammen, meine Mutter sieht nach uns herüber, ich darf nicht fort, ich bleibe, auch ist es vorbei! der Schwindel, meine ich, der vorhin mich ergriff. Ich danke Euch für Eure Sorgfalt, guter la Boessiere, setzte sie gleichsam ihn verabschiedend hinzu, und so blieb ihm nichts weiter übrig, als stets zu ihrem Dienste bereit, sich in ihrer Nähe zu halten.

Mit einer Anstrengung von Kraft, die man einem so jungen Kinde kaum hätte zutrauen können, blieb Eglantine von nun an bei der Gesellschaft. Zwar weigerte sie sich, zu tanzen, aber sie hörte Alle, die sie anredeten, freundlich an, sie antwortete auch und zwang sich dabei zu lächeln. Viele in der Gesellschaft, welche sie früher in Arras gekannt hatten, und die das Verlangen, die Königin zu sehen, nach Namur gezogen hatte, begrüßten sie als eine alte Bekannte

und drückten ihre Freude darüber aus, sie hier wieder zu finden. Ihr ward bei dem warmen Antheile, den diese fremden Leute ihr bewiesen, als sterbe sie und freue sich zu sterben, besonders als Varambon einmal mit einer kalten fremden Verbeugung sie aus der Ferne begrüßte, ohne den mindesten Versuch, sich ihr gleich den Andern zu nähern. Doch sie blieb auch hier standhaft, nur ein einziger ihn anklagender Blick ihres thränenschweren Auges, das sie schnell wieder von ihm abwandte, beantwortete seinen Gruß.

Endlich war der Ball beendet und die Gesellschaft im Begriff auseinander zu gehen.

Frau von Tournon ergriff diesen Augenblick, um ihrer Tochter noch ein paar flüchtige Worte zu sagen. Ich bin im Ganzen mit Deiner Aufführung zufrieden, sprach sie, obgleich ich wohl eigentlich dem Marquis von Varambon sie zu verdanken habe, der Dir das Spiel ungemein erleichtert hat. Ist das der feurige Liebhaber, der bereit seyn sollte für Euch in den Tod zu gehen? Werdet Ihr endlich jetzt anfangen mir zu glauben, wenn ich Euch versichere, daß alle diese großen Leidenschaften, von denen ihr so viel We-

sens macht, am Ende auf ein leeres Possenspiel hinauslaufen?

Mutter! Mutter! rief Eglantine mit dem Ausdrucke der tiefsten Verzweiflung.

Stille, stille, keine Scene, wenn ich bitten darf, fiel Frau von Tournon ein, glaubt nur nicht, mich treuherzig zu machen, glaubt nur nicht, daß ich nicht recht wohl begreife, wie diese berechnete Zurückhaltung von seiner Seite vielleicht nichts weiter als eine Maske seyn kann, um die scharfsehende Mutter irre zu führen. Unter meinen Augen spielt man den Kalten, um mich einzuschläfern, doch ich bin so leicht nicht zu täuschen, das soll der schlaue Herr Marquis zeitig genug erfahren; ich vermag noch immer, die untere Seite der Karten zu unterscheiden, spielt Euer Spiel so fein als Ihr wollt.

Jugend, Liebe, arglose Unschuld, was wären die nicht alles zu glauben bereit! Die Worte der Frau von Tournon, so hart sie auch klingen mochten, gaben Eglantinen dennoch den einzigen Trost, für den sie in diesem Augenblicke empfänglich war, und gern hätte sie dafür ihre Knie dankbar umfaßt, wenn sie dieses gedurft hätte.

Ja es mußte so seyn, die Mutter hatte Recht! Eglantine machte in ihrer Arglosigkeit sich sogar Vorwürfe darüber, diese einzig mögliche Entschuldigung des Geliebten nicht gleich in ihrem eignen Gemüth gefunden zu haben. Sie durchlebte in Gedanken noch einmal alle Stunden des eben beendeten Tages, es ließ sich nicht ableugnen, keine einzige derselben hatte den Liebenden nur eine unbelauschte Minute zum vertrauten Gespräche geboten, überall und immer waren sie von fremden, kalten Augen umgeben geblieben.

In der Einsamkeit ihres Zimmers zog Eglantine wieder ihr liebes Bildchen hervor. Nein! diese edlen Züge konnten keinem treulosen Herzen zur Maske dienen; unter heißen Thränen bat sie es ihnen ab, daß sie so unnützer Weise sich selbst den Tag über gequält habe. Je länger sie fern vom beängstenden Gewühle der Gesellschaft, Varambons Bild betrachtete, je deutlicher ward es ihr, daß sie eigentlich sein Bestreben, sich immer in gemessener Entfernung von ihr zu halten, ihm innig verdanken müsse. Denn wie wäre es ihm und ihr möglich gewesen, nach so langer Trennung sich in der Gesellschaft zu sprechen, und

doch ihr Gefühl dabei genugsam zu bemeistern, um sich nicht zu verrathen? Sie hatte ja doch selbst bemerkt, wie die Blicke des Geliebten sie heut oft genug trafen; freilich wandte er sie sogleich wieder ab, sobald sie den ihrigen begegneten, doch das war ebenfalls eine sehr lobenswerthe Vorsicht von seiner Seite. Und daß er durch la Boessiere keine Botschaft an sie gesandt hatte, war es auch, denn wie konnte er wissen, ob dieser Jüngling in den jetzigen Verhältnissen die alte Neigung und Ergebenheit ihm bewahrt habe?

Treue und Glauben hatten zu feste Wurzel in Eglantinens Gemüthe geschlagen, Wankelmuth und Verrath kannte die Unerfahrne nur dem Namen nach, wie die Gespenster, von denen in ihrer Kindheit die Amme ihr erzählt hatte. Sie hatte nie an diese glauben können, wenn gleich im Dunkel der Nacht oft ein Grauen davor sie ergriff, und dieses Grauen verschwand jedes Mal, sobald die Sonne wieder am Himmel stand.

Jetzt war es dasselbe; Varambon und seine Liebe waren die Sonnen ihres innern Lebens; Frau von Tournon hatte ohne es zu wissen oder zu wollen, die nächtlichen Schatten zerstreut, die

ihr jene einen Augenblick lang verdunkelten; klar und erwärmend gingen sie in ihrem Gemüthe wieder auf, und das fromme Kind sank vor dem kleinen Altare in dankbarem Gebete hin, unter heißen Thränen, die fast Freudenthränen glichen, obgleich der alte Schmerz noch immer in ihrem Innern nachbebte. Ihr war wie Einem, der von großen Gefahren auf ganz unerwartete Weise gerettet ward; der aufgeregte Sinn vermag dann nicht gleich die Wahrheit dessen, was geschah, zu begreifen, und es wird ihm schwer zu glauben, daß alles überstanden und in der That nichts weiter zu fürchten sey.

Die Königin hatte es dem dringenden Bitten des Don Juan nicht abschlagen können, noch einen Tag in Namur zu verweilen. Wie der vergangene, so begann auch dieser mit einem feierlichen Gottesdienst, nach welchem aber den hohen Gast ein Fest erwartete, welches sich von denen der vorigen Tage unterschied, und dem Alle auf das fröhlichste zueilten. Eine prächtige Jacht harrte am Ufer der Maas, um die Königin und ihre Gesellschaft nach einer Insel zu führen, welche in einiger Entfernung mitten im Strome lag.

Eine Menge hübscher Gondeln, geschmückt mit grünen Lauben, hochflatternden Bändern und Blumenkränzen, umschwärmten das größere Schiff; aus einigen derselben ertönten Blasinstrumente in fröhlichen Weisen, in andern nahm der Theil der Gesellschaft Platz, der im Fahrzeuge der Königin nicht Raum fand; zahllose Zuschauer jubelten längst dem Ufer, alles athmete Freude und Lebenslust. Mit den bunten Wimpeln, den schneeweißen Segeln spielten schmeichelnde Lüftchen, der Strom gab das Bild des über ihm sich wölbenden, tiefblauen Himmels treulich wieder, und die kleinen Wellen hüpften mit ihren vom Sonnenscheine vergoldeten Häuptern um die Schiffenden her, als wären sie neugierig die zu sehen, welche sie auf ihrem Rücken im fröhlichsten Tanze den Strom hinabtrugen.

Die Mittagstafel war auf der Insel in einem großen, aus grünem Epheu erbauten Saale bereitet, den ringsum kleinere Lauben umschlossen, in welchen sich die Tafelmusik befand. Frische Blumenkränze prangten hier neben reichen Teppichen und allem Luxus jener verschwenderischen Zeit; überall sah man das Streben, königliche

Pracht mit einer Art verfeinerter Ländlichkeit zu vereinen. Nach der Tafel vereinzelte sich die Gesellschaft in die Laubgänge und Boskets des Lustgartens, welcher über die ganze Insel sich erstreckte, und die geschäftige Dienerschaft bemühte sich indessen, den Speisesaal in einen Ballsaal zu verwandeln.

Jetzt, jetzt, dachte Eglantine mit klopfendem Herzen, jetzt ist der Augenblick da; in diesen dichten Laubgewölben, wo kaum die Strahlen der Sonne hindurchdringen können, wird er mich suchen, mich finden. Diese einzige, wahrscheinlich nie so wiederkehrende Gelegenheit kann er ungenutzt nicht entfliehen lassen, wenn — wenn er mich noch liebt.

Varambons Benehmen war auch heute den ganzen Tag sich gleich geblieben, und obgleich Eglantine mit aller ihr nur möglichen Anstrengung sich bemühte, die Ansicht festzuhalten, welche sie gestern sich errungen hatte, so ward ihr dieses doch durch seine Gegenwart unendlich erschwert. Es schien ihr nur zu oft, als spiele er die angenommene Rolle der Gleichgültigkeit doch gar zu natürlich, und bange Zweifel stiegen von

neuem in ihr auf, die sie kaum zu unterdrücken vermochte.

Aengstlich und freudig, hoffend und zagend, durchstreifte Eglantine jetzt ganz allein die abgelegensten Gänge und Lauben der Insel, nur la Boessiere, von ihr unbemerkt, folgte ernst und in sich gekehrt ihren Schritten, und suchte sie aus der Ferne immer in Auge zu halten.

Eglantine strebte so viel als möglich von der Gesellschaft ferne zu bleiben, um dem Geliebten das Zusammentreffen mit ihr zu erleichtern; bei jedem leichten Geräusch fuhr sie mit freudigem Erschrecken zusammen, doch immer umsonst. So ging sie lange umher und immer schwerer ward ihr Herz, immer trüber ihr Auge. Da schimmerte plötzlich Varambons Gestalt dicht neben ihr durch die Laubwand, er war ganz allein, nur eine dünne durchsichtige Hecke trennte sie von ihm, ein freudiger Schrei entschlüpfte ihren Lippen, sie rief ihn bei Namen — er aber wandte plötzlich sich ab, und ging mit eilenden Schritten den Gang hinunter. Sie konnte es sich nicht verbergen, er hatte sie gesehen, sie erkannt, und ihr Herz erstarrte in eiskalter Hoffnungslosigkeit.

Die Sonne sank dem Strom zu, Himmel und Wasser schienen in einem Feuermeer zu entbrennen, und die Gesellschaft suchte ihre Fahrzeuge wieder auf, um langsam stromauf der Stadt zuzugleiten. Alle waren heitrer und fröhlicher, nach dem Genuß dieses Tages; Eglantine allein saß still wie ein Marmorbild, und nur der Abglanz des Abendrothes lieh ihren todtenbleichen Zügen einen trügenden Anschein von Leben; kein Ton aus dem frohen, regen Treiben um sie her schien ihr Ohr zu berühren. Erstarrt im Gefühl ihres tiefen Schmerzes, war ihrem Geiste jetzt sogar das Bewußtseyn der Ursache ihres Leidens entschwunden, nur ein namenloses Weh war ihr geblieben, das, von ihrem Herzen ausgehend, in eiskalten Schauern durch ihr ganzes Wesen sich verbreitete. Das Schiff landete, mechanisch trat sie aus demselben, mechanisch folgte sie der Königin und begab sich endlich in ihr Zimmer.

Alle, die am folgenden, zur Abreise von Namur bestimmten Morgen, Eglantinen erblickten, glaubten deren Schatten zu sehen, und fuhren erschrocken zurück; so todtenbleich waren die regungslosen Züge ihres Gesichts, so schwan-

kend ihr Schritt, so geisterartig ihre Haltung. Die sonst so rührende Gestalt hatte etwas unnennbar grauenhaftes und fremdartiges angenommen; selbst Frau von Tournon erschrak über ihren Anblick, und fühlte von Besorgniß um die Tochter sich ergriffen, doch ihre Grundsätze hielten sie ab dieses zu äußern, und sich liebevoll nach Eglantinens Befinden zu erkundigen.

Während ihres Aufenthalts in Namur war Königin Margarethe zu umringt gewesen, zu sehr mit Repräsentiren beschäftigt, um sich viel um Eglantinen bekümmern zu können. Sie gedachte ihrer wohl zuweilen, aber sie meinte, sie sey glücklich im Vereine mit dem Geliebten, und glaubte genug für sie zu thun, indem sie absichtlich Frau von Tournon so beschäftigte, daß diese fast keinen Augenblick übrig behielt, den sie hätte anwenden können, die Liebenden zu bewachen oder zu stören. Im großen Saale, wo Alle kurz vor der Abreise sich versammelt hatten, fiel Eglantinens verändertes Aussehen zwar auch der Königin auf, doch sie schrieb es nur dem Schmerz über die Trennung von dem Geliebten zu, und es machte ihr weiter keine Sorge. Sie winkte Eglantinen freundlich

sich zu nahen, und diese, die heut immer schweigend ging und kam, wie man es wollte, folgte augenblicklich dem Wink. Seyd doch nicht so ganz ein Kind, Kleine! flüsterte freundlich die Königin, und streichelte mit liebkosender Hand die eiskalte bleiche Wange des jungen Fräuleins, wir bleiben ja fürs erste hier in der Nähe. Euer Freund hat freilich bis jetzt nicht von Euren Herzensangelegenheiten mit mir sprechen können, weil kein günstiger Augenblick sich dazu finden wollte, doch seyd darum gutes Muthes, und verlaßt Euch auf mein königliches Wort, Euer Glück soll dauerhaft begründet seyn, noch ehe wir nach Frankreich zurückkehren. Nun aber laßt auch das Köpfchen nicht mehr so sinken, und lächelt wieder wie sonst.

Eglantine wollte dem Befehle Gehorsam leisten, doch aus ihrem Bestreben zu lächeln, ward die Geberde schmerzlichen Weinens, obgleich keine Thräne ihr starres, trockenes Auge mehr netzte.

In diesem Augenblicke flogen die Thüren auf, und Don Juan trat mit den Ersten seines Hofes herein, um die Königin zu dem nämlichen Fahrzeuge zu geleiten, auf welchem sie Tages zuvor die Lustfahrt nach der Insel gemacht hatte; denn

es war von ihr beschlossen worden, auf der Maas bis nach Lüttich zu schiffen, das nur wenige Stunden von Spaa entfernt liegt. Don Juan verließ die Königin nicht eher, bis Alle eingeschifft waren, dann ließ er sich wieder ans Land fahren. Die Königin blieb indessen mit ihren Damen auf dem Verdecke stehen, Don Juan mit seinem Gefolge am Ufer. Abschiedsgrüße flogen hinüber und herüber, weiße Tücher flatterten in allen Händen, während das schön geputzte Schiffsvolk das Fahrzeug vom Lande abstieß.

Varambon stand mit mehreren Herren am Ufer, und betrachtete mit einem ganz eigenen ernsten Blicke das eben absegelnde Schiff. Was war das? sprach er gerade im Momente der Abfahrt, sichtbar erschrocken, zu dem neben ihm stehenden Don Ludwig von Gonzago. Hörtet Ihr auch diesen furchtbaren langgezognen Schrei, wie nur der entsetzlichste Schmerz ihn auspressen kann?

Don Ludwig lachte; Ihr hört immer sonderbare Dinge! erwiederte er, was wird es denn Großes gewesen seyn? irgend eine Dame, die sich einbildet, bei einer so gefährlichen Wasserfahrt sich ein wenig zieren zu müssen, oder eine Zofe, die

das Schaukeln des Fahrzeuges aus dem Gleichgewichte brachte. Schreien müssen die Frauen einmal bei jeder Gelegenheit, das dächte ich, wüßtet Ihr.

Varambon sah noch immer dem Schiffe nach, das jetzt pfeilschnell stromabwärts segelte, er schien Don Ludwigs Rede gar nicht beachtet zu haben. Der Schrei war furchtbar, sprach er halb für sich hin, es war ein entsetzlicher Ton, wie ich nie ihn gehört habe, und die Stimme — doch nein, das kann nicht seyn — diese süße rührende Stimme — es ist ganz unmöglich. Doch seht, Don Ludwig, seht, wie alles auf dem Verdecke in Bewegung geräth, irgend etwas, ein Unglück muß geschehen seyn, alles sammelt auf einem Punkte sich zusammen, die Damen, seht, auch die Königin, ich erkenne sie an ihrem feuerfarbnen Barett mit den hohen Federn. Seht, o seht, um Gotteswillen, seht, das Gedränge wird immer größer.

Ich sehe nur, daß die Königin sich in die untern Regionen des Fahrzeuges begeben will, da sie doch nicht die ganze Reise über auf dem Verdecke stehen bleiben kann. Die Cajütentreppe ist ein gutes Theil schmäler, als die Haupttreppe im

Palast, daher geht es dabei ein wenig enge her, und der Zug sieht von fern etwas tumultuarisch aus, das ist das ganze Unglück, erwiederte Gonzago.

Ihr mögt Recht haben, ich sehe es jetzt selbst, die Damen steigen hinab, das Verdeck wird allmählich leer — seltsam war es aber doch und schauerlich. Gonzago schalt lachend seinen Freund einen Träumer und ritt mit den Uebrigen davon; Varambon aber blieb allein am Ufer, den Blick fest auf das Fahrzeug geheftet, das jetzt sehr schnell sich entfernte, bis es der Lauf des Stromes seinen Augen völlig entzog.

Noch ist es keinem gelungen, alle Tiefen zu ergründen, welche die menschliche Brust verbirgt; oder zu erforschen, wie es zugehe, daß, ohne einander zu zerstören, die widersprechendsten Gefühle zu gleicher Zeit in einem und demselben Herzen Raum finden können. Viele behaupten: Liebe gränze an Haß, an Grausamkeit sogar. Dem weichfühlenden Gemüthe wird es schwer, dieses zu glauben, doch der Anblick dessen, was um uns her



vorgeht, zwingt uns zuweilen die Ueberzeugung davon auf, und leider gehört auch die Geschichte des Fräuleins von Tournon zu denen, welche jene Behauptung bestätigen.

Varambon hatte Eglantinen wirklich geliebt, und liebte sie selbst dann noch, als er mit erfinderischer Grausamkeit sie zu quälen suchte; denn nicht seine Gleichgültigkeit gegen sie war der Feind, der ihr Leben vergiftete, sondern ungemeßne Eitelkeit, die einen Grundzug seines Charakters ausmachte. Diese hatte schon zu dem ersten Entstehen seiner Liebe weit kräftiger mitgewirkt, als weder Varambon im Bewußtseyn eigner Vorzüge, noch die anspruchslose Bescheidenheit seiner Geliebten, es anerkennen mochten. Denn Eglantinens Stellung in Arras, wo ihre Schwester gleich einer Fürstin verehrt wurde, war sehr glänzend, und erhob sie damals weit über ihres Gleichen. Wo sie erschien ward sie als die Erste anerkannt, alles bestrebte sich ihr zu gefallen und die Ueberzeugung: die Liebe eines so von allen Seiten ausgezeichneten Wesens sich erworben zu haben, mußte allerdings das stolze Gemüth des jungen Marquis entzücken und Eglantinen seine Treue sichern. Der

Widerspruch seiner Verwandten entflammte vollends zur glühenden Leidenschaft, was vielleicht Anfangs nur das erste Erwachen eines, von Natur feurigen, bis jetzt aber in mönchischer Beschränktheit vegetirenden Herzens gewesen war; um so mehr da die Art, mit welcher jener Widerspruch ausgesprochen wurde, zugleich auch Varambons Stolz beleidigen mußte.

Der Wunsch zum Besitze der Geliebten zu gelangen, vereinte sich in seinem Gemüthe mit dem, sich von den Fesseln eines Standes zu befreien, der ihm verhaßt war. Das Betragen seines Bruders machte ihm dessen Vormundschaft unerträglich, die dieser weit über die natürlichen Gränzen derselben ausdehnen zu wollen schien, und so kam es, daß Varambon für seine Liebe und für seine Freiheit zugleich streiten mußte, und wahrscheinlich wußte er selbst nicht, für welche von beiden er damals am eifrigsten kämpfte.

In Namur, am Hofe eines stolzen, geistreichen, Pracht und Vergnügen liebenden Fürsten, mußten Varambons Ansichten vom Leben, und seine Ansprüche an dasselbe, sich freilich unendlich erweitern; hier erst lernte er ganz erkennen, mit welcher

Gewalt über die Herzen die Natur ihn beschenkt habe. Schönheit ist an sich schon ein offner Empfehlungsbrief an die Welt, der vom Throne bis zum Hüttendach anerkannt wird, und wer noch, wie Varambon, geistige Vorzüge mit ihr verbindet, der kann leicht verleitet werden, kein Ziel für zu hoch anzusehen. Ueberall öffneten dem glücklichen Varambon sich Thüren und Herzen, Don Juan überhäufte ihn mit Beweisen seines Wohlwollens, und von den spanischen Damen, die der Glanz von Don Juans Hofe herbeigezogen hatte, breiteten die Schönsten unter den Schönen ihre Netze nach ihm aus. Alle kamen ihm entgegen, und ersparten ihm die Mühe die ersten Schritte zu wagen; viele gewannen äußere Zeichen der Bewunderung ihm ab, aber keine gewann sein Herz, das immer noch Eglantinens gedachte. Wenn indessen gleich ihr Bild noch nicht völlig aus diesem verdrängt war, so fing Varambon doch wenigstens an, ihre ungemeßne Liebe zu ihm ganz natürlich zu finden, und jene stille, an Dankbarkeit gränzende Verehrung der ersten Geliebten, verschwand allmählich vor dem Stolz auf eigne Vorzüge, deren er in Arras sich minder klar bewußt gewesen war,

and die er jetzt, von außen so mächtig angeregt, geneigt wurde gar sehr zu überschätzen.

Varambon hatte erfahren, daß er Eglantinen im Gefolge der Königin Margarethe antreffen würde, und eilte mit fröhlich klopfendem Herzen vor dem Thore von Namur ihr entgegen. Er erkannte sie sogleich unerachtet der Maske, die ihr Gesicht ihm verhüllte, und wollte nur einen günstigen Augenblick abwarten, um sie anzureden; doch während er zögernd dastand, nahm die Königin ihre Maske ab, um die Begrüßung Don Juans auf das Huldvollste zu erwiedern; vielleicht auch, um sich wieder einmal des Eindrucks zu erfreuen, den ihr Anblick bei jedem hervorbrachte, der sie zum ersten Male sah.

Varambon gehörte zu diesen, und vielleicht feierte die oft gepriesene, wundervolle Schönheit Margarethens von Valois noch nie einen glänzenderen Triumph, als in jenem Augenblick. Erstarrt geblendet, kaum seiner selbst sich bewußt, stand Varambon vor einer Erscheinung, wie sie noch nie seiner reichen Phantasie vorgeschwebt war. Alles, was er früher liebte, bewunderte, erbleichte vor dieser strahlenden Sonne. Sein Herz blieb

kalt dabei, denn er war kein so ganz eitler Thor geworden, um hier nicht die Schranken zu fühlen, die ihm gesetzt waren; es hielt ihn nur die reinste Bewunderung befangen, wie sie auch ein höchst vollendetes Kunstwerk erregen kann, aber dennoch war es in diesem Moment ihm unmöglich, in seinem Gemüthe noch andern Gefühlen Raum zu geben. Eglantinens bescheidne Anmuth ward tief in den Hintergrund zurückgedrängt, sie schien ihm neben ihrer Herrin zu völliger Unbedeutendheit zurück zu sinken, und sein eitler, stolzer Sinn sträubte sich wirklich dagegen, sie in diesem Augenblick als das anzuerkennen, was sie dennoch eigentlich ihm war.

Eglantinens Anblick in der Kirche eignete sich am folgenden Tage wenig dazu, seine Eitelkeit mit ihrer äußern Erscheinung zu versöhnen. Der milde Glanz ihres seelenvollen Auges, die rührende Anmuth ihrer zarten Gestalt gingen in dieser Entfernung an ihm verloren; und die zum Theil erkünstelten Reize der im reichsten buntesten Putze prangenden Damen, in deren Reihe er sie sah, überboten das junge einfach gekleidete Fräulein auf jede Weise.

Am Hofe, während der Mittagstafel, ward Eglantine Varambons Auge wie seinem Herzen näher gebracht, der kurze Rausch war verflogen, in welchen der Anblick der Königin ihn versetzt hatte, und von neuem begann die frühere Liebe in seiner Seele sich mächtig zu regen, als er Eglantinens liebevolle Unruhe über sein Benehmen in ihren Augen, in jeder ihrer Bewegungen, las. Doch nun kam einer jener Teufelsaugenblicke über ihn, von denen es heißt, daß auch der Edelste nicht sicher sey, einmal in seinem Leben von einem solchen ergriffen zu werden. Varambon fing an, einen stillen Genuß in der Qual des liebenden, und auch geliebten Wesens zu finden, und leider war der Dämon Eitelkeit in ihm mächtig genug, um diesen Teufelsaugenblick zu Stunden und Tagen auszudehnen. Die innige, heiße Liebe Eglantinens, welche ihr ganzes Wesen nur zu deutlich ihm offenbarte, zog mächtig ihn zu ihr hin, aber die Gewißheit, ihren gränzenlosen Schmerz, sobald er es wolle, in noch gränzenlosere Freude auflösen zu können, hielt ihn immer wieder von ihr entfernt. Oft stand er, im Laufe dieses und des folgenden Tages, im Begriffe das grausame

Spiel zu enden, welches mit seltsamer schmerzlicher Wonne ihn erfüllte, doch immer flüsterte der Dämon, dessen Gewalt er hingegeben war, ihm zu: daß dazu noch immer Zeit übrig seyn würde. Je größer, je länger der Schmerz, dachte Varambon, je entzückender die Freude.

Als Eglantine die Schattengänge jener Insel in sehnsuchtsvoller Unruhe durchstreifte, als sie seiner ansichtig wurde, und bei Namen ihn rief, da siegte Varambons beßres Selbst über das Phantom, das so lange ihn verblendet hatte; er war im Begriffe, durch das Gebüsch, welches ihn von ihr trennte, hindurch zu dringen, doch indem ward er la Boessiere gewahr, der, von Eglantinen ungesehen, ihren Schritten folgte. Nur vor wenigen Stunden noch, hatte Varambon gegen diesen, seinen ehemaligen Vertrauten, das vollkommenste Vergessen der früheren Liebe zur Schau getragen, und es war ihm unmöglich sich zu entschließen, gerade diesen zum Zeugen seiner reuevollen Wiederkehr zu machen. Varambon wendete sich und entfloh, um sich von seinem Herzen nicht hinreißen zu lassen, und mit ihm entfloh der nie wiederkehrende Augenblick, mit dem wir alle besser

haushalten würden, wenn wir immer bedächten, wie leicht von der Anwendung desselben das künftige Wohl eines ganzen Lebens, ja dieses Leben selbst, abhängen kann. Denn nie wird das Unglück langsam zur Welt geboren, schnell, wie der Blitz die Wolken theilt, trifft es das ihm geweihte Haupt, der nächste Augenblick vor dem Schlage gehört diesem noch nicht an, und, wohl benutzt, vermag er es vielleicht ihn noch abzuwenden.

Als Varambon Eglantinen das Schiff besteigen sah, das sie von ihm aufs neue entfernen sollte, fühlte er sich zu spät von schmerzlicher Reue ergriffen. Zwar suchte er sein aufgeregtes Gemüth mit der Ueberzeugung zu beschwichtigen, daß es noch immer in seiner Macht stehen würde, sie, sobald er es wolle, in Lüttich aufzusuchen, aber er vermochte es dennoch nicht die Unruhe, welche ihn heimlich quälte, zu besiegen. Der Gedanke, daß Eglantine, über sein letztes Betragen empört, ihn unerbittlich abweisen könne, fand indessen in seiner Seele keinen Raum, ogleich er sich es eingestehen mußte, sie schwer beleidiget zu haben. Er war, trotz seines reuigen Gefühls, zu sehr von der Stärke des Eindruckes überzeugt, den er auf



ihr weiches Herz gemacht hatte, um so etwas befürchten zu können. Nein! sprach er triumphirend zu sich selbst, eine Liebe wie die ihrige überwindet alles, sie rechtet nicht, sie richtet nicht, sie sieht nur den Geliebten, nicht seine Schuld. **Forza d'amore non risguarde al dellitto.**

Doch nun verlor er das Schiff völlig aus den Augen; pfeilschnell fuhr es dahin vom Strome getragen, und plötzlich dehnte die zwischen ihm und der Geliebten immer wachsende Kluft, sich vor ihm bis ins Unendliche aus. Ihm wurde zu Muthe, als werde er nie sie wieder sehen; ergriffen von einer ihm unerklärlichen Angst, glaubte er überall von Eglantinens schwankender bleichen Gestalt sich verfolgt, so wie er sie gesehen hatte. als sie das Fahrzeug bestieg; immer hörte er, wie sie das letzte Mal auf der Insel ihn bei Namen rief, und auch jener herzzerreißende, wilde Schrei, der im Moment der Abfahrt ihn erschreckt hatte, vermischte sich auf schauderhaft seltsame Weise mit dem süßen Klange ihrer sanften rührenden Stimme, obgleich keine Aehnlichkeit zwischen beiden statt finden konnte. Seine aufgeregte Phantasie ließ nicht ab, mit grausenhaften Bildern ihn zu ver-

folgen, die um so mehr ihn ängstigten, je undeutlicher sie vor seinem innern Sinne standen; er fand keine Ruhe, weder am Tage noch bei Nacht, und immer peinlicher ward die Sehnsucht Eglantinen nur zu sehen, die gleich einem bösen Gewissen ihn verfolgte.

Mühsam ertrug er zwei Tage lang diese Qualen, am dritten vermochte er es nicht länger; auf sein dringendes Bitten gewährte Don Juan ihm die Erlaubniß nach Lüttich zu reisen, und beehrte ihn zugleich mit einigen Aufträgen an die Königin Margaretha, die bei dieser als eine Art von Motiv seines Besuchs gelten konnten. In der nächsten Stunde darauf saß Varambon schon zu Pferde, und eilte rastlos zum Ziele, zu welchem Sorge Liebe und Reue ihn trieben. Immer deutlicher wurde ihm die Unmöglichkeit fortan ohne Eglantinen zu leben, und all sein Denken und Trachten ging, so lange er unterwegs war, einzig dahin, einen Plan zu ersinnen, wie er den alten Groll aus Frau von Tournon Gemüthe verdrängen, und sie geneigt machen könne, die Hand ihrer Tochter seinem Bitten zu gewähren.

In duftiger Ferne stiegen endlich Lüttichs

zahlreiche alte Thürme vor ihm auf. Es war ein heiterer heller Nachmittag, die Sonne stand noch hoch am Himmel, und die Menge der vergoldeten Kreuze und Fähnchen auf den Zinnen der Kirchen und Klöster, blitzten im Sonnenscheine, gleich so vielen Sternen, ihm ahnungsvoll entgegen. Die lau ihn umwehende Luft trug das langsam feierliche Geläute vieler Glocken, von der Stadt bis zu ihm hin; alles verkündete ihm die Nähe des ersehnten Zieles, und seine feurige Ungeduld stieg unaufhaltsam, während ein seltsam ängstliches Grauen ihn beschlich. Er spornte sein edles Roß zum wildesten Fluge über die Anhöhe, die noch zwischen ihm und dem Thore von Lüttich lag; seine minder gut berittene Dienerschaft vermochte nicht, ihm zu folgen; er kam allein an demselben an, und schlug sogleich die ihm wohlbekannte Straße ein, welche zu dem bischöflichen Palaste führte, den die Königin während ihrer Anwesenheit in Lüttich bewohnte.

Sein Weg führte ihn nah an der Domkirche vorüber, doch indem er dieser sich nahte, hemmte ein ungewöhnliches Gedränge vieler Menschen ihn im schnellen Vorwärtskommen. Aus allen Häu-

fern, allen Nebenstraßen eilten immer mehr Leute herbei, dabei dröhnten die großen Glocken noch immer von den hohen Thürmen mit feierlichem Klange herab, die Luft weit umher war in dieser Nähe in eine ganz eigne zitternde Bewegung dadurch gerathen; Chorgesang aus der Ferne mischte sich in das Glockengeläute. Varambon fühlte von dem allen sich sonderbar betäubt und beklommen, er vermuthete in irgend eine Prozession hineingerathen zu seyn, deren diese fromme Stadt alljährlich unzählige feiert, und suchte vergeblich einen Ausweg aus dem immer sich vergrößernden Gedränge.

Endlich sah er die hoch über viel tausend Köpfe emporragenden, mit Heiligenbildern geschmückten Fähnlein langsam auf sich zukommen, und war nun gewiß, in seiner Vermuthung sich nicht geirrt zu haben. Eine große Blumenkrone, die wahrscheinlich den Baldachin schmückte, der über dem Bilde des Heiligen des Tages schwebte, bewegte sich zwischen den Fahnen, und immer deutlicher ertönte der Gesang der Priester und Chorknaben, die Glocken läuteten in immer feierlichern Pulsen.

Ergriffen von einem ganz eignen Angstgefühle, suchte Varambon lange vergeblich einen Ausweg; das Gedränge um ihn her ward dichter, er sah sich sogar genöthigt, nahe am Portale der Kirche, einige Augenblicke zu halten. Wer ist denn der Heilige, dessen Fest heute hier gefeiert wird? fragte er, halb unmuthig, einen neben ihm stehenden Bürger. Es ist kein Heiligenfest, Herr! erwiederte dieser, es ist ein Begräbniß.

Varambon fühlte bei diesen Worten sich von unbeschreiblicher Angst ergriffen. Er sah und hörte nichts weiter, er stieß seinem Pferde die Spornen tief in die Seite; schreiend flohen die, so am nächsten ihm standen, vor den wilden Springen des gereizten Thiers, auf die Stufen die zur Kirche hinauf führten; in einem Augenblicke hatte Varambon Raum gewonnen, im nächsten hielt er mitten in den langen Reihen der Priester, der Chorknaben, der in Crepp gehüllten Leidtragenden, dicht vor einem Sarge. Vier Jünglinge von edlem vornehmen Ansehen, trugen die Todtenbahre, auf welchem er ruhte, ein schneeweißes Leichentuch war über den Sarg hingebreitet, ein ganzer Frühling duftender Blumenkränze schmückten

ihn von allen Seiten, und oben auf dem Deckel ruhte die bräutliche Krone aus weißen Rosen und Lilien geflochten.

Wer ists? wer ists? rief Varambon mit verwildertem Ton und Blick.

Wir begraben das Fräulein von Tournon, antwortete langsam feierlich der vorderste der Träger, und ihr gebrochnes Herz, setzte er mit einem durchbohrenden Blick hinzu, indem er Varambon erkannte.

Der Träger war la Boessiere. Wie vom Blitze getroffen, stürzte Varambon vom Pferde herunter. Einige der Umstehenden nahmen ihn auf, und trugen ihn für todt in ein nahes Haus.

Die Schuldlose, Reine, hatte vollendet. Die liebliche, kaum der Knospe entwachsene Blume, war dem schonungslosen Spiel eines Uebermüthigen gefallen, und weder Reue noch Thränen, vermochten es sie wieder ins Lebrn zu rufen. Eglantine trug schon den Tod im hoffnungslos verarmten Herzen, als sie das Schiff bestieg, noch einmal wandte sie das, von seiner kalten Hand umdüsterte

Auge nach dem Ufer hin, wo Varambon, anscheinend ohne Theilnahme, ihrer Abreise zusah, und erlag endlich der Last, die sie so lange getragen.

Alle Martern ihrer Brust, alles Weh ihres kurzen schuldlosen Lebens, rief sie in einem einzigen langsam verhallenden Jammerton, zum ersten und letzten Mal dem Himmel, der Erde, laut zu, und sank dann regungslos zu Boden. Ihre Hand lag krampfhaft fest auf dem brechenden Herzen; den ganzen Tag hindurch bemühten die Leibärzte der Königin sich umsonst, sie wieder ins Leben zu rufen. Als endlich jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, übernahm es der treue la Boessiere die schöne Hülle ihres entfesselten Geistes nach Lüttich zu begleiten, wohin die Königin ihr bald folgte. Keine Feste, die ernsten Veranstaltungen zur feierlichen Bestattung des liebenswürdigsten Wesens, waren dort der Fürstin erstes Geschäft. Mit eigner Hand wand Margarethe den jungfräulichen Myrthenkranz um das Haupt der Todten.

Schöne bleiche Lilie, liebes freundliches Kind, fahre wohl, sprach sie weinend, die Welt mit ihrer Schuld und ihrer Qual liegt nun weit hinter

Dir. Ach! wer auch wie Du, rein von allem Fehl, schon hinüber geschlummert wäre! Frei von jedem Makel, dem es auf der fernern Lebensbahn so schwer ist auszuweichen! setzte die Königin, aus tiefster Brust erseufzend, leise hinzu, und wandte unter einem Strome heißer Thränen sich ab, um sich einsam in ihrem Cabinette zu verschließen.

Varambon lag in todtenähnlicher Betäubung mehrere Tage lang. Endlich erwachte er wie aus tiefem Schlummer, und sah Anfangs mit Verwunderung in dem kleinen, schmucklosen Zimmer eines geringen Bürgerhauses sich um, in welchem er Obdach gefunden hatte, ohne es zu wissen; doch bald kehrten Erinnerung und Bewußtseyn ihm wieder. Mit Entsetzen erblickte er an seinem Bette eine Gestalt, die mit furchtbar ernstem Blicke ihn bewachte. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne fielen eben durch die kleinen, buntbemalten Fensterscheiben und beleuchteten seltsam das dunkle Haar, die bleichen regungslosen Zügen, des vor ihm Stehenden; die schräge Rich-

tung der farbigen Lichtreflexe gaben ihm das Ansehen übernatürlicher Größe und Hoheit. Varambon erbebte, er glaubte den Engel des Gerichts zu sehen, der gekommen sey ihn abzurufen; ächzend verbarg er sein Gesicht, innere Angst trieb ihn, die Schreckenserscheinung noch einmal zu betrachten, und er athmete erleichtert auf, da er jetzt sie erkannte.

Ihr seyd es, la Boessiere, sprach er mit matter Stimme, und streckte mühsam die Hand nach ihm aus, Ihr, von dem ich am wenigsten dies erwarten durfte; Ihr allein habt in meinem tiefen Jammer mich nicht verlassen!

Mit dem Ausdrucke des Abscheus wies la Boessiere die ihm dargebotne Hand von sich ab, lange konnte er vor innerer Bewegung keine Worte finden. Endlich rief er: Ja ich bin bei Dir geblieben, ich allein habe Dich gerettet, als Dich alle für todt hielten und mit Dir zum Grabe eilen wollten. So wohlfeilen Kaufs durftest Du mir nicht davon kommen. Ich habe bei Dir gewacht, Tag und Nacht habe ich Deiner gepflegt, mit Gott habe ich gerungen im Gebet für Deine Erhaltung, damit ich Rechenschaft über Deine

That von Dir fordern könne, Rechenschaft von dem Leben jener Verklärten, die Dein frecher Uebermuth gemordet hat.

Varambon erbleichte, von neuem schien er das Bewußtseyn verlieren zu wollen, doch la Boessiere faßte ihn mit starker Hand, als wolle er aus seiner Betäubung ihn gewaltsam aufrütteln.

Stirb nicht! rief der Furchtbare ihm zu; sein Gesicht glühte, seine Augen sprühten Flammen. Stirb nicht, Du darfst noch nicht sterben! meine Mühe, Dich vom Tode des Lebendigbegrabenwerdens zu retten, soll mir nicht unbelohnt verloren gehen. Gerechter Gott, laß diesen Sünder noch nicht sterben! rief er halb wahnsinnig vor Zorn, als Varambon dieser entsetzlichen Erschütterung beinahe unterlag, laß mir Zeit zur Rache, zur wohlverdienten Rache an ihm!

Kaltes Entsetzen rieselte dem schuldbewußten Varambon durch Mark und Gebein, aber es war als ob diese neuen Schrecken seinen Nerven die verlorne Spannkraft wiedergeben wollten, statt sie zu lähmen. Er richtete ohne fremde Hülfe auf seinem Lager sich auf, mit weit stärkerer Stimme, mit viel festerem Blicke, als man in seinem gegen-

wärtigen Zustande es ihm hätte zutrauen können, rief er: Vollende! ich bin müde zu leben; nimm meinen eignen Dolch, der dort neben Dir liegt, ende meine Qual, ich wünsche mir den Tod, mit sterbender Lippe will ich in meinem letzten Augenblick als meinen Wohlthäter Dich segnen.

Elender! erwiederte la Boessiere mit unaussprechlicher Verachtung in Blick und Ton, Deine Seele hat keine Ahnung von dem Umfange Deines Verbrechens, keinen Begriff jener heiligen, unendlichen Liebe, die Du im frechen Uebermuthe gemordet hast; wie könntest Du sonst ohne Verzweiflung den Gedanken ertragen, vor den ewigen Richter schon in der nächsten Stunde zu treten?! Du weißt nicht, Du ahnest nicht, welch ein Herz unter Deinen Mißhandlungen gebrochen ist. Ich aber weiß es, ich kann ermessen, was Eglantine litt, denn ich habe gelitten wie sie. Sie habe ich geliebt, wie diese Heilige Dich, Ungeheuer, liebte; und darum bin ich allein von allen Lebenden auf Erden berufen, ihr Rächer zu seyn. Varambon, fuhr er nach kurzem Innehalten fort, in Deine Hände legte ich das höchste Kleinod der Welt, das Glück dieses heiß geliebten Wesens!

wo ist Eglantine, was ist aus ihr geworden? ich fordre sie von Dir. Ich sah, was Du ihr warst, ich entsagte für mich jeder Hoffnung, ich wollte nur sie glücklich sehen, und dann still, unbeachtet in meinem Schmerze vergehen. Nie ist eine Ahnung von dem, was ich für sie fühlte, in ihre Seele gekommen; unter Todesqualen habe ich ihr gegenüber, über meine Blicke, meine Worte, gewacht. Ich ernannte mich selbst zum Schutzgeist eurer Liebe, ich bewahrte, ohne daß sie es ahnen durfte, eure seligsten Stunden vor jeder äußern Störung, ich brachte ihr Nachricht von Dir, als sie von Dir getrennt war, und achtete der Qualen nicht, die ich dabei litt. Freuen konnte ich mich nicht mit ihr; aber ihre Leiden trafen auch meine Brust. Alle Martern, mit welchen Du das weichste edelste Herz zerrissen, gebrochen hast, habe ich tausendfach mit ihr gefühlt. Endlich sah ich sie sterben, meine Arme trugen sie der letzten Ruhestätte zu, ich überlebte es nur, um dieser Stunde der Rache willen, die nun gekommen ist.

La Boessiere's Zorn entflammte sich immer gewaltiger, je länger er sprach; seine Züge veränderten sich, sein Auge flammte, und fast mechanisch

ergriff seine Rechte den Dolch Varambons, der neben ihm lag, und schwang ihn hoch über dem Schuldigen.

Stoß zu, vollende Dein Werk, rief Varambon: laß irdisches Fehlen auf Erden mich büßen; sende der Verklärten mich nach, die dort, mir vergebend, meiner harrt! vollende ihre Seligkeit, indem Du für alle Ewigkeiten uns mit einander vereinest.

La Boessiere erbleichte, sein Haar sträubte sich vor innerm Grausen; die Hand, in der er den Dolch hielt, sank zitternd an ihm herab, und voll Entsetzen haftete er den starren Blick auf seinen wehrlosen Feind.

Dort oben sind Haß und Rache unbekannt, sprach Varambon, wie begeistert zum Himmel blickend. Dort werden unsre Vergehungen nicht nach den Folgen gerichtet, die wir menschlich irrend und absichtslos, durch sie herbeiführten; das weiß ich seit jener Stunde, in der mein Geist, die irdischen Bande verlassend, zu ihr sich hinauf schwang. Ihr glaubtet mich todt, warum ließest Du mich nicht begraben? meine Seele war bei ihr, wer erlaubte Euch mit grausamer Kunst sie wieder in ihren

Kerker zurück zu rufen? Ich sah Eglantinen, von lichten Silberwölkchen getragen, hoch über mir schweben! ich wand mich tief unten im Staube, ihr himmlisches Auge lächelte mir Versöhnung zu, ihre Hand winkte mir, so schwebte sie hinauf zu den Pforten des ewigen Lichts, hellglänzende Sterne bezeichneten ihre Bahn; Wiedersehen, Wiedersehen tönte es um mich her; ob sie es sprach, ob Engel es sangen, ich weiß es nicht!

La Boessiere stand regungslos, noch immer das starre Auge auf seinen Feind gerichtet. Ich darf nicht Hand an mich legen, und doch kann ich nicht leben, o sende, sende ihr mich nach, bat Varambon.

La Boessiere regte sich nicht, Todtenstille herrschte rings umher. Endlich athmete er hoch auf, wie ein aus tiefen Träumen Erwachender. Ob Du, feige vor dem Tode zitternd, diese List ersannst, um Dich zu retten, sprach er sehr ernst, ob Du von Deinem erwachenden Gewissen zum Wahnsinn getrieben, diese Erscheinung Dir träumtest, oder ob — — er verstummte plötzlich und hob wie betend, das glänzende Auge zum Himmel.

So mag Gott denn richten zwischen Dir und mir, sprach er endlich, ich wenigstens will den

Weg zum Throne seiner Barmherzigkeit Dir nicht eröffnen; lebe! und sieh selbst zu, wie Du es anfangen willst, nach allem Geschehenen, das Leben zu tragen.

La Boessiere legte den Dolch nieder und ging, ohne den laut verzweiflenden Varambon noch eines Blickes zu würdigen. Er verließ von Stunde an den Hof der Königin, und suchte und fand bald darauf unter den Fahnen Heinrichs von Navarra einen ehrenvollen Tod in der Schlacht.

Varambon genaß; man sagt, er habe noch lange gelebt, doch ihm sey ferner weder im Leben noch im Tode nachgefragt.

Die arme Margareth.



Der heilige Abend der Pfingsten war endlich wiedergekommen, an welchem wir, ein Jahr wie das andere, mit unserer Mutter die Stadt verließen, und unser ein paar Stunden weit von dieser entferntes Landhaus, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, bezogen. Den Vater hielten seine Geschäfte in der Stadt fest; selten erlaubten sie ihm, uns an Wochentagen auf ein paar Stunden zu besuchen; doch Sonnabends kam er regelmäßig, um bis Montag bei uns zu bleiben, und brachte gewöhnlich eine so große Anzahl Gäste mit, als die vielen Fremdenzimmer in unserm schönen geräumigen Hause nur fassen wollten. Ein geräuschvolles Leben, ganz dem ähnlich, das meine Eltern während des Winters in der Stadt führten, zog dann mit ihm ein, Kartenspiel und endlose Gastmahle; denn mein Vater liebte die Freu-

den der Geselligkeit und der Tafel. Unsre gute fromme Mutter aber zog die ruhige Stille des Landlebens, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, dem Stadtleben bei weitem vor, wenn gleich sie dieses gegen den Vater nie äußerte. Sie hatte ihn viel zu lieb, um sich ihm nicht in allem gefällig zu beweisen, und das auf eine Art, die es ihm nie gewahr werden ließ, daß ihre Ansichten und Wünsche bisweilen von den seinigen abwichen. So lange der Vater bei uns auf dem Lande verweilte, mußten wir Kinder geputzt und artig seyn; an freies Herumspringen außerhalb des Gartens, in Feld und Wiese und Wald, war gar nicht zu denken; deshalb wurden wir eigentlich erst recht froh, wenn wir Montags die lange Reihe der Wagen vom Hofe herunterrollen sahen. Dann ging unser freies fröhliches Leben wieder an; denn unsre Mutter meinte, es sey nicht gut, wenn Kinder zu ängstlich bewacht würden, weil sie dann nie lernten, sich im Falle der Noth selbst zu helfen.

So schön das Leben auf dem Lande auch war, so liebten wir dennoch vor allem den Tag, an welchem wir unser Gartenhaus bezogen, und setzten

den heiligen Pfingstabend gleich nach dem heiligen Weihnachtsabend, unter die Zahl unserer herrlichsten Feste; ja wir fingen gewöhnlich schon um Neujahr an, den Kalender eifrig zu studiren und die Tage zu zählen, die noch bis Pfingsten vergehen mußten. Die Unruhe, die es an diesem Tage mit dem Einpacken und Auspacken der Sachen, welche mit hinaus auf's Land genommen wurden, im Hause gab, war unsre Freude; wir selbst bezeigten uns dabei höchst geschäftig, als ob wir die Hauptpersonen wären, und liefen den Dienern unsrer Eltern alle Augenblicke über den Weg, um unsre eignen kleinen Habseligkeiten herbeizubringen und dahin zu sehen, daß nichts davon mitzunehmen vergessen würde.

Alle diese Freuden hatten wir an diesem Tage nun schon genossen, unsre sämmtlichen Spielsachen waren ausgepackt und geordnet, den ziemlich weitläufigen Garten mit seinen schattigen Bogengängen und Terrassen hatten wir schon durchlaufen, jedem unsrer lieben Bäume und Spielplätze unsre glückliche Ankunft gemeldet und standen nun müßig da; die Mutter aber hatte noch mit Anordnungen für den morgenden ersten Feiertag

viel zu thun, an welchem der Vater mit einer ungewöhnlich großen Gesellschaft uns nachfolgen wollte.

„Geht noch ein wenig in's Freie, ihr Kinder, der Abend ist wunderschön,“ sprach sie, indem sie wohl in unsern Zügen die Abspannung lesen mochte, die jeder zu lebhaft angestrengten Thätigkeit zu folgen pflegt. Wir ließen uns den guten Rath nicht zweimal geben. Ich und Mathilde nahmen den kleinen sechsjährigen Alex in unsere Mitte, und nun ging es lustig den Hügel hinab, auf welchem unser Haus lag, über die Wiese hin, dem kleinen Wäldchen zu, an dessen Rand wir immer gern Maienblümchen suchten. Wir durften eine solche Ausflucht schon wagen, denn ich war bereits ein verständiges Mädchen von eilf Jahren, und meine Schwester Mathilde nur ein Jahr jünger als ich. Ueberdies sah die Mutter es gern, wenn wir am Wäldchen spielten; vermittelst eines großen Fernrohrs im Gartensaal konnte sie von Zeit zu Zeit nach uns und unserem Thun und Treiben schauen, und behielt uns so gleichsam unter den Augen.

„Nun was heißt das? Du wirst Dich doch

nicht fürchten, Alex?“ hörte ich plötzlich Mathilde sagen, als wir dem Wäldchen schon ganz nahe waren; ich hatte mich ein wenig abgewendet, um am Bache Vergißmeinnicht zu pflücken, die ich der Mutter mitbringen wollte. Ich wandte mich um und sah von unsrer Rasenbank, welche die Mutter am Rande des Wäldchens für uns hatte machen lassen, eine lange weiße Gestalt sich erheben, und uns langsam entgegengehen. Es war eine Frau, schon ziemlich alt, wie ich damals meinte, wenigstens so alt wie unsere Mutter, deren zweiunddreißigsten Geburtstag wir doch schon nächstens feiern sollten. Die Frau war weder wie eine Dame, noch wie eine Bäuerin, und überhaupt so sonderbar gekleidet, daß ich gar nicht wußte, was ich aus ihr machen sollte: sie trug ein langes, enganschließendes, weißes Kleid, beinah wie eine Dame, aber keine Poschen (eine Art kleinen Reifrock, ohne den damals, vor etwa vierzig Jahren, sich keine Dame sehen ließ). Auch hatte sie keine Haube auf, und war doch weder frisirt noch gepudert, ihr blondes gescheiteltes Haar war zu beiden Seiten glatt gekämmt und hinten in einen dicken Knoten gebunden.

In unserer jetzigen Zeit hätte sie, ohne aufzufallen, sich in dieser Tracht überall sehen lassen können, doch damals kam sie uns höchst fremdartig vor. Ihr Gesicht war so weiß wie ihr Kleid, ihre großen dunkelblauen Augen lächelten recht wehmüthig uns entgegen, dabei sah sie betrübt, aber doch freundlich aus. Alles was unsre alte Wärterin uns jemals von Elfen und Feen erzählt hatte, fuhr mir bei ihrem Anblick durch den Sinn, und Mathilden ging es nicht besser, wie ich aus ein paar Worten merkte, die sie hinter Alex Rücken mir zuflüsterte. Doch ich strebte nach der Ehre, mich als ein vernünftiges, großes Mädchen zu zeigen: „Possen!“ sprach ich, „Du weißt ja, daß es schon lange keine Feen mehr gibt; und wenn es auch vielleicht noch eine geben sollte, so ist es immer am klügsten gethan, wenn man freundlich gegen sie ist und sich nicht furchtsam bezeigt. Denk' nur an die drei Königstöchter, von denen die beiden ältesten die arme alte Frau, die eigentlich eine Fee war, aus ihrem Wasserkruge nicht trinken lassen wollten, und denen hernach bei jedem Worte eine Kröte oder ein Frosch aus dem Munde sprang.“

Damit ging ich muthig, wenn gleich mit einigem Herzklopfen, auf die seltsame Erscheinung zu, die in der Nähe lange nicht so grauerlich aussah als von weitem, sondern vielmehr recht hübsch. Ich bot ihr die Hand, bat sie, sich wieder auf unsrer Rasenbank niederzulassen, setzte mich zu ihr und winkte meinen Geschwistern ein gleiches zu thun.

Die Fremde sah mit seltsamen, etwas scheuen Blicken uns an, und sprach Anfangs kein Wort. Sie wandte ihr Gesicht seitwärts dem Strome zu, der in ziemlicher Entfernung vorüberfloß, und sah ihm nach, wie er tief zwischen blauen Bergen sich verlor. Dann blickte sie zum Himmel auf und lächelte den kleinen rosenfarbnen und violetten Sommerwölkchen zu, die mit Gold umsäumt dem Strome leise nachzogen; sie regte die Lippen, als ob sie zu ihnen spräche, wir aber vernahmen keinen Laut. Anfangs waren wir Kinder über das wunderliche Benehmen der fremden Frau ganz verschüchtert; indeß da sie zwar still, aber doch freundlich blieb, so wurden wir es gewohnt und fingen an, wie gewöhnlich zu spielen und aus den schönen, gelben und weißen Sternblumen,

die am Walde in Menge wuchsen, Kränze zu flechten. Ehe wir uns dessen versahen, half uns die Frau dabei und flocht sie weit geschickter als wir, wußte auch ganz in der Nähe viel schönere Blumen zu finden, als die unsern waren. Dazwischen sprach sie auch zu uns, und ihre Stimme klang so süß und lieblich, beinahe als wenn die Mutter Abends unter der Linde vor unserm Hause sang. Sie wurde immer freundlicher und gesprächiger; zuletzt erzählte sie uns Mährchen und kleine Geschichtchen, wie wir sie in unserm Leben noch nicht gehört: von Blumen, und dem Bach, und dem wilden Wasserfall im Gebirge, und von den Wolken, die am Himmel umherziehen. Es klang fast als ob das alles lebende Menschen wären, und doch war es wieder nur Blume, und Wolke, und Bach, und Wasserfall.

Weil alles so absonderlich und doch so hübsch klang, so hörten wir ihr so eifrig zu, daß wir gar nicht daran dachten, es sey spät, bis der Vollmond wie eine große feurige Scheibe über dem Strome hing. „Wir müssen fort, wir müssen fort," rief ich hastig, „die Mutter wird um uns in Angst gerathen;" doch nun fing Alex zu

weinen an, klagte, er sey müde, ihn fröre auch, und wollte, daß ich ihn nach Hause tragen sollte; das konnte und durfte ich aber nicht, denn die Mutter hatte es verboten. Ich gerieth in große Verlegenheit und wußte nicht, was anzufangen sey, doch die fremde Frau nahm den Kleinen vom Boden auf. „Komm, lieber Knabe," sprach sie, „Du bist noch jung, und darfst auf weichen Armen noch getragen werden; die Zeit kommt früh genug, wo harte Kiesel und Dornen den zarten Fuß verletzen, und Du über Felsen und Waldströme Dir selbst den Weg bahnen mußt, Du armes kleines Wesen! auch Du wirst dem allgemeinen Loose nicht entgehen. Genieße der guten Zeit, lache, spiele, Du kleines Lamm, daß noch nicht weiß, wohin der Weg es führt."

Wir wurden recht betrübt, Mathilde und ich, indem die Frau so sprach, und hingen zu beiden Seiten uns ihr an den Arm, während sie mit Alex schnell über die Wiese hinging. „Der Fuchs badet sich, sagen die Leute," sprach sie, indem sie auf die Nebel hinwies, die nach dem heißen Tage aus dem Grase aufstiegen; „die Leute sagen so, aber glaubt es nicht, ihr Kinder. Ich weiß,

wer dort die feinen Schleier ausbreitet, um sie am Mondschein zu bleichen, ich weiß es wohl, darf es aber nicht nennen.“ Sie ging bei diesen Worten immer schneller, wir liefen neben ihr her, denn uns wurde recht schauerlich zu Muthe; ehe wir es dachten, hatten wir das Gatterthor vor dem Hügel erreicht, auf dem unser Haus lag, und nun setzte sie den kleinen Alex nieder auf den Boden. „Weiter darf ich nicht,“ sprach sie, „nicht in das lichte, große Haus. Im dunkeln Wald, wo die Nacht wohnt und die Eule ruft, da ist mein Platz beim wilden Waldgevögel. Euch aber leuchtet noch das Morgenroth, möge Gott Euch behüten!“ Sie wandte sich und war in der Dämmerung uns schnell aus dem Gesichte entschwunden.

Die Mutter kam vom Hügel herab uns entgegen, mit ihr die alte Brigitte, die Wärterin meiner Mutter, als diese noch klein war, und die nun Sommer und Winter unser Landhaus bewohnte. „Ihr seyd lange ausgeblieben, lieben Kinder,“ sprach sie, „thut das nicht wieder. Mir wäre bange um Euch geworden, hätte ich nicht durch das Fernrohr Euch ruhig auf der Ra-

senbank sitzen gesehen. Wer war die Frau, die bei Euch saß und den kleinen Alex auf dem Arme trug?"

„Wie sie heißt, wissen wir nicht," antwortete ich schnell, „aber sie ist gut und freundlich, hat mit uns gespielt, uns hübsche Mährchen erzählt und prächtige Kränze geflochten, sieh nur, wie schön!"

„Es wird die Schwester des neuen Försters unten im Walde gewesen seyn, der erst seit Ostern dorthin gezogen ist," nahm jetzt Brigitte das Wort; „sie sitzt alle Abende bis Sonnenuntergang auf der jungen Herrschaft ihrer Rasenbank. Ich kenne sie weiter nicht, denn die Försterleute kommen nicht viel aus dem Walde heraus, und unser eins hat auch nicht Zeit übrig, um sich um Andere zu bekümmern, aber weit her muß sie seyn, denn sie trägt eine ganz fremde sonderbare Kleidung, wie man sie hier zu Lande nicht sieht. Die neuen Försters sollen aber brave Leute seyn, eben diese Schwester des Försters sitzt den ganzen Tag am Klöppelkissen, wie ich höre. Solche herrliche Spitzen, wie die zu klöppeln versteht, soll es weit und breit nicht geben. Da ist es

der guten fleißigen Person wohl zu gönnen, daß sie Abends ein wenig in's Freie geht, wenn sie sich den Tag über im Hause steif und müde gesessen hat."

Am folgenden Tage kam der Vater, und eine große Gesellschaft von Herren und Damen mit ihm. Damals feierte man noch die großen heiligen Feste mit drei Feiertagen, während welcher alle die Fremden mit dem Vater bei uns verweilten. Wir mußten oben bei den Kindern bleiben, die mitgekommen waren, und durften unser liebes Wäldchen nicht besuchen, aber ich sah doch Abends ein paar Mal durchs Fernrohr hin; unsre unbekannte Freundin saß wieder am gewohnten Platz, und es wollte mir vorkommen, als sähe sie recht betrübt nach uns sich um, ob wir denn gar nicht kämen.

Endlich waren die Gäste wieder fort, und wir eilten, so wie der Abend herankam, mit großen Sprüngen hinunter zur Rasenbank, und freuten uns im Voraus auf die schönen Kränze und die neuen Mährchen, die wir zu hören hofften; aber wir fanden die Rasenbank leer und warteten lange vergebens, nicht nur an diesem, sondern auch

noch an vielen folgenden Abenden; die fremde Frau ließ sich nicht blicken. Nun fielen einige Regentage ein, an denen die Mutter uns nicht auf die feuchte Wiese hinausließ; dann kam wieder ein Sonntag, an dem wir daheimbleiben mußten; zuletzt machten wir einen neuen Spielplatz, dicht an der Gartenmauer, im Walde ausfindig, wo zahllose Maienblümchen und die herrlichsten Nachtviolen wuchsen, und unsre Rasenbank nebst der fremden Frau wurde darüber beinah gänzlich vergessen.

Eines Nachmittags aber, als die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel stand, und ich, wie ich gern und oft that, mich durch das Fernrohr ein wenig in der Welt umsah, da wurde ich ganz unverhofft und zur ungewohnt frühen Stunde unsre unbekannte Freundin wieder an ihrem alten Platze gewahr. Freudig sagte ich dieses Mathilden, und nun ging es eilend den Hügel hinab, über die Wiese hin, dem Wäldchen zu. Den kleinen Alex nahmen wir auch wieder mit, denn er versprach sehr artig zu seyn und uns nicht wieder zu plagen.

Wir eilten was wir konnten, denn wir fürchteten, die Frau möchte nach Hause gehen, da es

noch so früh war; aber diese dachte nicht an's Fortgehen, sie war bleich und so matt, daß sie nicht einmal von der Rasenbank aufstehen konnte, um uns entgegen zu kommen; sie winkte aber doch schon von weitem uns freundlich zu.

„Blumen holen kann ich Euch heute nicht, Ihr lieben Kinder," sprach sie; „ich bin sehr müde und habe einen weiten Weg vor mir. Weit! weit!" Sie lächelte zwar sehr freundlich, indem sie so sprach, aber es klang doch so betrübt, daß wir weinen mußten und ihr um den Hals fielen, Mathilde und ich, und sie baten, doch ja nicht fortzureisen; wir versprachen, auch alle Abende zur Rasenbank zu kommen, Kränze zu flechten, Mährchen uns erzählen zu lassen, und sie recht lieb zu haben.

„Lieb haben!" wiederholte sie und schüttelte, lächelnd vor sich hinblickend, das Haupt. „Ja das ist es! darum will ich fort, in mein schönes, hohes, goldiges Haus, das noch viel lichter und herrlicher ist als Eures. Da bleibt die arme Margareth nicht mehr im Dunkeln, und wird auch geliebt." Indem sie so sprach, sah sie mit wunderhellen glänzenden Augen zum Himmel auf, und

ward mit einem Mal ganz still, als ob sie ganz vergäße, daß wir da wären. Mir wurde ängstlich, aber auch ganz unaussprechlich mitleidig zu Muthe. „Wir wollen Dir Blumen holen, denn wir wissen doch jetzt, wo sie wachsen,“ sprach ich endlich ganz leise; „und Kränze flechten kannst Du doch heute? und erzählen auch?“

„Holt Blumen, holt Blumen, ehe sie welken, es ist Zeit! geht, geht, holt sie zum Kranze,“ sprach sie ein wenig heftiger als sie pflegte.

Wir liefen in den Wald und kehrten bald mit vielen schönen Blumen zu ihr zurück. Ich besonders hatte in einer kleinen Vertiefung welche gefunden, die ich noch gar nicht kannte, kleine zierliche Büschel, mit weißen, gelben und röthlichen Blümchen, die brachte ich ihr, meinen ganzen Strohhut voll.

„Du hast schöne Blumen gepflückt, mein Kind,“ sprach sie, und streichelte mir freundlich die Wange, „sie welken nie, sie ändern sich nie, es sind die Blumen der ewigen Treue. Laß sie mir zum Kranz, ich brauche solch einen Kranz, und will Euch die schöne Geschichte vom Waldhähnchen erzählen, während ich den Kranz mir flechte.“

Ich gab ihr die Blumen mit Freuden hin, die, wie ich nachher erfuhr, Immortellen hießen, und nun setzten wir uns alle drei dicht an sie heran, um uns von Waldhähnchen erzählen zu lassen.

„In einem tiefdunkeln Walde lagen viele einzelne Hütten,“ fing sie, den Kranz flechtend, an; „arme Leute, Köhler, Holzmacher, wohnten in der grünen Waldesnacht, rings um das Vaterhaus der armen Margareth und bildeten so ein kleines Dörfchen. Um von einer Hütte zur andern zu gelangen, hatten sie oft viele hundert Schritte zu gehen, das war zuweilen beschwerlich; aber sie hielten doch in guter Gemeinschaft zusammen wie redliche Nachbarsleute, halfen einander in der Noth und waren friedlich und fröhlich in ihrer Armuth. Ach, es war ein glückliches, liebes, herziges Leben in dem dunkeln grünen Wald! so gibt es keines mehr.

„Draußen aber, dicht vor dem Walde, stand ein hohes lichtes Haus mit hundert Fenstern; die glänzten feurig wie die Sonne selbst, wenn diese in Westen sich senkte; und wenn die Nacht in ihrem Sternenmantel heraufgezogen kam, dann leuchtete das Licht von hundert Kerzen aus ihnen

von innen heraus, weit über das Land hin, und stahl sich durch das grüne Laub des Waldes, bis zu den dunkeln kleinen Hütten der armen Leute, die in diesen wohnten. Der Vater des wunderholden Knaben lebte mit den Seinen in dem hohen Hause in Pracht und ewigen Festen, denn er war groß und mächtig.

„Die alten Leute im Walde schüttelten wohl zuweilen die Köpfe, wenn der wunderholde Knabe so wild und muthig einhersprang, über die Felsenbäche und wilden Waldgewässer setzte, oder auf den hohen Felsenspitzen den Gemsensprung von einer zur andern wagte; wir jungen aber hatten große Freude an dem kecken Beginnen und folgten ihm so viel möglich überall hin, vor allem die arme Margareth. Wie oft harrte sie seiner bei'm ersten Morgenstrahl! er aber war immer anderswo, als wo man ihn erwartete. Oft wenn er Abends wie verschwunden schien, kein Angstruf ihn ereilen, kein Blick ihn erspähen konnte, dann weinte die arme Margareth um ihn, daß der Bach vor ihres Vaters Haus von ihren Thränen anschwoll; denn sie dachte sich ihn von irgend einem Felsengipfel in die tiefen Bergschlünde hinabge-

stürzt und verloren. Wenn dann aber das Morgenroth wieder über die Berge geschlichen kam, um die Vögel im Walde zu wecken, dann saß der Knabe hoch über Margareth in den dichten Zweigen der höchsten Buche, oder wiegte sich im Wipfel der schlankesten Tanne, und sang sein fröhliches Liedchen mit den Vögeln um die Wette, der Sonne entgegen. Wir Kinder nannten ihn deshalb Waldhähnchen, und er behielt den Namen lange, und lachte immer freundlich, wenn er ihn hörte. Gewiß er verdiente den Namen, er hatte Flügel wie ein Vogel, wenn gleich wir sie nicht sehen konnten, oder auch wohl wie die Engel, die haben auch Flügel, sagt man.

„Seine Gestalt war zart wie ein Traum, ein heller schöner Stern war sein Auge, anmuthig und zierlich all sein Thun. Sein bittendes Wort drang leise, aber gewaltig zum Herzen, ach und gewaltiger noch, wenn seine Lippe schwieg, und nur sein Auge sprach; dann erst schien das rechte Leben in ihm aufzugehen, dann war er wortlos beredter, als Andere es sind, und wenn sie tausend Zungen hätten. Wenn er neben der armen Margareth still im Grase saß, dann faßte sie sich

wohl zuweilen ein Herz und bat ihn, nicht so wild umherzuschweifen und nicht sein Leben in Gefahr zu setzen, das auch das ihrige war. Er aber erzählte ihr von dem wilden Wasserfall im tiefen Felsenthal, mit dem Riesenhaupte voll zitternder schneeweißer Locken, den er so liebte, und wie es ihm in dessen Nähe immer einen Namen zurief, den er nicht verstehe, und er dann immer höher felsan steigen müsse, um nur die Stimme nicht mehr zu hören, die dennoch nie von ihm ablasse, die ihn immer weiter verlocke, über den blauen See hin, zum Hügel, am Waldessaum, den die Sonne so lieb hat, dem die Morgenröthe, wenn der kalte Herbst kommt, ihren purpurrothen Königsmantel umhängt; immer weiter, immer weiter, ohne Ruh.

„Die Jahre vergingen, wir wurden größer und größer. Nicht mehr bestieg er die Felsen und Wipfel der Bäume, er wurde stiller, aber freundlicher gegen alle.

„Die arme Margareth sah oft von weitem die liebe Gestalt in dunkeln Schattenräumen sich verlieren, und folgte sie ihm, so saß er am Waldbach, flüsterte mit den Wellen, sprach mit der

Abendluft, weckte das Echo. Nachts ging er durch den Wald, ein schöner Stern ging ihm zur Seite. Doch nie durfte Margareth ihm nahen, wenn das holde Licht bei ihm war. Einst bat sie ihn mit Thränen, ihr nur den Namen des schönen Lichtes zu nennen, ihr Herz bedurfte es, ihn zu wissen, wenn es nicht brechen sollte. Alma, flüsterte er lächelnd. Ein kalter feuchter Schleier zog über Margareths Antlitz hin, und als sie die Augen wieder öffnen konnte, war er verschwunden.

„Auf dem Heimwege zu ihres Vaters Haus sah sie von weitem am Ufer des blauen Sees im Grase ihn sitzen; er horchte auf die kleinen goldnen Bienen, und lachte spielend mit den Libellen, die um ihn her schwärmten, die brachten ihm wohl Kunde von seinem Lichte, seiner Alma."

Die Fremde schwieg hier plötzlich und wurde sehr still und ernst. Die Sonne sank tiefer und beleuchtete den kleinen Hügel, auf dem wir saßen, die zahllosen gelben Sternenblümchen, mit denen das Gras rings umher wie besät erschien, fingen an sich im Abendwind zu regen, und wiegten auf ihren fast unsichtbar feinen Stengeln sich

hin und her, als wären sie lebendig geworden, und tanzten fröhlich im Abendsonnenstrahl.

„Seht Ihr's? seht Ihr's?“ fing die Fremde wieder an, „die Lichter werden angezündet, das Fest beginnt, die Elfen kommen. So ist es auch damals gewesen. Der Knabe war, als wir ihn noch Waldhähnchen riefen, schon längst dem Elfenreiche verfallen. Denn merkt es wohl, Ihr Kinder, nur das Flüchtige ist schön. Dem Krieger blüht das Leben schöner, weil er es täglich auf's Spiel setzt, täglich von ihm Abschied nimmt. Die Rose ist schön, weil der West die leichten Blättchen schnell zerstreut, hierhin, dorthin. Der Regenbogen macht dem Engel Freude, der auf ihn zur blühenden Erde niedersteigt, weil die leicht geschwungene Brücke hinter ihm zusammenbricht und ihre glänzenden Farben in Luft zerflattern; und das Echo liebt den Schall, weil es eilends ihm nachrufen muß, ehe er verklingt. Darum lieben auch die Elfen die Kinder der Menschen, weil ihr flüchtig kurzes Leben durch das endlose Daseyn unsterblicher Geister hindurchfliegt, wie der Schmetterling durch die unermeßliche Bläue des Himmels. Und der Knabe gibt

sich den schönen Feen willig hin, und vergißt, was er sonst auf Erden geliebt hat, als wäre es nie gewesen.

„Alma aber war die Tochter des ersten Frühlingssonnenstrahls, der Elfenkönig war ihr Ahnherr, doch ihre Mutter eine Sterbliche aus dunkelm Stamm, wie die arme Margareth auch. Darum liebte das schöne Sonnenkind die armen weichen Menschen, und schlich sich oft mit seinem Vater hinab in's dunkle Thal und half ihm die Blumen wach küssen. Sie fand den Knaben, der damals Waldhähnchen hieß, im Grase schlummernd, und hielt ihn für eine Blume und küßte das Herz ihm wach. Darum tönte, lange ehe er sie gesehen, ihr Name, den er noch nicht auszusprechen wußte, durch alle seine Träume hindurch, es rief ihn und lockte ihn von Fels zu Fels, vom Wasserfalle zum tiefdunkeln Wald, er mußte ewig suchen, was ihm noch unbekannt war. Doch Alma, aus Furcht vor dem kalten strengen König, ihrem Ahnherrn, durfte es nicht wagen, sich dem Knaben zu zeigen, ehe er erwachsen sey; sie versteckte sich zwischen den kleinen Wellen, ihren Gespielinnen, die den See hüpfend kräuselten,

zuweilen verbarg sie sich auch im tiefen Kelche der Lilie, oder zwischen den Flügeln des an ihm vorübereilenden Schmetterlings. Doch alle ihre Diener sandte sie nach ihm aus, alle Boten des Frühlings mußten ihm von ihr erzählen. Die summende Biene, der bunte Schmetterling, die schlanke Libelle, die Vöglein im Walde, alle flüsterten und summten und sangen ihm ihren Namen zu, die Maienblümchen läuteten ihn im Thale aus, die Aurikeln, die Himmelschlüssel, die Sternblumen grüßten ihn mit einem Strahl aus ihren Augen. Er kannte sie, lange ehe er sie gesehen, und verfolgte, voll unendlicher Sehnsucht nach ihr, ihre Spur. So wuchs der Knabe unter seinen armen dunkeln Gespielen im Walde zum Jünglinge heran, und blieb gut und freundlich, auch gegen die arme Margareth.

„Nun war er groß geworden, nun zog er frei umher; aber die Welle schwieg, die Luft war still, die Bienen hatten ihm nichts mehr zu erzählen, und was die Waldvöglein ihm zusangen, verstand er nicht mehr. Ihm wurde unaussprechlich weh und traurig um das Herz, er meinte, es werde ihm brechen vor Sehnsucht; da stand die lange

gesuchte Gestalt plötzlich vor ihm, in der grünen Waldesnacht, in der ländlichen Tracht der Bewohner desselben, der hochgelbe, wie Gold schimmernde Strohhut umschattete ihr rosiges Gesicht. Er hatte nie sie gesehen; sein Herz, das ihren Namen ihm zuflüsterte, verstand er aber noch nicht, darum fragte er sie, wie er sie nennen solle. Alma heiße ich, sprach das schöne Sonnenkind, und nun erkannte er den Namen und die süße Stimme, die, sein ganzes Leben hindurch, über Berg und Thal ihn gelockt hatte. Er wußte nun, daß Alma es sey, von der Welle und Luft, Blumen und Vögel, Biene und Schmetterling und Libelle ihm immer erzählt hatten. Als Alma's Name nur noch, ihm selbst nicht deutlich geworden, in seinem Herzen erklang, da hatte sie die Sprache der Natur ihn schon verstehen gelehrt, die ihn auch liebte, weil Alma, das Sonnenkind, seine Freundin war; die um Alma's willen ihn stets mit weichen Armen umfaßt hielt, daß er sich nie bei seinen ehemaligen wilden Spielen verletzte, und die ihn sicher auftreten ließ, wenn er die weiten Sprünge des scheuen Rehes von Fels zu Fels verfolgte. Sie, die Natur, gab ihm Gewalt

über die Thüre des Waldes, über die hohe Eiche, über die Wellen des Sees, ach auch über das Herz der armen Margareth, alle mußten ihm huldigen wie ihrem Könige.

„Alma ging und kam von nun an; doch immer blieb sein Herz mit ihr. Wenn sie an seiner Seite über den grünen Rasen hinschritt, blitzten rings umher die goldnen Sternblumen auf und winkten ihr, mit den kleinen Häuptern nickend, einen freundlichen Gruß zu. Er aber nannte sie seinen Waldstern, und war glücklich. Alle Abende wandelte sie an seiner Seite durch die hochgewölbten grünen Hallen des dunkeln Waldes; wenn die Nacht die beiden hohen Gestalten mit ihrem weiten Mantel verhüllte, dann glänzte Alma's gelbes Hütchen wie ein goldheller Stern durch die Finsterniß, wo sie ging und stand, ward es licht um sie her. Die arme Margareth sah es allnächtlich aus dem kleinen Fenster ihrer Kammer in ihres Vaters Hause, in der kein Schlaf sie mehr besuchte. Aber sie weinte nicht mehr, denn das schöne Paar war so glücklich! und wenn ihr auch das Herz zuweilen stille stand, als ob es müde sey, ferner zu schlagen, was that denn das?

„Als der Lenz nun vorüberzog, da sollte Alma ihrem Ahnherrn, dem rauhen Herrscher, folgen in sein fernes duftiges Reich, doch sie entfloh ihm am letzten allerschönsten Tage des Frühlings, und der Geliebte verbarg sie in den Klüften des tiefdunkeln Waldes.

„Alma legte alle ihre Zaubergewalt ab, und ward und liebte wie ein sterbliches Mädchen, denn Liebe ist der mächtigste Zauberer, der alle andere überwindet, und Alma's Herz war sein Reich. Ach es waren Tage des Glückes, schöne goldne Tage, die sie zusammen verlebten! Die arme Margareth dachte oft, das Herz müsse ihr brechen vor Freude, darüber, daß das schöne Paar so glücklich war!

„Der Sommer floh vorüber, der Herbst zog heran. Die Sonnenstrahlen warnten das schöne Paar, sie gingen in Regenwolken unter, wie die Liebe in Trauer; aber das Paar achtete nicht darauf. Immer seltner, immer später, immer trüber kehrten die goldnen Strahlen wieder, auf immer kürzere Zeit. Die Liebenden wurden das nicht gewahr, sie sahen die Nebel nicht, die sich immer grauer und dichter zusammenzogen. Da brauste der Wald, die mächtigen Eichen krachten, die Gipfel der hohen Tannen bogen bis zur Wur-

zel sich, die uralten Buchen schauderten, in allen ihren Aesten erbebend, die Erde zitterte, der mächtige König kam auf seinem dunkeln Wolkenwagen, von acht schneeweißen Rossen gezogen. Der Fels erbebte von ihrem Hufschlag, weiße Flocken lösten unter ihren Tritten sich los und deckten weit und breit das ganze Land, die Liebenden sollten von einander scheiden. „Scheidet!" gebot der zürnende König.

„Er haßte den Jüngling, der ihm sein Liebstes entführt, aber er liebte sein eignes Geschlecht, und hätte gern dem schönen Sonnenkinde verziehen. Laß ab von ihm! gebot er, und folge mir in mein duftiges entferntes Reich. Gehorche mir, oder bleibe auf ewig verstoßen aus meinem weiten Gebiet. Wandre arm und dürftig, gleich andern Sterblichen, auf der dunkeln Erde. Verliere alle Vorzüge Deines unsterblichen Geschlechts, die ewig heitre Jugend, Deine Gespielen, Deine Freunde, keines von allem diesen wird in die Oede Dir folgen, in die Du verbannt bleibst, und nur noch einen flüchtigen Frühling hindurch wird Dir vergönnt seyn zu leben."

„Und er?" fragte wehmüthig seufzend das arme schöne Sonnenkind.

„Er stirbt mit Dir!“ erwiederte der strenge Richter.

„Und wenn ich ihn verlasse? und mit Euch ziehe?“ fragte Alma erbleichend.

„Frage nicht!“ erscholl es aus der Höhe über ihr.

„Wehe mir! o wehe mir! klagte Alma. Wohl weiß ich es, um sein armes kurzes Menschenleben ist es dann auch geschehen. Was kann die Erde ihm geben, wenn er mich verlieren muß? wenn meine Nähe ihm nicht mehr die Morgenröthe bleibt, die seine Nacht zerstreut? So fahre denn hin, du letztes Band, das mich dem Reiche höherer Wesen noch verbindet, ich gehe mit Dir unter, Du Geliebter, ein sterbliches Weib. Sprich nur mein Urtheil aus, donnernder König. Du ewig Geliebter sollst an keinem Schmerze sterben, mein Kuß weckte Dich zu erhöhterem Leben auf, mein Kuß wiegt Dich in den Schlaf, dem auf Erden kein Erwachen folgt.“

„Furchtbarer rollten die Wetter, schwarze Wolken deckten die Sonne, heulender Sturm rief den Liebenden noch aus der Ferne des enteilenden Königs Zornworte zu. Aber von neuem, in unaussprechlicher Lieblichkeit sank der Frühling wieder auf die Erde; der erste Sonnenstrahl, der ihn verkündete, küßte Alma seine Tochter und

ihren Geliebten, und stille selige Wehmuth zog in ihre Herzen ein.

„Da weinte nicht nur die arme Margareth, auch in allen Blumenaugen glänzten Thränen.

„Wie der Frühling vorüberzog, verblühte auch das Leben des liebenden Paares mit dem der Veilchen und Maienglöckchen. Am letzten Tage desselben sollte der Todesengel sie vernichten.

„Aber nein, aber nein! sie sind nicht gestorben, rief Margareth jetzt laut, und erhob sich, wie neu belebt, von der Rasenbank: nein, sie sind nicht gestorben, sind nicht bei den Todten, die Leute wollten das der armen Margareth nur einreden, weil man sie nach dem heftigen Unwetter am letzten Frühlingstage nicht mehr durch den Wald gehen sah. Alma's reines Liebesopfer versöhnte die reinen Geister der Lüfte; ihre Verwandten, die Sonnenstrahlen, baten für das holde Paar, und sie sandten in Gewittern ihre Wolkenboten nieder zur Erde. Die hüllten die Liebenden in ihre weiten goldumsäumten Gewande, und hoben sie hinauf in ihr ewig lichtes Reich. Niemand will es der armen Margareth glauben, aber sie sieht sie oft dort oben Hand in Hand friedlich einherschweben, im rosig goldnen Schleier,

der ihnen weit nachzieht. Wenn die Sonne Abends von der Erde Abschied nimmt, folgen sie dem ewigen Lichte. Jetzt eben, seht Ihr es nicht? dort in Westen, hinter dem Walde, weht Alma's mit Gold und Purpur durchwirkter Schleier schon herauf. Seht, dort! dort!"

Sie sank auf die Rasenbank ermattet zurück, während sie mit der blendend weißen zitternden Hand auf ein kleines goldnes Sommerwölkchen deutete, das hinter dem Walde am Himmel aufstieg. Ihre Augen schlossen sich, als ob sie schlief, und wir standen in großer Verlegenheit um sie her, und wußten nicht, was wir beginnen sollten.

„Arme Schwester, arme Margareth!" sprach plötzlich eine Männerstimme dicht hinter uns; ein hübscher stattlicher Mann in Jägertracht trat neben der Rasenbank aus dem Walde hervor. „Gute, liebe Schwester!" fuhr er fort, indem er die Leidende mit großer Sorgfalt aufzurichten suchte, „wir hätten Dir nicht den Willen thun, Dich nicht in's Freie, nicht hierher lassen sollen, aber Deinen Bitten widerstehe, wer da kann; ich kann es nicht."

„Komm, liebe Margareth, komm in's Haus, ehe der Abendthau fällt."

Margareth schlug die Augen zu ihm auf und

sah freundlich lächelnd ihn an, während sie an seinem Arme sich aufzurichten suchte; doch die Kräfte versagten ihr, die Kniee brachen unter ihr zusammen, und sie sank wieder auf die Rasenbank zurück. „Arme, arme Schwester,“ seufzte der Förster recht aus tiefem Herzensgrund, und blieb eine Weile in tiefem Nachsinnen neben ihr stehen.

„Meine lieben jungen Herrschaften,“ sprach er jetzt zu uns, „bleiben Sie nur noch eine kleine Weile bei meiner Schwester, ich bitte herzlich darum. Mein Haus liegt keine hundert Schritte von hier im Gehölze; ich eile Hülfe zu holen, und bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen.“ Er verschwand augenblicklich im Gebüsch, und wir blieben mit gefalteten Händen neben der armen Margareth stehen. Bleich, aber schön wie ein Engel, lag sie da, lächelnd, die Augen auf die Wolken geheftet, die immer lichter und prachtvoller am Himmel heraufzogen. Uns war traurig und freudig zu Muthe, und feierlich als wären wir in einer Kirche.

Der Förster kam jetzt in Begleitung zweier seiner Leute wieder, die einen großen bequem gepolsterten Armsessel trugen, in diesen ward die arme Margareth mit vieler Sorgfalt gehoben und dann fortgetragen.

Ihre Augen sahen noch immer zu den Wolken hinauf, den Kranz von Immortellen, den sie sich geflochten, hielt sie fest in der Hand, und als die Leute sie in's Gebüsch hineintrugen, sah sie noch einmal nach uns sich um, lächelte uns freundlich zu, winkte, wie Abschied nehmend, mit dem Kranz, und war nun unsern Blicken entschwunden.

Still und schweigend gingen wir nach Hause; sogar Alex sagte kein Wort, der doch sonst immer gern plaudern wollte. Am Hügel kamen die Mutter und Brigitte uns wieder entgegen, unser ungewöhnlich stilles Wesen fiel der Mutter auf, sie wollte wissen, ob uns etwas Unangenehmes begegnet sey, und ich sagte ihr, daß die arme Margareth, bei der wir wieder gesessen und die uns ein schönes Mährchen erzählt habe, plötzlich so unwohl geworden sey, daß man sie habe nach Hause tragen müssen, weil sie nicht gehen konnte.

„Ich wollte schon längst es der gnädigen Frau anheim stellen, ob es nicht besser sey, den jungen Herrschaften nicht so viel Umgang mit der Jungfer Margareth zu gestatten,“ sagte Brigitte. „Ich habe mich näher nach den Förstersleuten erkundigt, sie sind brav, auch sauber und manierlich, dawider ist nichts zu sagen; vielleicht ein

wenig zu vornehm für ihren Stand, sie lesen viel in Büchern, doch, du lieber Gott, das ist nun einmal die Art der jetzigen Welt, und wem geht das etwas an? jeder mag zusehen, wie er es treibe; was mich nicht brennt, lösch' ich nicht. Aber die Jungfer Margareth ist nicht nur kränklich, die arme fleißige Person ist auch im Kopfe nicht recht richtig, das sagen Alle, die sie kennen; sie spricht oft ganz verwirrt, und kleidet sich auch so wunderlich, daß man ihr es gleich ansieht, sie ist verrückt. Sie soll zwar immer lammfromm seyn und keinem Menschen etwas zu Leide thun, aber solchen armen gestörten Wesen ist doch nicht zu trauen, sage ich immer; wer kann es vorher wissen, was sie im Stande sind zu thun, wenn der Raptus über sie kömmt!"

„Brigitte, wie kannst Du nur so etwas den dummen Leuten nachsprechen!" rief ich, mich gewaltig ereifernd. „Die, welche dieses behaupten, kennen entweder die Margareth nicht, oder sind selbst nicht richtig im Kopfe. Gewiß kann keiner von ihnen, und selbst Du nicht, liebe Brigitte, so schöne Mährchen erzählen, wie Margareth uns heute eins erzählt hat. Krank ist sie, das ist leider wahr, aber verrückt? Sobald wir oben im

Hause sind, will ich der Mutter alles erzählen, was ich heute von Margareth gehört habe; ich habe es recht gut behalten, und da mag sie selbst urtheilen. Ich weiß, liebe Mutter, Margareth's Mährchen vom Waldhähnchen wird Dir gefallen, und Du wirst gewiß einsehen, daß sie recht sehr bei Sinnen ist, und uns den Umgang mit ihr nicht verbieten."

Mein Vorschlag wurde angenommen, und sobald wir uns wie gewöhnlich um die Mutter her geordnet hatten, fing ich an, mein Versprechen zu erfüllen. Mein Gedächtniß, das, so lange ich ein Kind war, wirklich bewundernswerth genannt werden durfte, leistete mir dabei die trefflichsten Dienste, auch nicht der kleinste Umstand wurde von mir vergessen, und es gelang mir sogar fast wörtlich und ganz in Margarethens Art alles zu wiederholen, wie ich es von ihren Lippen vernommen. Die Mutter hörte sehr aufmerksam mir zu, ein paarmal wollte es mir sogar vorkommen, als ob ich Thränen in ihren lieben Augen blinken sähe. Brigitte, die, wie gewöhnlich, mit ihrem Strickzeuge in einem Eckchen saß, hörte Anfangs auch auf meine Worte, nickte aber zuletzt doch darüber ein; auch Mathilde und Alex wurden schläfrig und mußten zu Bette gebracht werden:

so blieb ich denn gegen das Ende der Geschichte mit meiner Mutter und der schlafenden Brigitte allein.

Ich erzählte immer fort, während meine Mutter still vor sich hin weinte, und mir ihre Thränen nicht mehr verbergen mochte. Das rührte mich unbeschreiblich, ich wollte aufhören, weil meine Erzählung sie so angriff, aber sie litt es nicht, ich mußte fortfahren, bis ich zu der Stelle kam, wo die Luftgeister das schöne Paar in ihrem weiten Wolkenmantel hinauf in den Himmel tragen: „Nicht weiter, nicht weiter!“ rief meine Mutter nun, „es ist genug, Franziska, höre auf, mein Kind.“ Sie weinte noch eine Weile recht aus Herzensgrunde, während sie mich zu sich hinzog und mich liebevoll an ihre Brust drückte.

„Du hast recht schön erzählt, mein Fränzchen,“ sprach sie zuletzt und trocknete sich die Augen ab, „Du brauchst Dir nicht darüber bange werden zu lassen, daß Dein Mährchen mir Thränen erpreßte; es hat Erinnerungen an längst vergangene Begebenheiten und Zeiten in mir erweckt, von denen Du nichts wissen konntest, die ich Dir aber jetzt mittheilen will, denn Du wirst nun mit jedem Tage größer, und es ist Zeit, daß Du das Leben auch von seiner ernsteren Seite kennen lernst.

Deine Margareth aber wollen wir beide morgen mit dem Frühstücken besuchen, ich glaube in ihr eine alte Jugendbekannte von mir wiederzufinden. Brigitte! Brigitte, erinnerst Du Dich noch des alten Försters, Huber in Lichtenhaus, und seiner beiden Kinder, Anton und Margareth?"

„Ja, gnädige Frau, der neue Förster unten am Walde heißt Anton Huber," erwiederte Brigitte ganz schlaftrunken; doch als meine Mutter ihre Frage nochmals wiederholte, ermunterte sie sich völlig, suchte das ihr entfallene Strickzeug vom Boden auf, setzte sich damit zu uns an den Tisch, und kam nun von selbst auf den Gedanken, daß der Förster Anton Huber und seine Schwester Margareth niemand anders als die Kinder des Försters aus Lichtenhaus wären.

„Wie man doch im Alter vergeßlich wird," sprach sie. „Wer hätte denken sollen, daß ich den alten Förster Huber vergessen und seinen Sohn Anton nicht gleich wieder erkennen sollte, den ich doch, als ich noch bei dem hochseligen Herrn Oberlandjägermeister in Schloß Lichtenhaus war, selbst aus der heiligen Taufe gehoben. Ach, Fräulein Fränzchen, das Schloß Ihres Herrn Großvaters hätten Sie sehen sollen, das war eine

Pracht! Es lag hoch oben auf dem Berge, aus allen Fenstern hatte man die schönste Aussicht, meilenweit in's Land hinein. Unten, nahe am Schloßberge, lag ein großer herrlicher Wald, und ein Dorf darin, in welchem der Förster Huber das einzige einigermaßen reputirlich aussehende Haus bewohnte. Viel hundert Mal bin ich den steilen Schloßberg heruntergelaufen, um die Försterleute zu fragen, ob sie vom Junker Theodor nichts wüßten, wenn der einmal wieder bis spät in die Nacht hinein im Walde blieb. Was mir der Theodor in meinem Leben für Angst gemacht hat! Er war ein recht wilder Knabe! aber himmlisch gut, und freundlich und schön wie ein Engel: und mußte so früh aus der Welt! Doch will nichts mehr von ihm sagen, es betrübt die gnädige Frau."

„Himmlisch gut und freundlich und schön wie ein Engel," wiederholte meine Mutter mit zum Himmel gewandten Augen. „Ja so war er, so war mein theurer Bruder. Und glaube nicht, gute Brigitte, daß ich mich ungern an ihn erinnern lasse. Ich denke seiner oft im Stillen und möchte ihn nie vergessen, selbst wenn ich es könnte. Auf alle Weise möchte ich sein Andenken in Ehren halten, darum will ich gleich morgen Margareth

aufsuchen, die gewiß keine andere seyn kann, als die Tochter unseres alten Försters in Lichtenhaus. Ich will mich ihrer schwesterlich annehmen, denn sie hat meinen Bruder sehr lieb gehabt, und er sie auch. Ich will alles was in meinen Kräften steht anwenden, um ihr armes krankes Herz zu trösten und zu heilen, dann wird auch ihr zerrütteter Geist sich wieder zurecht finden, das hoffe ich von Gott. Längst schon hätte ich mich ihr zu nähern gesucht, wenn es mir nur möglich gewesen wäre, ihren bisherigen Aufenthalt zu erfahren. Doch nun ist sie gefunden, und ich freue mich darüber von Herzen. Gute Nacht, meine Franziska, morgen früh gehen wir beide mit Brigitten, die arme Margareth zu besuchen."

Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich am folgenden Tage schon die Mutter weckte. Während ich an ihrem Arm den Hügel hinabging, fing sie an, mir die Geschichte meines Onkels Theodor mitzutheilen, die, wie sie sagte, mich lehren sollte, die wirkliche Welt von der Mährchenwelt zu unterscheiden, obgleich beide einander näher verwandt wären, als viele Menschen es einsehen oder glauben wollten.

„Meines Vaters Schloß, Lichtenhaus," sprach

sie, „wo ich geboren bin und die gute Brigitte vom ersten Tage meines Lebens an mich in ihren Armen trug, war ganz so, wie Brigitte es Dir gestern Abend beschrieb, und Margareth hat in ihrem Mährchen, das in vieler Hinsicht kein Mährchen ist, mit dem hohen lichten Hause, in welchem der Knabe wohnte, gewiß nichts anders meinen können, als eben dieses unser Schloß. Mein Bruder Theodor war nur ein Jahr jünger als ich, und mit Margareth, der Tochter des Försters, dessen Kinder unsre Spielgefährten waren, in gleichem Alter; ihr Bruder Anton ist aber sechs bis sieben Jahre älter wie sie, und gab sich deshalb weniger mit Theodor ab. Unser Vater hatte meinen Bruder schon sehr früh für die Jägerei bestimmt, denn er selbst war ein leidenschaftlicher Jäger und ein sehr unterrichteter Forstmann, und achtete das frische freie Leben in Forst und Wald für das glücklichste auf Erden. Deshalb verließ er auch nie seinen schönen ländlichen Aufenthalt, um ihn, wie andere seinesgleichen thaten, mit der Stadt zu vertauschen; wir wohnten im Sommer wie im Winter auf Schloß Lichtenhaus. Mein Bruder aber brachte den größten Theil seiner Kindheit mit freiem Umherschweifen im Walde zu,

damit der zwar gesunde, aber von Natur sehr zart gebildete Knabe in der freien Luft rüstig und stark werden, und seine Glieder brauchen lernen sollte, wie ein rechter Jäger es muß. Jede Tageszeit war ihm gleich, Morgen und Abend, Tag und Nacht, mein Vater äußerte nie die mindeste Besorgniß, wenn er spät nach Hause kam, oder auch wohl einmal über Nacht ausblieb. Er wußte aber auch, daß alle Leute, weit und breit im Lande, den Knaben lieb hatten und über ihn wachten, damit er nicht Schaden nähme. Besonders aber waren die Kinder des armen Walddörfchens unten vor dem Schlosse ihm mit Liebe zugethan, und begleiteten ihn überall hin. Die Tochter des Försters, Margareth, folgte ihm auf seinen Streifereien wie sein Schatten, auf Wegen, wo zuweilen die kühnsten und gewandtesten Knaben zurückblieben, und war ihm die liebste unter allen seinen Gespielen. Sie war ein schönes, aber wunderbares Kind, das schon früh vor allen andern Kindern durch eine gewisse heftige Innigkeit sich unterschied; ihre ausgezeichneten Fähigkeiten in geistiger Hinsicht waren von ihrem braven verständigen Vater zu einem Grad von Bildung erhoben worden, den man in ihrem Stande selten an-

treffen wird; Theodor aber war von innen und außen ganz so, wie sie ihn beschreibt, wenn man einige mährchenhafte Unwahrscheinlichkeiten abrechnet. Auch erinnere ich mich jetzt, daß die Kinder im Dorfe ihm einen Beinamen gegeben hatten, sie nannten ihn Waldvogel oder Waldhähnchen, weil er so gern aus dem Wipfel der höchsten Bäume sein lustiges Liedchen erschallen ließ, wenn sie ihn unten lange genug gesucht hatten, und er pflegte sich gern so nennen zu lassen.

„Als er älter wurde, erhielt sein Leben freilich eine ernstere Wendung; man gab ihm Lehrer, unter denen mein Vater der erste blieb, die für das ihm bestimmte Fach der Jägerei und Forstwissenschaft ihn bilden sollten, und er durfte nicht mehr den ganzen Tag im Walde umherstreifen wie wohl sonst. Margareth blieb sein Liebling, aber auch sie wuchs heran und wurde ein Mädchen von seltner, ich könnte sagen, von rührender Schönheit; ihr ganzes Wesen trug einen Anstrich schwermüthiger Träumerei, die sie zu einer sehr interessanten Erscheinung machte, aber ihr ehemaliges, so fröhliches Naturell schien sich ganz verändert zu haben.

Ich war nun achtzehn Jahre alt geworden, heirathete Deinen Vater, liebe Franziska, und zog mit ihm weit weg, in dieses mir damals ganz unbekannte Land, fern von den Meinigen, von denen ich nur selten Nachricht erhielt. Theodor schrieb mir zwar zuweilen; doch vieles in seinen Briefen schien mir wunderbar dunkel, als ob ein schweres seltsames Geheimniß sein Gemüth bedrücke. Das währte so ein paar Jahre, und ich verfiel in große Sorge um den geliebten Bruder, von dessen eigentlichem Zustande ich so gar nichts Bestimmtes erfuhr. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach den Meinigen, ein mir selbst unerklärliches Heimweh ergriff mich und drohte meine Gesundheit zu zerstören; so daß Dein guter Vater es endlich für gerathen hielt, mich auf einige Zeit nach Hause reisen zu lassen, damit ich mich selbst überzeugen könne, daß alles dort wohl stehe. Das Jahr war schon weit vorgerückt, der Winter nahte mit starken Schritten, aber meine innere Unruhe erlaubte mir nicht, die Rückkehr des Frühlings abzuwarten; ich reiste ab, trotz Sturm und Wetter, sobald ich nur die Erlaubniß dazu von meinem Manne erhielt.

„Ein furchtbares Ungewitter, wie die ältesten

Leute in dieser Jahreszeit erlebt zu haben sich nicht erinnerten, überfiel mich unterwegs am Tage vor meiner Ankunft in Lichtenhaus. Der Sturm entwurzelte die mächtigsten Bäume, es schneiete und regnete zugleich, während einander durchkreuzende Blitze die tief herabhängenden schweren Wolken zerrissen und den Untergang alles Lebens zu verkündigen schienen. Unaussprechliche Bangigkeit bemächtigte sich meiner, es war nicht nur die so natürliche Furcht bei diesem ungewöhnlichen Aufruhre der Elemente, die mich ergriff, es war eine schwere Ahnung herannahenden Unheils, dessen Vorbedeutung ich in diesem Wetter sah. Mit ängstlichem Herzklopfen stieg ich in Lichtenhaus aus dem Wagen; doch wie fand ich dort alles so ganz anders, als meine bänglich aufgeregte Phantasie es mir vorgespiegelt hatte!

„Mein Vater kam heiterer, als ich ihn je gesehen, mir entgegen, Theodors Auge strahlte von innerm Glück, meine übrigen Geschwister, alle die Meinen drängten mit lautem Jubel sich um mich herum. Mitten im lieben bekannten Kreise entdeckte ich ein mir noch fremdes Wesen von überirdischer Schönheit, eine so zarte liebliche Ge-

stalt, ein Gesicht mit diesem Ausdruck himmlischer Reinheit und unendlicher Güte hat mein Auge nie, weder vorher noch nachher, erblickt. Theodor führte sie mir zu, legte sie an mein Herz, bat mich, sie als Schwester zu begrüßen, nannte sie seine Amelie, seine seit wenigen Stunden ihm verlobte Braut. Ich erlag fast der Freude, die von allen Seiten auf mich eindrang.

„Ich hatte meines Bruders Braut nie früher gesehen, denn sie gehörte zu einer Familie, mit welcher wir keinen Umgang hatten, obgleich das Schloß derselben, jenseits des Waldes in einem Thal von wilder erhabener Schönheit, nur zwei Stunden weit von dem unsern entfernt lag. Ameliens Mutter hatte bei der Verheirathung des Kronprinzen es von diesem zum Geschenk erhalten. Amelie war die Tochter des Prinzen, ihre Mutter hatte sich späterhin anderweit verheirathet, und man sagte ihr und ihrer Lebensweise viel Böses nach, so daß alle rechtlichen Leute den Umgang mit ihr scheuten, und es vermieden, mit ihr auf irgend eine Weise in Berührung zu kommen.

„Amelie aber war edlerer Natur, sie hätte so gern ihre Mutter kindlich geehrt und geliebt, die Verirrungen derselben betrübten sie sehr, und als

sie heranwuchs, und ihre Mutter immer tiefer in Ausschweifungen aller Art versank, da zog sie in einem abgelegenen Flügel des Schlosses, der ihr zur Wohnung angewiesen worden war, in die tiefste Einsamkeit sich zurück, und erschien nie bei jenen rauschenden Gelagen, bei denen man auch ihre Gegenwart gern entbehrte. Einsame Spaziergänge im nahen Walde waren ihre tägliche und einzige Erholung. Dort hatte Theodor sie, dort hatte sie ihn gefunden, und von nun an verging beinahe kein Tag, an dem beide nicht in irgend einem heimlich stillen Thale sich trafen. Niemand wußte um das Geheimniß dieser Zusammenkünfte als die arme Margareth, und sie bewahrte es treulich in stiller Brust; doch was sie dabei empfunden haben mag, kennt nur Gott, der ihre Thränen zählte!

„Mein armer Bruder war nicht schuld an diesen Thränen, er hatte keine Ahnung von dem, was in ihrem Gemüthe vorging, und war und blieb mit brüderlicher Liebe ihr zugethan. Doch seine Amelie liebte er anders, er liebte sie wie sein Leben, wie seine Augen, wie seine künftige Seligkeit, wie die arme Margareth ihn liebte.

„Das wüste rohe Leben im Schlosse von Ameliens Mutter wurde indessen zu einem Grade

gesteigert, den der Tochter reines Gemüth nicht länger tragen konnte. Nicht nur daß man sie täglich, ihres bessern Strebens wegen, höhnend verfolgte, sie sah sich auch Gefahren ausgesetzt, von denen Deine Unschuld, meine Franziska, sich keinen Begriff machen kann. Theodor fand sie einst in Thränen, der Verzweiflung nahe. Sie erklärte ihm, daß sie entschlossen sey zu fliehen, so weit ihre Füße sie trügen, und lieber in den Tod gehen wolle, als in jenen Wohnsitz des Lasters zurückkehren, in welchem es keine Sicherheit mehr für sie gab. Da hob Theodor sie auf sein Pferd, und führte auf weiten Umwegen, von keinem Auge gesehen, sie bei nächtlicher Weile in seines Vaters Haus. Das Schloß war groß und weitläuftig gebaut; unerachtet unsere Familie sehr zahlreich war, so stand doch eine Reihe von Zimmern völlig unbewohnt da. Theodor konnte leicht und unbemerkt die Geliebte in einem von diesen, Wochen, ja Monate lang verborgen halten; keiner der Diener, dessen Hülfe er dabei vielleicht bedurft hätte, würde dem Vater ihn verrathen haben, denn alle hingen mit unbeschreiblicher Liebe und Treue ihm an. Auch war dieß Wagniß sein erster Entschluß, er wollte Zeit gewinnen, um

den Vater nach und nach mit seinem Verhältnisse zu Amelien bekannt zu machen, und ihn seiner Liebe günstig zu stimmen. Doch Amelie verwarf beinahe zürnend diesen Vorschlag, jedes heimliche Thun war ihr in tiefster Seele verhaßt, und sie hatte in ihrem Gemüthe schon genug darüber gelitten, daß sie von ihrem unseligen Verhältnisse bis jetzt gezwungen worden war, meinen Bruder nur im Verborgenen zu sehen. Sie bestand darauf, daß Theodor noch in der nämlichen Stunde sie zum Vater führen solle, um dessen Schutz für sie zu erflehen. Der Vater zürnte Anfangs, er nannte den Schritt, den sie gewagt, unbesonnen und widerrechtlich; doch ihre rührende Schönheit, ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr heißes demüthiges Flehen, sie nicht wieder hinaus in's Verderben zu stoßen, entwaffneten ihn. Er verhieß ihr seinen Schutz, übergab sie unserer Tante, die seit dem frühen Tode unserer Mutter bei mir und meinen Geschwistern die Stelle derselben vertreten hatte, und suchte nun bald möglichst sich nähere Nachrichten von der Mutter Ameliens und ihrer Lebensweise zu verschaffen. Was er davon erfuhr, überzeugte ihn, daß Amelie zu dem auffallenden Schritte, den sie gewagt, nur zu berechtigt ge-

wesen sey, und er eilte, den Kronprinzen, dem er wohl bekannt war, davon zu benachrichtigen, der Tochter jetzigen Aufenthalt ihm kund zu thun, und ihn um Verhaltungsbefehle für dieselbe zu bitten.

„Ameliens fürstlicher Vater, von andern Verbindungen, andern Neigungen angezogen, hatte die Existenz seiner ehemaligen Geliebten und seiner Tochter beinahe völlig vergessen; jetzt ward er seit langer Zeit zum ersten Mal wieder an letztere erinnert, und zwar auf eine Weise, die seine lebhafteste Theilnahme erregte. Er ordnete sogleich eine große Jagdparthie in den Forsten an, die unter der Aufsicht meines Vaters standen, und benutzte dieses zum Vorwande, um meinen Vater auf Lichtenhaus zu besuchen und seine fast nie gesehene Tochter kennen zu lernen. Mitten in dem Sturm, der mich unterwegs betroffen, und der freilich von weit gräßlicherer Vorbedeutung war, als ich es selbst damals ahnen konnte, kam der Prinz in Lichtenhaus an. Was soll ich Dir weiter noch sagen, meine Franziska? Theodors reine innige Liebe, die rührende Ergebung, mit der Amelie ihre Zukunft dem Vaterherzen anheimstellte, siegten über Vorurtheile mancherlei Art, die beide Väter der Verbindung des jungen Paares Anfangs abgeneigt machten. Amelie und Theodor

wurden feierlich einander verlobt, Amelie selbst, gegen jede Verfolgung von Seiten ihrer sehr erzürnten Mutter sicher gestellt, und der Kronprinz, begleitet von den Segnungen seiner Kinder, verließ wenige Stunden vor meiner Ankunft das Haus meines Vaters.

„Selige, selige Zeiten folgten nun. O, mein Gott, wie waren wir doch alle so unbeschreiblich glücklich! wie waren unsere Herzen so freudig, so ruhig, so frei von jeder Vorahnung des zerstörend nahenden, gräßlichen Unheils!

„Meines Bruders Hochzeit war auf den Johannistag angesetzt, an welchem er sein einundzwanzigstes Jahr vollendete. Mein Mann erlaubte mir bis dahin im Kreise meiner Geliebten zu verweilen. Der lange ersehnte Tag kam heran. In Folge eines alten Familiengebrauchs sollte die Trauung um Mitternacht vor sich gehen. Auf einem großen freien Platz, mitten im Walde, waren für uns und die ländlichen Bewohner der Umgegend Zelte errichtet, wo wir mit einigen wenigen Freunden uns des schönen Festes erfreuen wollten. Die Luft war schwül, die Sonne brannte heiß, das Brautpaar ging allein hinaus in die kühlen Waldesschatten, wir andern blieben in den Zelten. O meine Franziska! Ein Ge-

witter, das lange von ferne gedroht hatte, ward von der Windesbraut plötzlich über unsre Häupter heraufgeführt, der Regen strömte, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgte; plötzlich schien die Welt in Flammen zu stehen, wir alle bebten fast bewußtlos in dumpfer Betäubung. Und nun ward es auf einmal stille, ganz stille. Es brennt im Walde! rief einer der Jäger. Die Männer stürzten aus den Zelten hinaus. Wenige Schritte von den Zelten hatte der Blitz die höchste älteste Eiche des Waldes getroffen, ach und mehr noch, weit mehr, als den ehrwürdigen Baum! Das junge Brautpaar lag Arm in Arm an seinem Stamme gelehnt. Gott hatte, in der höchsten Blüthe des Glücks, es in Wettern von dieser Welt abgerufen."

Die Mutter sagte kein Wort mehr, sie trocknete ihre Thränen, die langsam ihr die Wangen hinabrollten, und ging still in sich gekehrt vor mir her. Ich sah wohl ihr Bestreben, zu lebhaft erneute Erinnerungen wieder niederzukämpfen, und mochte es nicht wagen, sie dabei zu unterbrechen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Aber ich selbst war keines Wortes mächtig, tiefe Wehmuth, geheimes innerliches Grausen beengten mir die Brust. So erreichten wir denn allmählich die Wohnung des Försters, ein artiges kleines Haus, mit grünen

Jalousien, von Waldreben, hohen Rosen und Je- längerjelieber rings umzogen.

Der Förster, der vor der Thüre desselben saß, stand bei unserer Annäherung, uns ehrerbietig be- grüßend, von seinem Sitze auf, meine Mutter sah ihn eine Weile forschend an, und ging dann auf ihn zu, indem sie freundlich die Hand ihm bot.

„Anton Huber," sprach sie, „kennen Sie denn Klara von Lichtenhaus nicht mehr?"

„O mein Gott, ja!" rief Anton sehr er- griffen, „ja Sie sind es, gnädige Frau, Sie sind es selbst, gütig und freundlich, wie Sie von jeher es waren. So wie ich Ihren Namen nennen hörte, vermuthete ich, daß Sie es wären, unser ehe- maliges geliebtes und geehrtes Fräulein Klara. Wohl zwanzigmal war ich im Begriffe, zu Ihnen hinauf- zugehen — es sollte nicht seyn. Es wäre vielleicht gut gewesen, aber es sollte nicht seyn. Und nun kommen Sie selbst! und eben heute!" setzte er mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu.

Meine Mutter setzte sich auf die Bank vor dem Hause und nöthigte den Förster, sich neben ihr zu setzen. Sie bat ihn, ihr von Margareth und deren zeitherigem Ergehen etwas zu sagen, ehe sie selbst sie aufsuche. „Meine Kinder," sprach sie, „haben schon ihre Bekanntschaft gemacht und, wahrschein-

lich aus der von mir angeerbten Neigung zu ihr, sie sehr liebgewonnen. Ich höre, sie war gestern krank, wie steht es denn heute um sie?"

„Wohl, gewiß sehr wohl!" erwiederte der Förster mit feierlichem Ernst. Dann setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Ihr Geschick, seit jenem Schreckenstage, läßt in wenige Worte sich fassen. Die gnädige Frau erinnern sich vielleicht, daß Margareth schon einige Zeit vorher still und bleich wie ein Schatten umherschlich, und endlich das Zimmer nicht mehr verließ, ohne doch über eigentliche Krankheit zu klagen. Die Leute sagten, sie sey tiefsinnig geworden; was sie damit meinten, weiß ich nicht recht, von jeher lag ein tiefer Sinn in allem, was Margareth sagte und that; wohl aber weiß ich, daß sie fromm und gut war und blieb, wenn sie gleich mehr in sich gekehrt erschien, als wohl früher, und zuweilen Dinge sprach, die nicht Alle verstanden. Ich aber wußte immer, wie sie es meinte.

„Daß jenes ewig beklagenswerthe Ereigniß sie gänzlich darniederschlug, war wohl kein Wunder; hat es doch damals meinem alten Vater beinahe das Leben gekostet, der den entsetzlichen Schrecken lange nicht verwinden konnte; denn er hatte ganz nahe an dem Unglücksbaum gestanden.

Sie selbst, gnädige Frau, lagen zum Tode krank, der Zustand im ganzen Schlosse war so traurig, daß wir, bei allen unsern Leiden, uns dagegen noch glücklich priesen. Daher fanden wir es auch ganz natürlich, daß Niemand von Ihnen daran denken konnte, sich um die arme Margareth zu bekümmern, die indessen regungslos, zwischen Leben und Sterben, auf ihrem Bette lag. Nach ein paar Monaten erholte sie sich zwar insofern, daß sie wieder umherging, ihre kleinen Geschäfte im Hause versah und ihre feine Spitzenarbeit wieder hervorsuchte; aber kein Bitten, kein Fragen, keine Vorstellungen konnten nur ein Wort ihr abgewinnen. Schwere Seufzer, klagende Blicke voll innern Jammers blieben ihre einzige Sprache, und die Todtenblässe, die, als sie das Entsetzliche erfahren, ihr Gesicht überzog, wich nie wieder von ihr. Nie habe ich seit jenem Tage eine Spur ihrer sonst so blühenden Farbe ihre Wangen röthen gesehen.

„Um meine Schwester einem Orte zu entreißen, wo jeder Stein, jeder Baum die schmerzlichsten Erinnerungen in ihr aufregen mußte, bewarb ich mich um einen Försterdienst in der Ferne. Ich erhielt ihn, und meine gute Margareth zog willig mit mir, wie sie denn von jeher alles gern gethan hat, was ich von ihr bat. Ich verheira-

thete mich in meinem neuen Wohnort, meine herzensgute Frau that der armen Margareth alles zu Liebe, nahm jede häusliche Arbeit ihr ab, um ihrer immer schwächer werdenden Gesundheit zu schonen. Gott schenkte uns ein Paar gesunde Kinder, die unsern kleinen Haushalt lebendiger machten, und das ganz veränderte Leben, der Anblick ihr völlig fremder Gegenstände wirkten endlich insofern wohlthätig auf meine Margareth, daß sie wieder anfing zu sprechen, und sich überhaupt theilnehmender bewies. Was sie sagte, klang freilich meistens etwas wunderbar. Leute, die sie nicht näher kannten, meinten oft, sie sey ihres gesunden Verstandes nicht ganz mächtig; aber ich verstand gar wohl den Sinn ihrer Reden, die lange nicht so verworren waren, als sie denen es schienen, die nicht, wie ich, ihr Herz und ihr schmerzliches Geschick kannten. Sie sprach oft mit den Vögeln des Waldes, noch öfter mit leblosen Gegenständen, mit den Blumen, mit den Wolken; das hatte sie aber von Kindheit auf gethan, die ganze Natur schien ihr belebt, wie Jedem, der im vertrauten Umgange mit ihr heranwächst und sie recht von Herzen lieb gewinnt. Das bedachten aber die Leute nicht. Uebrigens blieb sie immer ruhig und freundlich; nur wenn ein Gewitter am

Himmel stand, sahen wir von Angst und schmerzlicher Unruhe sie umhergetrieben. Wer mochte das ihr verdenken! Um sie dem unangenehmen Gerede und den neugierigen Blicken zu entziehen, nahm ich nach einigen Jahren die mir dargebotene Försterstelle hier an, wo ich einsamer leben zu können hoffte. Ich glaubte auch, daß ein wärmerer Himmesstrich, eine schönere Gegend als die, in welcher wir bis jetzt gewohnt hatten, der armen Margareth wohlthun würde, deren Gesundheit in jenem kälteren öderen Lande sichtbar litt. Daß wir durch diesen Entschluß auch in Ihre Nähe gelangen würden, gnädige Frau, ahnete ich nicht."

„Guter Anton, eilen Sie, Ihre Schwester auf meinen Anblick vorzubereiten," bat meine Mutter; „ich sehne mich, sie wiederzusehen, und möchte doch nicht sie erschrecken. Ich will mit ihr weinen, sie trösten, ich will sie lieben und pflegen wie meine Schwester."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau," antwortete der Förster sichtbar bewegt. „Sie können sie sehen, dazu bedarf es keiner Vorbereitung," setzte er etwas zögernd hinzu. „Doch, liebe gnädige Frau, trösten können Sie die arme Margareth nicht mehr, die hat Gott schon getröstet. Um Mitternacht ist sie sanft und schmerzlos verschieden."

Er öffnete die Thüre seines Hauses; meine Mutter folgte leise auftretend ihm in das Zimmer; da lag Margareth auf ihrem schneeweißen Bette. Gekleidet, wie ich immer sie gesehen, mit gefalteten Händen, mit geschlossenen Augen, freundlich lächelnd und schön wie nie zuvor. Der Kranz von Immortellen, den sie gestern geflochten, schmückte ihr Haar.

Ich weinte laut und wollte mich über sie hinwerfen, doch Anton hielt mich davon ab.

„Stören Sie nicht durch laute Klagen die heilige Ruhe der Todten," sprach er. Die Mutter zog mich an ihre Seite, wir knieten neben dem Bette hin, auch Anton sank uns gegenüber auf die Knie, so beteten wir leise und lange an der heiligen Stätte.

Die Mutter ließ zu Margareths Andenken ein einfaches Kreuz von weißem Marmor, mit ihrem Namen bezeichnet, über der Rasenbank, ihrem Lieblingssitze, errichten. Es steht noch zur Stunde; Abends sitze ich oft da, sehe die Wolken über dem Walde heraufziehen und denke der armen Margareth, denke meiner theuern frommen Mutter und aller der Lieben, die mir in die Ewigkeit vorangegangen sind.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zwei und zwanzigster Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Vierter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.



Leontine und Natalie.

Den ganzen Tag über hatte der fröhlichste Tumult in dem kleinen Städtchen geherrscht, das wir Neustadt nennen wollen; denn die drei Sternchen, die in Erzählungen an die Stelle von Orten zu treten pflegen, die man nicht bezeichnen will, sind immer, besonders aber beim Vorlesen, verdrüßlich, und überdem trifft man überall in Deutschland auf Orte, die noch von alten Zeiten her diesen Namen führen, obgleich sie jetzt zum Theil alt und räucherig genug anzusehen sind.

In Neustadt also war vom frühen Morgen an alles auf den Beinen gewesen, um sich zum Empfange der aus einem Brunnenorte zurückkehrenden Landesmutter vorzubereiten. Weder die Gesundheit noch die Neigung der hohen Frau eigneten sich dazu, nach Art anderer Fürsten auf der Chaussee mit den Vögeln am Himmel um die

Wette fliegen zu lassen; sie unternahm nur ganz kurze Tagreisen, und in dem Ländchen, das schon seit mehr als dreißig Jahren unter dem milden Scepter ihres Gemahls sich sehr wohl befand, kam dadurch jetzt manch kleiner Ort zu dem nie gehofften Glücke, sich auf einige Stunden der Residenz gleichstellen zu dürfen, und sowohl seine Poeten als seinen Geschmack in Anordnung sinnreicher Feste, vor fürstlichen Augen leuchten zu lassen.

Auch in Neustadt hatte es weder an Ehrenpforten, an weißgekleideten Jungfrauen, noch an dem ganzen, beim Empfange solcher hohen Gäste gebräuchlichen Apparat gefehlt, den man immer wieder von neuem erfunden zu haben meint, obgleich er überall derselbe ist. Die Illumination, die man anzustellen Willens gewesen, hatte die der Ruhe bedürfende Fürstin sich verbeten, auch die Einwohner waren von der ungewohnten Anstrengung des Tages ermüdet, daher zeigten sich die Straßen jetzt um neun Uhr Abends schon verödet. Nur in den Häusern war es noch lebendig, in welchen die Eltern der sechs und dreißig Jungfrauen wohnten, die der Fürstin bei ihrem

Einzuge Blumen gestreut hatten; in allen andern verlöschte schon ein Licht nach dem andern. Die guten Kinder erzählten noch ihren entzückten Müttern, wenigstens zum zwanzigsten Mal, wie hold und freundlich die Fürstin gegen sie sich bezeugt habe. Sie hatte Alle gelobt, Mancher sogar gewinkt, näher zu treten und sogar die Dreie auf die Stirne geküßt, die ihr das schöne, auf rosenfarbnen Atlas gedruckte Gedicht des eben von der Universität zurückgekehrten Herrn Vicesyndikus, überreichten.

Nur Leontine, obgleich bei weitem die schönste unter allen, hatte nichts von diesem Tage zu erzählen, denn sie allein war von dem jugendlichen Zuge ausgeschlossen geblieben. Man betrachtete sie als eine Fremde, da sie erst seit einem Jahre mit ihrer Mutter nach Neustadt gezogen war, und der Magistrat der Stadt hielt es für Unrecht, eine solche den in großer Anzahl vorhandenen schönen Landeskindern vorzuziehen, die nach seiner Meinung alle die gerechtesten Ansprüche daran hatten, diesen festlichen Tag zu verherrlichen. Die Majorin Nordheim, so hieß Leontinens Mutter, ‚aß indessen doch noch lange mit ihrer Tochter

am offenen Fenster, und es fehlte ihnen nicht an Stoff zu jenem anmuthigen Geschwätz, das so leicht und traulich dahinfließt und von dem sich eben deshalb so wenig nacherzählen läßt.

„Ich bin recht froh," sprach endlich die Majorin, „daß meine Schwester diese Nacht drüben im Gasthofe bei ihrer kranken Frau Gevatterin bleiben will. So habe ich doch Dich, mein herziges Kind, einmal ein Stündchen für mich allein, was mir in den vierzehn Tagen, die Du wieder zu Hause bist, noch gar nicht gelingen wollte. Ich möchte es wohl benutzen, um mancherlei von Dir zu erfahren, meine Leontine, vor allem, was Dich so still, so trübe macht. Ich erlaubte Dir, meine Schwester nach Pyrmont zu begleiten, weil ich in das einförmige Leben, das Du hier führen mußt, einige Abwechselung zu bringen wünschte; doch möchte ich dieses jetzt fast bereuen, denn Du kömmst mir nicht so fröhlich zurück, als Du ausgingst und ich es erwartete; ich sehe beim Mondenlicht schon wieder Thränen in Deinen Augen glänzen. Was fehlt Dir, meine Leontine? bekenne mir es offen, Du hast mir ja nie etwas verheimlicht."

„Liebe Mutter! denke nur nicht etwa, daß ich nicht gern wieder bei Dir bin,“ erwiederte Leontine, „denke nur nicht, daß ich nach dem bunten Getümmel mich zurücksehne; es war wohl dort schön, und ich danke Dir recht von Herzen, daß Du mich das alles hast sehen lassen wollen, aber bei Dir, mein liebes, trautes, freundliches Mütterchen, bin ich doch viel lieber — ach, ich wollte, Du hättest mich nie von Dir gelassen!“ — schluchzte sie, plötzlich in heiße Thränen ausbrechend.

„Kind! mein Kind!“ rief die Mutter erschrocken, „was ist das! Ach ich fürchte, meine Schwester hatte Recht in dem, was ich ihr nie glauben mochte. Ich bitte, ich beschwöre Dich, Leontine, habe Vertrauen zu mir, entdecke mir alles, was Dein Herz so beklommen macht.“

„Was, was hat Tante Lenchen Dir denn von mir gesagt?“ rief Leontine lebhaft; „ach! freilich liegt mir etwas schwer auf dem Herzen, von dem ich schon lange mit Dir reden wollte, aber ich finde immer keine Worte dazu. Frage mich aus, liebe Mutter, ich will Dir alles redlich beantworten, vielleicht komme ich selbst so zur

Erkenntniß von dem, was mir das Herz oft so schwer macht, ohne daß ich doch eigentlich weiß, was es ist."

„Nun ich will es versuchen," erwiederte die Majorin. „Für's Erste sagte meine Schwester, Dein frisches Kindergesichtchen habe in Pyrmont mehr Aufsehen gemacht, als ihr lieb war. Die jungen Herren wären schaarenweise — —"

„Ei Gott behüte," rief Leontine, „wie kann Tante Lenchen so etwas sagen, und wenn es wäre, so werde ich mich doch danach nicht sehnen, oder mir etwas darauf einbilden? Der Tag wird den jungen wie den alten Herren in Pyrmont gewaltig lang, weil sie nichts zu thun haben. Da gucken sie denn für die liebe Langeweile nach allem, und haben auch mich angesehen, wie jedes andere junge Mädchen, das da war. Aber daß dieses mich nicht gefreut hat, wirst Du doch von mir glauben? Ich habe mich oft recht schämen müssen, wenn ich Morgens die Tante an den Brunnen begleitete."

Die Mutter lächelte freundlich, indem sie das angefangene Verhör fortsetzte. „Lenchen sagt

auch, Du habest Bekanntschaften gemacht, die für Dich viel zu vornehm waren, und — —"

„Das ist wahr, doch ich bin nicht Schuld daran," fiel Leontine mit hohem Erröthen ein; „nun will ich mir aber auch ein Herz fassen und Dir erzählen, wie das zuging, damit Du recht siehst, daß ich nicht dafür kann. Du weißt, liebe Mutter, daß wir weit vom Brunnen in einer sehr abgelegenen Straße wohnten, denn die vornehmeren Quartiere, nahe an der Allee, waren für uns viel zu theuer. Nach ein Paar Tagen, eben wegen jenes unverschämten Anstarrens, das mir so verdrüßlich war, bat ich die Tante, mich zu Hause zu lassen, wenn sie an den Brunnen ging, und da sie dort schon viele Bekanntschaften gemacht hatte, so schlug sie mir meine Bitte nicht ab. Ich setzte mich dann, während sie fort war, mit meiner Arbeit in unserem Schlafzimmer an das Fenster. Das war doch nichts Unrechtes? In unserem Wohnzimmer, vorn heraus, sah ich nur auf eine ziemlich enge Straße, hier aber konnte ich an den schönen grünen Bergen mich erfreuen, und die Rosen und der Jelängerjelieber aus dem Gärtchen am Hause dufteten so erquickend

zu mir herauf. Auch konnte ich in alle Nachbarsgärten hineinsehen."

„Weiter, Leontine, weiter," sprach die Mutter, denn die Kleine seufzte und stockte in ihrer Erzählung.

„Im Hause neben an wohnte auch ein Brunnengast," fing diese ganz leise und furchtsam an, und schwieg dann wieder.

„Nur Einer?" fragte die Mutter.

„Ach nein, viele," war die Antwort, „denn das Haus war weit größer als das, in welchem wir wohnten; das waren aber die Andern, ich meinte nur den Einen. Der ging nie an den Brunnen wie die Andern, sondern ließ sich das Wasser holen und trank es in seinem Hausgarten, der aber auch viel größer und schöner war, als der unsere. Nun, und daß er hinauf sah und mich grüßte, oder wohl auch zuweilen mir einen guten Morgen bot, das war doch wohl ganz natürlich, und danken mußte ich ihm doch auch, das schickte sich einmal nicht anders, nicht wahr Mütterchen?"

„Gewiß nicht, aber erzähle nur weiter," erwiederte die Majorin.

„Aber denke nur nicht etwa, daß ich mich

groß und breit an das Fenster hingestellt habe, damit er mich sehen und grüßen sollte," setzte Leontine sehr eifrig hinzu, „ich lauschte oft nur ein ganz klein wenig hinter den Fenstervorhängen. Aber ich sah ihm gern zu, wenn er — Mütterchen, es war auch wahrhaftig in dem kleinen Hinterzimmer sonst so wenig zu sehen — und da sah ich ihm gern zu, denn es ließ so hübsch."

„Was sahst Du aber zu? was that er denn, was so hübsch ließ?" fragte die Mutter.

„Ach, wie Du auch so fragen kannst!" rief Leontine, „ich kann es selbst nicht recht sagen. Man sollte denken, alle Leute thäten dasselbe. Er ging und stand, pflückte Blumen, oder las, oder schrieb, wie es kam, aber mir war immer dabei, als ob an der Art, mit der er alles dieses that, etwas ganz Besonderes wäre, und darum sah ich es gern, und als wir besser mit einander bekannt wurden, warf er mir auch jeden Morgen einen prächtigen Blumenstrauß zum Fenster hinein."

„Besser bekannt? wie wurdet ihr denn besser bekannt?" fragte die Mutter mit steigendem Ernst.

Leontine wurde ein wenig ängstlich. „Wenn die Tante aus war, oder schlief, ging ich auch zuweilen in unsern Garten, um frische Luft zu schöpfen," flüsterte sie kaum hörbar, und da kam er einmal durch die Hecken zu mir. Daß ich sehr darüber erschrak, kannst Du leicht denken, wie er aber öfters kam, wurde ich es gewohnt. Wir saßen dann in der Feuerbohnen-Laube, dem Hause gegenüber, zuweilen las er mir aus schönen Büchern vor, die er mitbrachte, oft aber mußte ich ihm auch nur von Dir erzählen, und wie der selige Vater in der Schlacht vor Paris geblieben sey. Er fragte nach allem genau, wie wir lebten, welche Bücher wir miteinander läsen, nach allem, sage ich Dir. Er war damals so gut und lieb! er sagte mir, er wolle expreß her reisen und Dich kennen lernen, und hat mich wohl hundertmal gefragt, ob ich glaube, daß er Dir gefallen könne."

Leontine schwieg wieder. „Weiter, weiter, mein Kind," sprach die immer aufmerksamer werdende Mutter.

„Nun ist's aus, ich weiß nichts weiter;" erwiederte Leontine, abermals in Thränen ausbrechend.

„Du weinst, meine Leontine, es kann doch noch nicht ganz aus seyn, verhehle mir nichts, ich bitte Dich,“ sprach die Mutter, und trocknete liebkosend die Thränen von den glühenden Wangen des armen Mädchens.

„Ach ja, es ist aus, rein aus,“ erwiederte Leontine tief betrübt. „Die Tante kam mit unsrer Frau Hauswirthin; Beide redeten in mich hinein, in das Hinterzimmerchen durfte ich nicht mehr, in den Garten auch nicht. Ach! und ich mochte es auch nicht, nun ich wußte, daß er ein Prinz sey.“

„Ein Prinz? wie war denn das möglich?“ rief die erstaunte Mutter, „davon hat Lenchen mir nichts gesagt, sie hat nur ganz und im Allgemeinen und obenhin von der Geschichte mit mir gesprochen.“

„Prinz Albert von B . . .,“ seufzte Leontine, „es ist leider nur zu wahr. Der einzige Bediente, der mit ihm war, hatte es unsrer Frau Hauswirthin vertraut, aber späterhin hörten wir es noch von vielen Leuten, die darum wußten, obgleich er sich für einen Baron Rosen ausgab. Mir hatte er immer nur gesagt, er heiße Alfred,

und nach seinem Zunamen zu fragen, fiel mir nicht ein. Er war auch im Kriege verwundet, hat der Bediente erzählt, und weil er deshalb die Kur recht ernstlich brauchen sollte, so hatte er unter fremdem Namen diese abgelegene Wohnung sich gewählt. Denn seiner Gesundheit wegen durfte er nicht wie die Andern in den Saal gehen, oder an den Vergnügungen Theil nehmen, zu denen ich sie oft Schaarenweis ziehen sah. Er reiste nach ein Paar Tagen ab und ich habe nichts weiter von ihm gesehen noch gehört."

„Meine Leontine! mein liebes unschuldiges Kind!" rief die Mutter, indem sie die Weinende recht herzlich umarmte, „freue Dich mit mir und danke Gott, daß Du einer Gefahr entgangen bist, deren Umfang Deine Unerfahrenheit noch nicht zu fassen vermag. Weine nicht mehr, meine Leontine, trockne Deine Thränen und weine nicht mehr."

„Ach Mutter," rief Leontine, „ich werde doch immer darüber weinen müssen, daß er so falsch gegen mich war! Und das ist es eigentlich nur, was mir oft das Herz zerdrücken will. Warum mußte er mir sagen, daß er Alfred heiße?

Warum mußte er mir vorspiegeln, daß er zu Dir reisen wolle, und mich versprechen lassen, seiner bis dahin nicht zu vergessen? Ach, daß kann ich ohnehin doch nie, immer, wo ich auch bin, steht er vor mir, und wenn ich die Augen zumache, sehe ich ihn am deutlichsten. Ich habe es in meinem Leben nicht glauben wollen, daß es böse Menschen in der Welt gäbe, ausgenommen die ordentlichen Diebe und Mörder. Du weißt es selbst, wenn in den Büchern, die ich Dir vorlese, so recht boshafte Leute vorkommen, die nur zur Lust sich ein Geschäft daraus machen, Andern mit Lug und Trug das Leben zu erschweren, so habe ich immer nicht weiter lesen mögen, weil ich behauptete, daß so etwas unnatürlich und unmöglich sey. Und nun muß ich doch daran glauben, denn was hatte Alfred davon, mich armes Kind so schmerzlich zu täuschen? Zwar habe ich ihm nie gesagt, wie gut ich ihm sey, denn ich schämte mich, aber er wußte es doch, und er that auch, als ob er mich noch weit lieber hätte, als ich ihn. Ach Gott, es ist doch recht betrübt, daß der Einzige, der mir so recht im Herzen wohlgefiel, es so böse mit mir meinen mußte!

Zeitlebens werde ich das nicht vergessen oder mich darüber trösten können. Ich wollte nur, Du hättest gesehen, wie gut und lieb er sich zu stellen wußte, er sah so schön, so edel, so aufrichtig dabei aus! Liebe, liebe Mutter! mir graut recht vor der Welt, in der man so werden kann! Du nur bist gut, und ich will auch immer bei Dir bleiben, und Gott bitten, daß er auch mich sterben läßt, wenn er Dich einmal vom Leben abruft; nur Dich allein will ich noch lieben, von allem Uebrigen mag ich nichts weiter wissen."

Es kostete viele Mühe, ehe Leontine durch freundliches Zureden sich beschwichtigen ließ und sich entschloß, den Schlaf zu suchen, dessen sie doch sehr bedurfte, denn das arme Kind hatte sich müde geweint. Die Mutter blieb in tiefem Nachsinnen noch lange am Fenster, und bemerkte es nicht, daß der Wächter nun bald Mitternacht verkünden werde. Im Gemüthe der liebenden Frau wogten tausend Anschläge und Möglichkeiten, wie sie ihr einziges Kind dem Trübsinn entreißen könne, der gerade in jungen Herzen am leichtesten so tiefe Wurzeln schlägt, daß der Ernst des Lebens sie späterhin nur selten auszurotten vermag.

Doch leider fühlte sie sich immer, und recht schmerzlich, von ihrer beschränkten Lage in ihren Plänen gefesselt. Wie gern hätte sie die Talente ausgebildet, die in unsern Tagen das Leben der Frauen schmücken, und zu denen Leontine unverkennbare Anlagen zeigte! Sie wußte wohl, daß nichts wohlthätiger auf ein verwundetes Gemüth einwirkt, als ernstes anhaltendes Beschäftigen mit einem, uns über uns selbst und über das Leben erhebenden Gegenstande, und wo gäbe es einen, der dieses eher vermöchte, als die Kunst in allen ihren Zweigen. Die arme Leontine schien aber durchaus nur zu dem allergewöhnlichsten Wirken, im engen Kreise des häuslichen Lebens einer kleinen Landstadt verurtheilt, und dieses kränkte ihre Mutter um so tiefer, da sie keine Möglichkeit sah, es abzuändern.

Als auf dem Schlachtfelde vor Paris der Major Nordheim den ehrenvollsten Tod fand, fühlte seine Wittwe nicht nur durch ihren Schmerz, sondern auch durch die plötzlich eingetretene Veränderung ihrer Stellung im Leben, sich bewogen, die große Stadt zu verlassen, in der sie bis jetzt in Ansehen und Wohlstande gelebt hatte; denn sie

empfand, was Tausende schon vor ihr empfanden, daß es unendlich schwer ist, im Angesichte von Bekannten die Entbehrungen sich auflegen zu müssen, zu denen das Schicksal uns zwingt, und die wir unter Fremden mit weit leichterem Muthe ertragen können. Das kleine Neustadt bot ihr durch seine schöne Lage einen angenehmen und zugleich wohlfeilen Wohnort, in welchem sie anständig und sorgenfrei leben konnte. Ihre Trauer über den Tod eines geliebten Gatten machte sie unempfindlich gegen den Verlust aller Verbindung mit der größern Welt, in der sie früher gelebt und sich gefallen hatte; doch sie empfand es schmerzlich, daß sie mit dieser auch alle Hülfsmittel aufgeben müsse, für Leontinens Ausbildung so sorgen zu können, wie ihr mütterliches Herz es wünschte. Ihre einzige Beruhigung blieb die Ueberzeugung, daß dieses ihr bei ihrem beschränkten Einkommen auch in einer größern Stadt unerreichbar geblieben wäre, aber es kränkte sie dennoch nicht minder tief, daß es so war.

Zerstreuung, Gesellschaft, dachte die welterfahrne Frau, könnten ebenfalls dazu beitragen Leontinen wieder zu erheitern. Dieser sogenannte

Alfred war der erste junge Mann, der sie auszeichnete, er mußte um so tiefern Eindruck auf sie machen, da sie, nach ihrer Beschreibung von ihm, gewiß noch keinen sah, der ihm zu vergleichen wäre. In einem größern Leben würde sie auf Hunderte treffen, denen er nachstehen müßte, hier bleibt er ihr der Einzige, Unerreichbare, und das Gefühl des unwürdigen Spiels, das er mit ihr trieb, drückt ihr täglich den Dolch tiefer in das Herz, während er wahrscheinlich des armen einfachen Landmädchens längst nicht mehr gedenkt, und keine Ahnung davon ihm in den Sinn kommt, welch Unheil er blos zum Zeitvertreibe angestiftet hat.

„Nun, Gott wird helfen," seufzte sie endlich, „er wird es mir in's Herz geben, wie ich mein armes Kind aus dieser Verirrung seines heiligsten Gefühls erretten kann." Im stillen Gebete blickte sie zu dem jetzt umwölkten Himmel auf, und fuhr erschrocken zurück, denn sie sah einzelne Funken glänzend durch die Dunkelheit schweben. Sie riß das Fenster auf und bog sich weit hinaus; aus der Esse des am Markte, ihrem Hause schräg gegenüber liegenden Gasthofes, in welchem die

Fürstin ruhte, stieg ein Feuerstrahl hoch zum Himmel auf, er senkte sich, und das ganze Dach schien bald darauf in Flammen zu stehen.

Ein gewaltiger Feuerlärm erhob sich in der nächsten Minute; die Sturmglocke dröhnte in ängstlichen Schlägen durch die Nacht; die Nachtwächter tuteten, die Trommeln rasselten, die ganze Stadt wurde auf einmal lebendig. Aus jeder Hausthüre fuhr ein erschrockener Schlafrock heraus, alles lärmte und schrie durcheinander, und das Getümmel mehrte sich von Minute zu Minute. Die Majorin, als eine sehr entschlossene Frau, übersah schnell die ihr persönlich drohende Gefahr, und fand zu ihrem Troste sie nicht dringend, wenigstens nicht für den Augenblick. Der Wind wehte die Flammen nach der, ihrem Hause entgegengesetzten Seite hin, der Markt war sehr breit, mehrere Straßen durchschnitten den Zusammenhang der Häuserreihe zwischen ihrer Wohnung und dem brennenden Gasthofe, und sie hatte die Feueranstalten in dem kleinen Städtchen oft als ausgezeichnet gut rühmen gehört. Auch um das Schicksal ihrer Schwester, die in dem brennenden Hause sich befand, glaubte sie eben-

falls sich nicht sehr beunruhigen zu müssen, da diese mit der inneren Einrichtung desselben bekannt genug war, um gleich einen Ausgang zu finden; überdies hatte sie die Absicht gehabt, bei der kranken Eigenthümerin desselben die Nacht über zu wachen.

Die Majorin ging also für's erste mit gefaßtem Sinn, Leontinen und ihr Dienstmädchen zu wecken und fing dann an, für den Fall einer eintretenden größern Gefahr, die nöthigsten Vorbereitungen zur Rettung ihrer Habe mit so vieler, nichts übereilender Besonnenheit zu treffen, als sey höchstens von einer am Morgen anzutretenden Reise die Rede. Lautes Klopfen an der verschloßnen Hausthüre und vielstimmiges Rufen von draußen, unterbrachen sie in ihrer Beschäftigung; doch da sie die Stimme ihrer Schwester unter den Rufenden erkannte, so entschloß sie sich, sogleich die Thüre zu öffnen. Ein bunter Schwarm von Herren, Damen, Zofen und Lakeyen, so wunderlich gekleidet, wie eben Angst, Eile und Dunkelheit ihnen die Kleidungsstücke in die Hände gespielt hatten, stürzten augenblicklich in das Haus, vor welchem draußen die halbe, nicht besser kostu-

mirte Stadt in der flackernden Flammenbeleuchtung einen ehrfurchtsvollen Halbkreis schloß, und wie im Chor eine dem Anschein nach ohnmächtige Dame mit lauten Beileidsbezeigungen begleitete, die unter der Anführung der Schwester der Majorin mit großer Sorgfalt herbeigetragen ward. „Nur hier herein, nur hier herein mit der Durchlaucht," rief Lenchen; „Schwester! schließe das untere Gastzimmer auf, ich habe zum Glücke noch heute das Bett weiß überzogen, nur geschwind, nur sachte, nur hier herein mit der durchlauchtigsten Fürstin."

Lenchen fand überall den pünktlichsten Gehorsam, wie ein jeder, welcher in einer allgemeinen Noth das Commando rasch übernimmt. Die Fürstin ward auf das sehr saubre Bette gelegt, die Herren aus ihrem Gefolge entfernten sich, um für die Rettung der Wagen und des Gepäckes zu sorgen, und niemand blieb bei ihr als ihre Damen, ihr Arzt und ihre Kammerfrauen. Beinahe eben so erschrocken als sie selbst, waren diese indessen nicht fähig ihr große Hülfe zu leisten, doch die von der Majorin schnell angewendeten Hausmittel reichten hin, sie bald wieder in's Leben zurück zu rufen.

Anfangs sah die hohe Frau freilich ein wenig befremdet sich um, doch nach wenig Minuten kam ihre Besinnung völlig wieder. „Ich sollte mich schämen," sprach sie lächelnd, „den Kopf so ganz verloren zu haben, daß ich kaum weiß was mir geschehen ist. Ich glaube im Gasthofe kam Feuer aus und man brachte mich hierher in Sicherheit. Von Jugend auf hat die Idee, ein solches Unglück an einem solchen Orte zu erleben, mich auf allen meinen Reisen geängstigt, und ich bin jetzt gewissermaßen froh, es überstanden zu haben. Wenn nur das Feuer bald gelöscht wird, und nicht arme Leute dadurch unglücklich werden."

Die Majorin ergriff diesen Augenblick, sich ihrem hohen Gaste wieder zu nähern, indem sie, der Wahrheit gemäß, versicherte, daß bereits die besten Anstalten getroffen wären, um dem Weiterumsichgreifen des zerstörenden Elements Einhalt zu thun, und daß man hoffen dürfe, dieses in sehr kurzer Zeit zu bewerkstelligen.

„Sind Sie es, bei der ich in dieser Gefahr Schutz und Obdach gefunden habe, und ist das hübsche Kind dort Ihre Tochter?" fragte die

von ihren häuslichen Verhältnissen, ihren Beschäftigungen, kurz von ihrem ganzen Leben umständlichen Bericht ertheilen; sie that dieses mit der ihr natürlichen naiven Herzlichkeit, denn die milde Freundlichkeit der hohen Frau besiegte ihre natürliche Schüchternheit gar bald.

Die Freimüthigkeit des jungen Mädchens schien auch der Fürstin zu gefallen; sie fragte sie immer mehr, und hörte jeder Antwort mit immer steigender Theilnahme zu, wie wir etwa einem Weitgereisten zuhören, der von fremden Welttheilen uns erzählt; denn das Leben, selbst des höheren Mittelstandes, ist und bleibt nun einmal den Fürsten und noch mehr den Fürstinnen eine Art von Terra incognita, von der sie höchstens aus Romanen ein unvollkommenes Bild sich schaffen. Daher gewinnt jeder wahrhaft ächte Zug aus demselben für sie etwas idyllenartiges, das für den Augenblick sie anzieht. Nachdem Leontine recht umständlich von ihren häuslichen Beschäftigungen erzählt hatte, und wie ihre Mutter darauf halte, daß sie überall selbst Hand anlege, erkundigte sich die Fürstin auch nach ihren Fortschritten im Zeichnen, in der Musik, und überhaupt in allem, was

man in den gebildeteren Kreisen zur guten Erziehung zu rechnen pflegt.

„Meine Mutter sucht mir gute Bücher zu verschaffen, die wir Abends mit einander lesen," erwiederte Leontine ziemlich kleinlaut, mit niedergeschlagenen Augen. „Zeichnen und Musik zu lernen ist freilich mein höchster Wunsch. Ich hätte auch wohl Geschick dazu, glaube ich."

„Und warum lernen Sie es denn nicht?" fragte die Fürstin etwas verwundert.

„Es gibt hier keine guten Lehrer," erwiederte Leontine betrübt, „und schlechte sind ärger als keine, pflegt meine Mutter zu sagen." —

Die Fürstin sann schweigend eine Weile nach, dann klopfte sie liebkosend Leontinens glühende Wangen, nannte sie ein gutes, liebes Kind, gebot ihr fröhlichen Muthes zu seyn, und entließ endlich das von ihrer Huld und Anmuth bezauberte Mädchen mit dem Auftrage, der Majorin Nordheim zu sagen, daß sie in einer halben Stunde sie zu sprechen verlange, vorher aber die Kammerfrauen zu rufen.

Das an Schrecken gränzende Erstaunen der Majorin läßt sich nicht beschreiben, mit dem sie

in dem Gespräche, zu welchem die Fürstin sie einladen ließ, den Wunsch derselben vernahm, Leontinen mit sich zu nehmen. „Es thut um Ihre Tochter mir leid," sprach die Fürstin, „daß sie in diesem traurigen Orte so ganz der Gelegenheit ermangeln soll, sich auszubilden; man soll keine Blüthe in der Knospe ersticken lassen, wenn man zu ihrer Entwickelung beitragen kann, und ich glaube Ihnen meinen Dank für Ihre gastfreundliche Aufnahme nicht würdiger bezeigen zu können, als indem ich in Hinsicht auf Leontinen die Hülfsmittel Ihnen biete, die Ihnen hier unerreichbar sind."

Vergebens suchte Leontinens Mutter alles, was ihr Herz und ihr Verstand gegen diesen Antrag ihr eingaben, der Fürstin entgegenzustellen. Sie sprach von Leontinens Jugend und ihrer Unbekanntschaft mit den Sitten der großen Welt; die Fürstin behauptete, daß das Alter Leontinens sich gerade am besten dazu eigne, in dem, was ihrer Erziehung noch mangle, schnelle Fortschritte zu machen; und daß die unbefangene Natürlichkeit ihres Wesens ihr einen ganz eignen Reiz gäbe,

der sie in jedermanns Augen zu einer sehr anziehenden Erscheinung erheben müsse.

„Aber darf ich Ihro Durchlaucht bitten, zu bedenken, daß meine Leontine sich gar nicht an ein größeres Leben gewöhnen muß?" erwiederte die Majorin. „Ihre künftige Bestimmung führt sie wahrscheinlich in sehr beschränkte bürgerliche Verhältnisse ein, zu denen man an einem Hofe sich nur schlecht vorbereiten kann."

„Die Tochter eines ausgezeichneten tapfern Offiziers, der im Dienste des Vaterlandes sein Leben ließ, darf auf jedes Glück Anspruch machen," erwiederte die Fürstin; „und ich bin überzeugt, daß Leontinens Anmuth und Schönheit ihr gewiß einst die Wahl unter vielen würdigen Bewerbern lassen wird; nur muß sie der Dunkelheit entrissen werden, in der sie jetzt schmachtet."

„Ich wünsche meiner Leontine nur ein bescheidnes Glück, wie das meine einst war, und darum möchte ich nicht, daß sie Augen höher erheben lerne," sprach seufzend die Majorin.

„Aber, liebe Frau Majorin, Sie haben eine ganze falsche Ansicht von dem, was ich Leontinen biete," fiel die Fürstin ziemlich lebhaft ein.

„Ich werde Leontinen der Aufsicht meiner treuen Bornau übergeben, die noch bei mir lebt, und vor dreißig Jahren die Gouvernante meiner verstorbenen Tochter war. Wenn Sie die würdige Frau kennten, so würden Sie ohne Zagen Ihr Kind ihr vertrauen. Sie soll über Leontinens Betragen wachen, ich selbst will den Unterricht leiten, den ich Ihrer Tochter geben zu lassen Willens bin. Gewiß, Sie dürfen sich nicht länger bedenken, wenn Ihnen nicht das Vergnügen Ihr Kind immer um sich zu haben mehr am Herzen liegt, als dessen wahres Wohl.“

„Ich läugne nicht, daß es mir schwer fällt, mich von meiner einzigen Freude zu trennen,“ sprach die Majorin.

„Aber Sie können sie ja wiedersehen, sobald Sie wollen; unsre Residenz liegt nicht viel über eine Tagereise weit von hier,“ erwiederte die Fürstin. „Gehen Sie, gehen Sie, gute Mutter! keine Bedenklichkeiten mehr. Ich habe noch einige Leute zu sprechen, in zwei Stunden wird alles zur Abreise bereit seyn. Indessen machen Sie Ihre Tochter mit dem bekannt, was wir über sie beschlossen haben, es wird ihr hoffentlich nicht

mißfallen. Lassen Sie nur einpacken was die Kleine zur Reise braucht, alles übrige soll die Bornau besorgen," setzte sie mit einer auf Entlassung deutenden Bewegung hinzu.

In dem Wesen und Betragen der Fürstin, lag etwas so Unwiderstehliches und zugleich so Imposantes, daß die Majorin sich endlich davon überwältigt fühlen mußte. Indem sie hinaus ging, um den Befehl derselben zu erfüllen, fiel ihr Blick im Vorübergehen auf die Stelle am Fenster, wo sie noch in vergangener Nacht mit so viel banger Sorge an Leontinens Zukunft gedacht hatte. Was sie damals hoffnungslos wünschte, ohne zu glauben es je zu erreichen, drang das Geschick ihr in diesem Augenblick auf, und unwillkührlich schauderte ihr bei dieser schnellen Erfüllung von Wünschen, die ihr jetzt beinahe frevelhaft dünken wollten; denn alles Unerwartete führt etwas Grauenhaftes mit sich, und es liegt in der Natur des Menschen, selbst vor dem zu erschrecken, wonach er früher sich sehnte, wenn es so plötzlich ihm entgegen tritt.

Leontinens Thränen, ihre Abneigung, die Mutter abermals zu verlassen, ihre Furcht vor dem

Ungewohnten der Umgebungen, denen sie so ganz allein entgegen gehen sollte, hätten die Majorin in ihrer jetzigen Stimmung fast bewogen, die ihr von der Fürstin abgedrungene Einwilligung wieder zurück zu nehmen; doch Lenchen trat noch zur rechten Zeit dazwischen. Die unermüdliche Beredsamkeit, mit der diese alle mögliche Vortheile darzustellen suchte, welche durch eine solche Wendung in Leontinens Leben, sowohl für diese selbst, als für alle ihre Angehörigen, entstehen könnten, machte zwar wenig Eindruck auf die Majorin, aber sie gewährte ihr Zeit, sich zu fassen. Sie fing an, sich vor sich selbst der ihr sonst ganz fremden Unentschlossenheit zu schämen, welche immer gern zwei Schritte zurück tritt, wenn sie einen vorwärts gewagt hat, und Leontine war zu gewohnt sich der Leitung ihrer Mutter zu überlassen, als daß sie dem Willen derselben noch lange hätte zu widerstehen suchen sollen. Sie warf sich in ihre Arme. „So sey es denn, mein trautes, liebes Mütterchen,“ rief sie unter tausend Thränen, „ich will geduldig noch einmal von Dir gehen, weil Du es für gut hältst, aber nur auf Ein Jahr. Tag und Nacht will ich lernen

und die Zeit recht benutzen, damit ich nur recht viel zu Dir zurück bringe, was Dich freuen kann. Und Du besuchst mich bald, und bleibst recht lange, und kommst dann bald wieder, damit wir das verdrüßliche Jahr so viel möglich abkürzen."

Die Vorbereitungen zu Leontinens schneller Abreise wurden angefangen; sie wollte alles mitnehmen was ihr lieb war, und ihr war fast alles lieb was sie besaß, ihr Hänfling, ihre Blumen, ihr Myrthenstöckchen. Bei jedem Stück, welches sie zurücklegen mußte, brach sie von neuem in Thränen aus, doch mit einem Male ward sie todtenbleich, sprang zitternd auf und ließ alles liegen. „Mutter," rief sie beinahe heftig, „es geht doch nicht, wir haben eins nicht bedacht. Ich will nur alles wieder an Ort und Stelle bringen, sage Du indessen der Fürstin, daß es unmöglich ist." Die Majorin blickte voller Erstaunen sie an. „Prinz Alfred — Prinz Albert" — flüsterte Leontine ängstlich ihr ins Ohr. Die Mutter führte mit schmerzlichem Lächeln ihr Kind vor eine Karte von Deutschland, die an der Wand hing. „Hier liegt die Stadt, wohin Du gehst, dort

liegt B." sprach sie, „kannst Du mir sagen, wie weit es von hier bis dort seyn mag?"

„Hundert Meilen und drüber," antwortete Leontine ganz beschämt und ging leise wieder an's Einpacken, ohne damit fertig werden zu können, bis die Fürstin sie zu Eile ermahnen ließ, indem alles zur Abreise bereit sey.

Der Tumult der Leute, die sich herbeidrängten, um noch einmal die Fürstin zu sehen, das geschäftige hin und wieder Laufen der Bedienten, die tiefe Ehrfurcht des versammelten Stadt-Magistrats, kurz der ganze Apparat der fürstlichen Abreise betäubte die arme Leontine, so daß sie sich im Wagen befand, ohne zu wissen, wie sie dahinein gekommen sey. Erst das Fortrollen desselben, unter dem lustigen Blasen der vielen Postillione, dem Läuten der Glocken und dem lauten Vivatrufen der versammelten Einwohner der Stadt, gaben ihr die Gewißheit, von der Mutter geschieden zu seyn. Sie beugte sich weit aus dem Schlage heraus, so lange sie die geliebte Gestalt noch sehen konnte, und sank dann, als der Wagen um eine Ecke bog, unter einem Strome heißer Thränen auf ihren Platz zurück.

Die beiden Hofdamen und der Leibarzt der Fürstin machten Leontinens Gesellschaft im Wagen aus. Sie war menschlich genug, das Mädchen ungestört sich ausweinen zu lassen, bis die Thränen von selbst versiegten, was nicht zu lange währte. Denn in der Jugend hört man am leichtesten auf zu weinen, wenn Fragen und Tröstungen von außen den innern Schmerz nicht stets von neuem wieder aufregen. Ueberdem vereinte sich vieles, um Leontinen zu zerstreuen. Das leichte lustige Geplauder ihrer Reisegefährten war ihr Anfangs zwar lästig, aber allmählich fühlte sie sich doch dadurch fortgerissen. Sie fing an, ihre nächsten Umgebungen zu betrachten, und es kostete ihr Anfangs sogar einige Mühe, sich zu überreden, daß sie es wirklich selbst sey, die in diesem kostbaren Wagen, der so sanft ging wie eine Wiege, mit Flügelschnelle fortgezogen werde, besonders wenn sie dabei der von innen und außen mit Gepäck aller Art überladenen alten unbequemen Chaise sich erinnerte, in welcher ein Miethkutscher sie noch vor kurzem im langsamsten Schneckengange von Pyrmont nach Hause geführt hatte. Alles im Wagen schien ihr bewunderns-

werth, von der reichen Posamentir-Arbeit an, bis zu dem schön geblümten Fußteppich, den sie kaum zu betreten wagte, und sah sie heraus, so standen die Landleute in langen Reihen mit entblößtem Haupte am Wege, staunten ehrfurchtsvoll zu ihr hinauf, und sie hatte vollauf zu thun, um nur jedem Einzelnen freundlich zu danken. In allen Dörfern, durch welche ihr Weg sie führte, ging es unter grünen mit Rauschgold, Blumen und Bändern verzierten Ehrenbogen hin, die trotz der Aermlichkeit an Erfindung und Ausführung, ihrem nicht verwöhnten Auge ungemein wohlgefielen. Die wohlgewaschenen, spiegelglatt gekämmten Dorfkinder im Sonntagsputze kamen in vielen Orten dem Reisezuge entgegen, den Pfarrer oder Schulmeister an der Spitze, um mit schönen Reden und Gesängen der Landesmutter die Freude der Unterthanen zu bezeigen, und überall regnete es Blumen und Kränze von allen Seiten in den Wagen hinein. Leontine fand das alles ungemein rührend und begriff gar nicht, wie der Arzt und die ältere der Hofdamen dabei so gleichgültig blieben, oder gar über das viele Anhalten sich ungeduldig bezeigen konnten.

Die jüngste und schönste der beiden Damen, Gräfin Natalie, nahm freilich mehr Theil an dem, was Leontine in nie gefühlte Bewegung versetzte, aber auf eine dieser durchaus nicht gefallende Weise. Sie blieb in Einem Lachen, faßte jeden einzelnen komischen Zug, der dabei vorfallen mochte, mit unnachahmlicher Laune auf, und hatte die größte Freude daran, durch aus dem Wagen geworfenes Geld und Zuckerbrod die Kinder aus Reihe und Glied zu bringen. Leontine wollte sich innerlich über diesen Unfug ärgern, doch die unwiderstehliche Anmuth, mit der er getrieben ward, ließ sie nicht dazu kommen, und als Gräfin Natalie einmal gar einem perorirenden Schulmeister ein so possierliches Gesicht schnitt, daß dieser darüber im schönsten Flusse seiner Rede Fassung und Concept zugleich verlor, fühlte Leontine sich sogar, wenn gleich wider Willen, zum Mitlachen fortgerissen.

„Nun, Gottlob, Sie haben wieder einmal gelacht," rief Natalie triumphirend; „sehen Sie, liebes Fräulein, das wollt' ich nur, obgleich ich wohl weiß, daß Sie in diesem Augenblick mir recht böse darüber sind. Lachen bleibt immer die

beste Kur in allem Herzeleide, wenn es auch Anfangs ein wenig wehe thut. Nicht wahr, Hofrath? habe ich nicht recht?"

„Sie haben an sich selbst den besten Beweis davon abgelegt, schöne Gräfin, ich verehre Sie als meine Meisterin in dieser Art von Kuren," erwiederte der Leibarzt mit einem eignen, etwas scharfen Ton und Blick.

„Doctor, Sie sind maliciös, aber ich gedenke es Ihnen, darauf verlassen Sie sich," antwortete Natalie lächelnd. „Was wollt Ihr vernünftigen Leute denn von mir? ich mache es wie die Natur, heute Regen, morgen Sonnenschein. Warum sollte ich junge Person klüger seyn wollen, als die alte Mama!"

Die andere Dame beugte sich jetzt zu ihrer muthwilligen Gefährtin, um ihr etwas in's Ohr zu flüstern; Leontine wollte nicht darauf hören, aber unwillkührlich verstand sie doch zwei Worte von dem, was gesagt ward, und diese waren — Prinz Albert. Ihre Wangen glühten, ein unbeschreiblich ängstigendes Gefühl stieg in ihr auf, und von neuem traten Thränen ihr in's Auge.

Auch Gräfin Natalie schien halb verwirrt,

halb erzürnt. „Seyn Sie doch vernünftig,“ sprach sie in französischer Sprache, denn sie wußte nicht, daß Leontine diese verstand, ohne sich in ihr ausdrücken zu können, „das Kind da drüben muß ja denken, wir sprechen von ihm. Wahrhaftig, es fängt wieder an zu weinen, und ich war so froh, daß es endlich einmal aufgehört hatte!“ Halb beschämt, halb schmerzlich verletzt über diese Bemerkung, nahm Leontine alle ihre Kraft zusammen, um jede Aeußerung ihres Gefühls zu unterdrücken, während die übrigen unter einander fortfuhren, sich auf das fröhlichste zu unterhalten. Im Laufe des Gesprächs, auf welches Leontine von nun an sich bemühte, wenig zu achten, beugte der neben ihr sitzende Arzt sich vor, um ebenfalls Natalien etwas in's Ohr zu flüstern, und abermals vernahm Leontine den Namen — Prinz Albert — Sie hatte ihn dießmal zu deutlich gehört, um glauben zu können, sie habe sich geirrt.

„Ihr seyd Beide recht ungezogene Leute,“ sprach Gräfin Natalie erröthend, „nur meine kleine Leontine hier ist ein gutes artiges Kind, dafür soll sie auch ein Bonbon und eine überzuckerte

Orange haben, und Ihr bekommt nichts, als das trockne Zusehen." Mit diesen Worten suchte sie ihr Arbeitskästchen aus einer der Wagentaschen hervor, doch, sey es ihre augenscheinliche Verwirrung, oder ein unvermutheter Stoß des Wagens, was davon die Ursache war, genug, sie faßte das Kästchen verkehrt, der Deckel sprang auf, und der theils aus Zuckerwerk, theils aus allerlei glänzenden Kleinigkeiten bestehende Inhalt desselben fiel ihr halb in den Schooß, halb rollte er im Wagen umher.

„Da muß ich ja wider Willen generös seyn! qui en veut?" rief lachend Natalie und schüttelte vollends aus dem Kästchen, was noch darinnen zurückgeblieben war. Einige sehr zierlich zusammengefaltete Briefchen fielen mit hinaus, der Arzt säumte nicht, sich dieser zu bemächtigen. Natalie ward es gewahr, ein scherzhafter Kampf entstand zwischen den Beiden, während welchem die Gräfin ihrem Gegner ein Briefchen nach dem andern entwand und sie einzeln Leontinen zum Aufbewahren zusteckte. Von ohngefähr warf Leontine einen Blick auf das, was ihr anvertraut wurde, und erkannte auf allen Aufschriften der

Briefe Alfred's Hand. Ganz unverkennbar waren es dieselben Züge, mit denen er ein Gedicht für sie abgeschrieben hatte, das sie noch immer gleich einem Heiligthume aufbewahrte, obgleich sie schon oft Willens gewesen war, es zu vernichten.

Wer beschreibt das Gefühl, mit dem die Arme, von tausend Ahnungen und Schmerzen bedrängt, jetzt die Augen schloß, und sich in ihre Wagenecke drückte! Sie ward es nicht einmal gewahr, daß der Kampf beendet sey, und die Gräfin ihr Eigenthum aus ihren vor Schrecken erstarrten Händen wieder zurücknahm. Verstohlen öffnete sie zuweilen die Augen, um Natalien zu betrachten, und zu ihrer Qual erschien ihr diese dabei tausendmal schöner, liebenswürdiger und reizender, als sie es wirklich war, während sie sich selbst immer unbedeutender fand. Sie dachte alle Möglichkeiten durch, wo Alfred — denn so nannte sie ihn doch immer noch am liebsten — die reizende Natalie gesehen haben könne. Daß dieses erst vor kurzem geschehen sey, war ihr klar, und doch wußte sie gewiß, daß die Fürstin, und folglich auch die Gräfin, nicht in Pyrmont gewesen wären. Gleich einem Lichtstrahl erhellte der Ge-

danke endlich die Nacht in ihrem Gemüthe: wie, wenn ich in der Handschrift mich geirrt hätte, eine sieht oft der andern gleich, und der Prinzen, welche Albert heißen, gibt es viele; muß darum gerade der meinige — der meinige? Ach! was hilft es denn am Ende mir armen Kinde, wenn es ein anderer ist? verloren ist doch verloren!

Geistig angegriffen von den vielen, größtentheils schmerzlichen Begebenheiten dieses Tages, und auch von der ungewohnten Nachtwache am Bette der Fürstin körperlich ermattet, sank Leontine in jenen festen, tiefen Schlaf, der gewöhnlich nur der frischen Jugend zu Theil wird. Ihre Reisegefährten hielten sie schon längst für eingeschlafen, weil sie so stille saß, und hatten ihre Unterhaltung fortgesetzt, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Die Fürstin reiste heute mit ungewohnter Eile, um noch mit Einbruch der Nacht ihre Residenz zu erreichen. Nur ein paar Mal hatte man im Verlauf des Tages angehalten, um, ohne auszusteigen, im Wagen einige Erfrischungen zu nehmen, daher erwachte Leontine erst von dem Glokkengeläute, als sie in die Residenz einfuhren und

von den tausend Stimmen, welche der geliebten Fürstin ein fröhliches Willkommen entgegenriefen. Erschrocken riß sie die Augen auf und glaubte sich in einem Feenlande, denn alle Häuser der festlich erleuchteten Stadt strahlten in blendendem Schimmer; überall sah sie Hindeutungen auf frohes Wiedersehen; auch ihre Gefährten im Wagen drückten laut ihre Freude über die nahe Wiedervereinigung mit geliebten Personen aus. Nur ihr, der Vereinzelten, klopfte hier kein liebendes Herz entgegen, sie war einem Thautropfen vergleichbar, den ein über das Meer hinfliegender Vogel von seinem Fittig in den weiten Ocean schüttelt, und dachte vor Wehmuth und Sehnsucht zu vergehen.

Je näher sie dem auf einer Anhöhe erbauten Schlosse kamen, das prächtig erleuchtet, alles überstrahlte, je bänger ward ihr um das Herz; fast fehlte es ihr an Muth, aus dem Wagen zu steigen, und ihren Begleitern die breite Schloßtreppe hinauf zu folgen. Jedes von diesen hatte für den Augenblick so viel mit sich selbst zu thun, daß keines der armen Leontine gedachte. Grüße, Gegengrüße und frohe Winke flogen überall her-

über und hinüber, freundliches Entgegenkommen trat aus allen Thüren hervor, doch nicht für sie. Auch die Fürstin warf im Vorübergehen keinen Blick auf Leontinen, indem sie zu ihrem Gemahl eilte, den ein Anfall von Podagra verhindert hatte, ihr entgegen zu kommen. Die Hofdamen benutzten diesen Augenblick, um auf ihre Zimmer zu gehen, wo liebe Freunde sie erwarteten; der Arzt eilte in seine Wohnung zu den Seinen, alles zerstreute sich, nur Leontine blieb trostlos und verlassen im Vorzimmer stehen. Die hin und her laufenden Bedienten betrachteten sie zwar zuweilen mit neugierigen Blicken, doch keiner kümmerte sich weiter um sie, und ihre ungewohnte Situation nahm ihr den Muth, einen von ihnen anzureden. Mutter, liebe Mutter, seufzte sie im Innersten ihres Herzens, wer doch bei Dir im kleinen Erkerstübchen wäre! Doch morgen kehre ich wieder zurück, und müßte ich zu Fuße mich auf den Weg machen.

„Mein Gott, Leontine! Sie stehen noch hier?" rief endlich eine bekannte, freundliche Stimme, und eine weiche, warme Hand faßte ihre eiskalte in Angst erstarrte. Leontine glaubte ihren guten

Engel zu vernehmen, sie blickte auf und erkannte mit einem wunderlich gemischten Gefühle Natalie, welche eben als diensthabende Dame aus den Zimmern der Fürstin herausgetreten war. „Hat denn Niemand Sie zurecht gewiesen, liebes Kind?“ setzte Natalie recht gutmüthig hinzu; „ja so sind die Leute, in der Freude vergessen sie alles. Kommen Sie einstweilen auf mein Zimmer, dort wollen wir schon sehen, wie wir für diese Nacht uns einrichten. Morgen soll's besser gehen.“ Mit diesen Worten bemächtigte sie sich des Arms der Verlassenen, die dankbar freudig ihr gern folgte, wohin sie sie führen wollte.

Die liebenswürdige Geschäftigkeit, mit der die Gräfin, sobald sie in ihren Zimmern sich befanden, für Leontinens Bequemlichkeit und Erholung sorgte, ließ diese sehr bald den Mißmuth vergessen, den das ihr ganz neue Gefühl des Verlassenseyns in ihr erregt hatte, und doch konnte sie nicht ohne inneres Weh den eignen Liebreiz bewundern, der jede Bewegung ihrer jungen Beschützerin begleitete. Ach! dachte sie, es kann nicht anders seyn, er muß sie lieben, denn Sie ist wie Er.

Am folgenden Morgen ließ die Fürstin Leontinen zu sich rufen; sie behandelte sie mit ausgezeichneter Güte, sie wußte so fein ihr gestriges Vergessen zu entschuldigen, ohne ihrer eignen Würde dabei zu vergeben, daß jede Spur der erlittenen Kränkung aus Leontinens Gemüth verlöscht wurde. Auch Madam Bornau war zugegegen, deren Schutz und Aufsicht die Fürstin das junge Mädchen auf das angelegentlichste empfahl, und zugleich Leontinen ermahnte in dieser würdigen Frau eine zweite Mutter zu verehren. Leontine versprach alles, was man von ihr verlangte, wenn gleich die ernsthafte, in der strengsten Etikette grau gewordene Frau, neben der sie wohnen, und mit der sie Abends allein essen sollte, ihr weit mehr Scheu einflößte, als die Fürstin selbst.

„Das ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dieser steifen, sauersehenden Dame und meinem freundlichen Mütterchen,“ dachte sie in ihrem Herzen; „indessen wir bleiben doch nicht ewig beisammen, und sie ist alt genug, um meine Großmutter zu seyn; da muß ich schon Geduld haben, wenn sie gleich vielleicht ein wenig wunderlich sich bezeigen sollte.“

Da die Fürstin alles, was sie unternahm, auch gern auf der Stelle auszuführen pflegte, so wurden noch am nämlichen Vormittage alle Stunden des Unterrichts angeordnet, den Leontine erhalten sollte, und deren Anfang für den folgenden Tag bestimmt. Leontine wurde dabei fast wie ein Fürstenkind behandelt, bei deren Erziehung die Lehrstunden gewöhnlich bis zum Uebermaße vervielfältigt werden; alles sollte sie lernen, Geschichte, Geographie, Naturkunde, fremde Sprachen, Tanzen, Zeichnen, Musik. Die Anwendung jeder Stunde des Tages ward auf das pünktlichste ihr vorgeschrieben. Voll Verwunderung hörte sie diesen Anordnungen zu. „Wie soll das alles nur in diesen kleinen Kopf hinein?" fragte sie leise die Gräfin Natalie, die zufälliger Weise neben ihr stand. Natalie lachte und flüsterte ihr wieder zu: „was nicht darin bleiben will, lassen Sie zum andern Ohre wieder hinaus; glauben Sie mir nur, liebes Kind, so machen es Alle."

Mitten in diesen Verhandlungen flogen die Flügelthüren auf, und der Fürst, der sich an diesem Morgen viel besser als gestern befand,

ließ in seinem Podagristen-Stuhl sich hineinfahren, um seine Gemahlin durch einen Besuch zu überraschen. Leontine drückte sich erschrocken und verlegen in eine Ecke des Zimmers, während die Fürstin mit ihrem Gemahl von ihr sprach, und ein gutmüthiges, aber doch etwas sarkastisches Lächeln umspielte die Lippen des alten Herrn, als er hörte, wie seine Gemahlin sich vorgenommen habe, für Leontinens Bildung zu sorgen. Sein, unter dicken schneeweißen Augenbraunen hell hervorblitzendes Auge suchte und fand das junge Mädchen, von dem die Rede war, gleich in seinem Verstecke auf. Er fing ein kurzes Gespräch mit Leontinen an, und ihre einfache Art sich auszudrücken schien seinen Beifall zu haben. „Armes Vögelchen," sprach er zuletzt, „und Du sollst hier pfeifen lernen! Fast fürchte ich, es wird Schade seyn um Deinen hübschen Waldgesang. Doch sollte es Dir mit der Dudelei zu viel werden, so flüchte nur getrost zu mir," setzte er halb leise hinzu, und ließ sich wieder hinausfahren.

Die Audienz bei der Fürstin war kaum vorüber, als Leontine schon eine zweite um ihretwillen veranstaltete Versammlung im Zimmer der Madam

Bornau überstehen mußte, bei welcher diese an der Stelle ihrer Gebieterin den Vorsitz hatte. Ein Heer von Schneidern, Modehändlern und Putzmacherinnen war aufgeboten, um Leontinens Garderobe, ihren jetzigen Verhältnissen gemäß, umzuwandeln, und diese sollte nun unter Dingen wählen, die ihr alle viel zu prächtig vorkamen, und von denen sie die meisten kaum dem Namen nach kannte. Auch ein eignes Kammermädchen ward ihr aufgedrungen, obgleich sie immerfort behauptete, daß sie es gar nicht gewohnt sey, sich bedienen zu lassen. Mein Gott, dachte sie, was machen die vornehmen Leute für Umstände mit selbst, und am Ende haben sie doch eigentlich nichts weiter, als was ich bei meiner Mutter auch hatte, ohne daß wir uns so darum plagten.

Ueberhaupt fiel die arme Leontine an diesem ersten Tage ihres Hoflebens aus einer Verlegenheit in die andere, und war eigentlich noch befangener als am vergangenen Abend. Schon am frühen Morgen hatte die Kammerjungfer der Gräfin Natalie, die wie eine vornehme Dame aussah, sie in Angst und Noth gesetzt, indem diese durchaus beim Ankleiden ihr Dienste leisten wollte,

welche Leontine gewohnt war, ihrer eignen Mutter selbst zu erzeigen, und von denen sie gar nicht begriff, wie man glauben könne, daß ein junges Mädchen in gesunden Tagen ihrer bedürfe. Nichts aber schien ihr unbequemer, als die sie umgebende Pracht. Alle Augenblicke sah sie irgend ein Geräth, dessen Gebrauch sie gar nicht zu errathen vermochte, auf den glatt gebohnten Parkets schlich sie ängstlich umher, denn ihr war, als ginge sie auf dem Eise; ihr eignes Bild jagte ihr ein paar Mal einen gewaltigen Schreck ein, indem es aus einem, in einer dunkeln Ecke hingestellten großen Ankleidespiegel ihr unversehens entgegentrat, und einmal machte sie sogar im Vorübergehen an einer, von oben bis unten mit Spiegeln bedeckten Wand eine ehrfurchtsvolle tiefe Verbeugung, denn sie glaubte, ein offenstehendes Nebenzimmer voll Gesellschaft zu sehen.

Alle diese kleinen Mißgriffe und Verlegenheiten Leontinens belustigten die Gräfin Natalie gar sehr. Da sie gerade an diesem Tage dienstfrei war, so ging sie ihr nicht von der Seite, um ja keinen Zug davon zu verlieren; ihre Art zu lachen war indessen zu gutmüthig, um Leontinen

beleidigen oder ihr wehe thun zu können, besonders da die Gräfin sie übrigens gegen alle die recht kräftig vertheidigte, welche Leontinen wegen ihrer Unbekanntschaft mit dem vornehmen Leben, zum Ziele ihres Witzes zu machen versuchten. Leontine besaß im Grunde wenig Eigenliebe und konnte sogar einige Mal recht herzlich über sich selbst mitlachen, wenn die Mißverständnisse, in die sie alle Augenblicke gerieth, gar zu lustig ausfielen.

Der nächste Morgen führte in Leontinens Aeußerm die große Umwandlung herbei, welche über sie beschlossen worden war, um sie für ihre jetzigen Verhältnisse geeigneter zu machen. Die erste Kammerfrau der Fürstin war dabei von ihrer Gebieterin als Oberaufseherin angestellt worden, wenigstens ein Dutzend Hände zeigten noch überdem zu Leontinens großer Pein sich um sie geschäftig, mehrere Stunden gingen darüber hin, aber da endlich nun das große Werk vollendet war, fand man es auch über alle Erwartung gelungen, und des Lobens und Bewunderns wurde sobald kein Ende.

Doch nicht nur Leontinens, durch den neuen Anzug sehr gehobne Gestalt erregte die allgemeine

Bewunderung, ein neues unerwartetes Phänomen kam mit dabei in's Spiel, denn man fand sie allgemein und mit Recht in dieser Kleidung der Gräfin Natalie so ähnlich, als ob Beide Schwestern wären. Jeder, der sie an diesem Tage sah, machte diese Bemerkung, die früher Niemanden eingefallen war, selbst Leontine wurde, als sie im Spiegel sich aufmerksam betrachtete, von dieser Aehnlichkeit überrascht; aber es freute sie nicht, so reizend auch Natalie in ihren Augen war.

„Das war es also!“ seufzte sie innerlich tief betrübt, „ich war es nicht, diese leichte Aehnlichkeit mit der Geliebten war es, die ihn anzog, und ihn bewog, das arme Landmädchen auszuzeichnen, das er sonst gewiß kaum bemerkt hätte. O wie eitel war ich, daß ich glauben konnte, ich Arme hätte ihm gefallen!“

Von nun an bildeten Leontinens Tage eine nur wenig unterbrochene Kette von Lehrstunden und Vorübungen zu denselben. Die Fürstin fragte oft nach ihren Fortschritten, und ob sie recht fleißig sey, doch der erste Reiz der Neuheit ging der hohen Frau immer bei allem schnell verloren, und so kam es in kurzem dahin, daß sie Leon-

tinen der Leitung der Madam Bornau ganz überließ, die nichts Besseres für diese zu thun wußte, als daß sie fleißig zum Französisch Sprechen sie anhielt, sie oft erinnerte, sich gerade zu halten, sich alle Mühe gab, ihr das beizubringen, was sie Tournüre nannte, und Abends bei Tisch, im Geschmack der weiland berühmten Madame le Prince de Beaumont, über die Conduite, welche eine junge Person zu halten hat, die in die Welt tritt, ihr vormoralisirte.

Mit den übrigen Herren und Damen am Hofe kam Leontine nur an der Mittagstafel zusammen, bei welcher Gräfin Natalie ihre gewöhnliche Nachbarin war; alle benahmen sich höflich gegen sie, doch Niemand nahm weiter ein besonderes Interesse an dem jungen Mädchen. Auch die Fürstin begegnete ihr zwar freundlich, doch ohne sie weiter auszuzeichnen, nur der Fürst ließ sich zuweilen in ein Gespräch mit ihr ein, und warnte sie in seiner gewohnten scherzhaften Weise vor zu vielem Studieren, weil ihre frische Farbe schon jetzt darunter leide.

Der alte Herr hatte im Grunde nicht Unrecht, denn Leontinens Rosen fingen wirklich an merk-

lich zu bleichen. Doch übergroße geistige Anstrengung trug daran gewiß nicht die Schuld; sie war zu jugendlich gesund, als daß der Eifer ihr hätte schaden können, mit dem sie die ihr unverhofft gewordene Gelegenheit, sich zu bilden, redlich benutzte. Ganz andere Gefühle, ganz andere Schmerzen bleichten die Wangen der armen Leontine, und vernichteten die Hoffnung ihrer Mutter, daß sie hier lernen könne, zu vergessen; denn der stete Anblick der Gräfin Natalie erinnerte sie unabläßig auf das schmerzlichste an den Prinzen Albert. Unvorsichtige Aeußerungen, denen die Gräfin sich, ohne daran zu denken, überließ, unzählige Neckereien, welche Leontine so gern nicht gehört hätte und doch hörte, überzeugten das arme Kind immer gewisser von einem zwischen jenen Beiden bestehenden zärtlichen Verhältnisse und erfüllten das junge Herz mit allen Qualen der Eifersucht.

Leontine hielt in ihrer Unschuld ihr Gefühl für Regungen des Neides, die sie verabscheuen und gewaltsam aus ihrer Brust zu bannen suchen müsse. Sie kämpfte unabläßig, um sich zu besiegen und über Nataliens Glück sich zu freuen, und vermochte es dennoch nicht, ihrer Thränen und ihrer

Schmerzen Herr zu werden. Natalie zog wechselnd sie an und stieß sie zurück, ohne Beides zu wollen, denn Niemand konnte in allen seinen Handlungen absichtsloser seyn als diese; aber Leontine hielt es schon um Alfreds willen für ihre Pflicht, die zu lieben, die seine Liebe besaß, und um deren Aehnlichkeit mit ihr, sie glücklich genug gewesen war, von ihm bemerkt zu werden. Noch immer achtete sie die Zeit, welche sie in seiner Nähe verlebt hatte, für den höchsten Lichtpunkt ihres Lebens, und glaubte mit all den heißen, bittern Thränen, die sie seitdem vergoß, ihn nicht zu theuer erkauft zu haben; obgleich er schnell wie ein Blitz wieder verschwunden war, und in trübem Dunkel sie zurückließ.

Alfred stand wieder, gleich einem Halbgott, im blendendsten Licht vor ihrer Seele, entsündiget von jedem Fehl; sie bereuete es tief, ihn verkannt und in den Augen ihrer Mutter herabgesetzt zu haben; es war ihr klar, daß er nie daran gedacht haben könne, sie wissentlich täuschen zu wollen; der Zauber der Erinnerung hatte zu dem Schattenbilde der Heißgeliebten ihn gezogen; was konnte er dafür, daß Leontine schwach genug war,

zu glauben, sie selbst sey es, die er aufsuche und ihm gefallen könne?

So täuschte die Arme sich selbst in nie endender Pein. Ihr Bestreben, der Gräfin Natalie und nur dieser sich zu nähern, war zu auffallend, als daß nicht Jedermann in ihrem dennoch ziemlich beschränkten Kreise dieses hätte bemerken sollen. Da auch Leontine der Gräfin behaglich war, und diese ihr deshalb recht freundlich entgegen kam, so galten beide bald am Hofe für unzertrennliche Freundinnen. Die Fürstin, welche doch nicht alle Theilnahme an Leontinen gänzlich aufgegeben hatte, schien dieses nicht gern zu sehen; sie äußerte sich wohl auch gelegentlich darüber gegen Leontinen, doch immer auf so umwundene Weise, daß das einfache Kind ihre eigentliche Meinung gar nicht verstand. Auch Madam Bornau, von der Fürstin wahrscheinlich dazu aufgefordert, nahm seit einiger Zeit die schickliche Wahl des Umgangs für junge Personen, zum Thema ihrer abendlichen Tischreden; doch Leontine war dann gewöhnlich entweder zu arbeitsmüde, oder zu versunken in sich selbst, um ihr mehr als

scheinbare Aufmerksamkeit schenken zu können, und so blieb einstweilen alles beim Alten.

Eines Tages aber war bei der Mittagstafel eine ganz eigene, ungewohnte Verstimmung bemerkbar, die von dem fürstlichen Paare selbst auszugehen schien; feierliche Stille herrschte im Saale, nie hörte man deutlicher das Klappern der Gläser und Teller und die knarrenden Tritte der leise auftretenden Bedienten; selbst Leontinen wurde dabei bänglich um's Herz. Natalie war nicht an der Tafel erschienen und hatte mit heftigem Kopfweh sich entschuldigen lassen.

Man stand wohl eine halbe Stunde früher von Tische auf, als seit Menschengedenken; die Gesellschaft zerstreute sich, sobald dieses schicklicher Weise geschehen konnte, um unter sich über den Grund dieser seltenen Erscheinung Rath zu halten, und auch Leontine wollte sich auf ihr Zimmer an ihre Arbeiten begeben, als der Fürst ganz unvermuthet in den jetzt leer gewordenen Saal zurückkam, sie in eine Fenstervertiefung zog, und anfing, sie recht väterlich, aber auch sehr ernst vor dem zu vertrauten Umgange mit der Gräfin Natalie zu warnen. Leontine blickte erschrocken zu

der hohen, ehrwürdigen Greisengestalt auf. „Glaube mir,“ sprach er, „ich bin weit davon entfernt, die vielen guten Eigenschaften der Gräfin zu verkennen, aber demohngeachtet ist sie für ein so unerfahrenes Kindsköpfchen, wie Du bist, ein gefährlicher Umgang, und ich sowohl, als meine Gemahlin, wünschen um Deinetwillen, daß Du Dich von ihr zurückziehst.“

„Wie kann ich?“ erwiederte Leontine, und helle Thränen traten ihr in's Auge.

Der Fürst blickte mitleidig sie an und fiel gleich wieder in seinen alten Ton: „armes Vögelchen,“ sprach er, so pflegte er gewöhnlich sie zu nennen, wenn er guter Laune war, „armes Vögelchen, die Welt ist für Dich viel zu weit und groß, und auch wieder zu enge, wie man es nimmt. Ich wollte oft, Du säßest wieder daheim unter den mütterlichen Flügeln, obgleich ich Dich mitunter recht gern hier umherflattern sehe.“ Mit diesen Worten wandte er sich von Leontinen ab, die ganz erstarrt stehen blieb und ihm nachsah, bis er die Thüre seines Zimmers hinter sich anzog.

Tief versunken in Nachdenken, was dieses alles bedeuten könne? suchte sie jetzt ihr Zimmer auf,

und traf auf der Schwelle desselben das Kammermädchen der Gräfin Natalie, die ihr meldete, daß ihre Herrschaft sehnlichst nach ihr verlange, und sie bitten ließe, unverzüglich zu ihr zu kommen. Leontine stand eine Sekunde lang unschlüssig da, doch der Gedanke, daß Natalie krank sey und ihrer Pflege bedürfen könne, ließ sie des Fürsten sammt seiner Warnung vergessen.

„Kommst Du endlich!“ rief die Gräfin von ihrem Sopha Leontinen entgegen, „wie konntest Du so lange zögern, während ich sehnlich Deiner harrte!“

„Sie leiden, liebe Natalie, gewiß Sie sind recht krank,“ erwiederte Leontine, und sah mit Erstaunen, indem sie sich zu ihr beugte, was sie nie als möglich sich gedacht hatte, helle große Thränen in den sonst immer heitern Augen ihrer Freundin.

„Krank?“ antwortete ihr die Gräfin mit einiger Heftigkeit, „krank? Aergerlich bin ich, zornig, in tiefster Seele empört. Leontine, man behandelt mich mit unerlaubter Eigenmächtigkeit; doch ich bin entschlossen, es nicht zu dulden. Mag daraus werden, was will, sie haben es an

mich gebracht und mögen es verantworten. Du nur scheinst mich zu lieben, Du bist gut, Du bist treu, Du allein kannst mir beistehen und ich denke, Du wirst es auch wollen."

Leontine glaubte beinahe, die Gräfin spräche im Fieber, sie wollte suchen, sie zu besänftigen, doch Natalie unterbrach sie sogleich.

„Ich bitte, sprich nicht, ehe Du weißt, wovon die Rede ist; wir haben nicht Zeit, viel Worte zu machen, denn wer weiß, ob sie nicht auch Dir verbieten werden zu mir zu kommen; darum höre still und aufmerksam, was ich zu sagen habe. Daß morgen der Herzog hier ankommt, um einige Tage bei seiner Schwester, der Fürstin, zu verweilen, hast Du gewiß schon vernommen, denn solch ein Besuch ist bei uns eine bedeutende Begebenheit; aber daß noch jemand mitkommen wird, weißt Du nicht, denn die Durchlauchten selbst haben dies erst heute Morgen zufälligerweise erfahren, und sind darüber in der allerpossierlichsten Unruhe, die mich sehr amusiren würde, müßte ich nur nicht darunter leiden. Prinz Albert von B. kommt als ein weitläufiger Verwandter des Herzogs mit ihm, und zwar unan-

gemeldet, um sie durch seinen Besuch zu überraschen; die hohen Herrschaften wünschen ihn zwar ins Pfefferland, aber sie dürfen es doch sich nicht merken lassen. Ich wußte es lange, daß er kommen würde, und habe mich immer auf ihre Gesichter gefreut, wenn sie ihn sähen, doch nun ist mir die Freude verdorben."

Leontine lag todtenbleich in ihrem Armstuhl zurückgesunken, aber die bei zugezogenen Fenstervorhängen im Zimmer herrschende Dämmerung und die heftige Bewegung, in welcher die Gräfin selbst sich befand, hinderten diese, es zu bemerken.

„Von diesem Prinzen Albert hast Du gewiß schon oft reden gehört," sprach Natalie halb verwirrt, halb verlegen; „Du weißt, oder vielmehr Du wirst gemerkt haben — doch was suche ich lange noch Redensarten und Wendungen, um meiner Leontine zu gestehen, was ohnehin das Mährchen der halben Stadt ist! Kurz und gut, ich und Prinz Albert sind in B. am Hofe seines Verwandten, des dortigen Fürsten, mit einander aufgewachsen, denn mein Oheim, bei dem ich von meiner Kindheit an lebte, ist dort der erste Minister. So lange wir klein waren, bekümmerte man sich

wenig darum, daß wir, Albert und ich, immer beisammen waren, doch als wir größer wurden, fand man für gut uns zu trennen, und um uns recht weit auseinander zu bringen, mußte ich hier Hofdame werden. Das war das erste Unglück unsers Lebens, und wir gewannen einander um so lieber, weil wir gemeinschaftlich darüber weinten. Wir schwuren uns ewige Treue, wir haben sie auch gehalten, und bleiben stets in schriftlicher Verbindung mit einander. Albert ist seit zwei Jahren auf Reisen, und hat seitdem, aus Liebe zu mir, manchen gewagten Streich gespielt. Der letzte war, daß er verkleidet, unter fremdem Namen im Bade sich aufhielt, wo wir uns täglich sahen. Gott weiß, auf welche Art die Fürstin dahinter kam! er erfuhr es zum Glücke noch bei Zeiten und ging, um einer Scene auszuweichen, nach einem andern Ort, doch ich — aber wir haben jetzt durchaus keine Zeit, uns unsre Liebesgeschichten weitläufig zu erzählen, also ein ander Mal davon; jetzt weißt Du, was Du fürs erste zu wissen brauchst, und nun sage mir, willst Du mir beistehen?"

„Kann ich! darf ich!" stotterte Leontine,

ihrer Sinne kaum mächtig, beinahe ohne zu wissen, was sie sagte.

„Ob Du kannst? Würde ich Dich sonst dazu auffordern?“ rief Natalie immer aufgeregter. „Ob Du darfst? Leontine! kannst Du mir zutrauen, daß ich Dich zu einem Schritte würde verleiten wollen, den ich selbst für unrecht hielte, und nicht im Nothfall auch für Dich zu thun bereit wäre? Glaube mir, ich bin nicht unedler Natur, ich weiß was mir zukommt. Zwar wäre ich nicht die erste Gräfin, die einen appanagirten Prinzen heirathete, zwischen dem und dem Throne noch zwanzig stehen, die ein näheres Anrecht an diesen haben, aber ich bin weder eine eitle, noch eine rangsüchtige, noch eine liebesieche Thörin. Ich habe meinen Albert lieb, doch hätten die, welche uns trennen wollen, mir Vertrauen gezeigt; hätten sie durch Gründe oder Bitten mich zu bewegen gesucht, ihm zu entsagen; ich glaube, ich hätte dieses Opfer gebracht. Aber in B. behandelten sie mich wie ein Kind, und hier üben sie einen unwürdigen Despotismus an mir aus, den ich unmöglich gelassen ertragen kann. Denke Dir, meine Leontine — wahrlich ich schäme mich sogar,

vor Dir es auszusprechen — ich bin nicht krank, ich bin eine Gefangene. Heute frühe verkündigte die Oberhofmeisterin mir den fürstlichen Befehl, mein Zimmer nicht zu verlassen, so lange die fremden Herrschaften hier blieben. Aus besonders gnädiger Rücksicht, fügte sie hinzu, wolle man mich für krank ausgeben, und wünsche darum, daß ich schon heute anfange mich inne zu halten; dabei aber wäre, bei fürstlicher schwerer Ungnade, jeder Versuch den Prinzen zu sprechen, oder ihm zu schreiben, mir verboten."

Leontine schwamm in Thränen, aber sie schwieg.

„Du weinst, gutes Kind? es thut Dir leid um mich?" sprach Natalie, sehr weich; „weine nicht, wir wollen uns schon helfen. Die fürstliche Ungnade schreckt mich nicht, Klöster gibt es nicht mehr, in die sie mich stecken könnten. Darum bitte ich Dich, Leontine, gib diesen Brief in Alberts Hände und bringe mir seine Antwort, das ist alles was ich von Dir verlange. Wenn es auch auskäme, höchstens können sie Dich zu Deiner Mutter zurückschicken, und damit verlierst Du nichts, denn hier bringen sie Dich mit ihren tausend Alfanzereien um Deine Jugend. Wahrschein-

lich siehst Du den Prinzen bei der Tafel, und sollten sie des vornehmen Besuchs wegen von dieser Dich ausschließen, so bleiben Dir hundert andere Gelegenheiten Dich ihm zu nähern, denen Du nicht einmal ausweichen könntest, selbst wenn Du es wolltest. Deine unverkennbare Aehnlichkeit mit mir, wird ihn gleich auf Dich aufmerksam machen, so wie er Dich erblickt — — —.

„O mein Gott!“ seufzte Leontine unwillkührlich.

„Was ist das? bist Du unwohl?“ rief Natalie erschrocken.

„Nein, o nein!“ erwiederte Leontine kaum hörbar, und strebte mühsam, sich wieder zu fassen.

„Leontine, könntest Du mich verrathen?“ fragte die Gräfin mit sehr ernstem Ton und Blick. Statt zu antworten, legte Leontine die Hand ihrer Freundin auf ihr Herz, dessen ungestüme Schläge ihr die Brust zu zersprengen drohten, und hob mit schmerzlichem Lächeln das Auge zu ihr empor.

„Seltsames Kind,“ sprach Natalie, „zwar verstehe ich Dich nicht, doch es liegt in Deinem wunderbaren einfachen Wesen ein gewisses Etwas, das mich zwingt, Dir zu vertrauen. Nimm den Brief, ich wickle ihn hier in Dein Tuch, und nun

eile, damit niemand Dich bei mir antreffe, eile, eile, meine gute Leontine!"

Die Gräfin trieb sie nach ihrer hastigen Art fast ungestüm fort, und Leontine folgte ihrem Willen ohne Widerstand. Niemand begegnete ihr auf dem Wege nach ihrem Zimmer; dort saß sie lange regungslos, kaum ihrer selbst sich bewußt. Später kam Madam Bornau, um zu sehen warum sie sich nicht zur gewohnten Stunde bei ihr einstelle; sie fand sie ein wenig fieberhaft, rieth ihr, gleich zu Bette zu gehen und ein Glas Zuckerwasser zu trinken, und ließ sie dann allein.

Liebe, Eifersucht, Sehnsucht, tausend namenlose Schmerzen trieben, während der dunkeln Stunden der Nacht, Leontinen rastlos umher und spät erst, als der Tag schon zu grauen begann, senkte der Schlaf sich auf ihre müden Augenlieder, und zeigte ihr im tröstenden Traume das Bild ihrer Mutter. Der Aufgang der Sonne erweckte sie wieder; sie war etwas ruhiger geworden, denn sie fühlte jetzt den festen Entschluß in sich, noch heute in das Haus ihrer Mutter zurückzukehren, und unter keiner Bedingung noch eine Nacht im Schlosse zu bleiben, wo das Bild Al-

freds, des Geliebten ihrer Freundin, wie ein Gespenst sie verfolgte. Sie nahm sich vor, der Fürstin gleich bei ihrem Erwachen zu sagen, daß sie die Sehnsucht nach ihrer Mutter nicht länger tragen könne, und nicht nachzulassen, bis diese ihre Bitte, sie gleich nach Hause zu schicken, ihr gewährt habe. Sie stand auf und trat in stillem Gebet an's Fenster; der freundlichste Herbstmorgen lächelte vom blauen Himmel und beruhigte ihr aufgeregtes Gemüth immer mehr; tief unter ihr lag die Stadt, noch in röthlichen Morgennebel gehüllt, und über diese hinaus Berg und Thal, Wald und Flur, in feuchtem Schimmer, verklärt vom Scheine der Sonne. Der Brief, den die Gräfin ihr gestern aufgedrungen hatte, lag vor ihr im Fenster.

Helf Dir Gott, Natalie, sprach Leontine sanft weinend, ich kann es nicht, auch wenn ich es wollte, ich tauge nicht zu Dingen, wo es gilt, heimlich und schlau zu seyn. Sie ergriff das Papier und betrachtete die Aufschrift, eine Thräne fiel darauf und verlöschte einige Buchstaben. Ein schmerzliches Lächeln glitt über Leontinens bleiches Gesicht, als sie dieses gewahr ward; er wird Dich

sehen, sprach sie, aber er wird Dich nicht erkennen. Der Gedanke, daß auch Alfred dieses Papier in seiner Hand halten würde, rührte sie unbeschreiblich, sie brach einige Blätter von ihrem geliebten Myrthenstöckchen ab, das die Mutter ihr nachgeschickt hatte, küßte sie und schob sie geschickt in den Brief hinein. Liebe Blättchen! geht zu ihm, er wird denken: ihr kommt von Natalien und wird euch sorgsam bewahren, ihr bringt ihm meinen letzten Gruß, ohne daß er es weiß und versteht, flüsterte sie heimlich.

So blieb sie lange am Fenster, zählte jeden Glockenschlag, und harrte ungeduldig der Stunde, n welcher die Fürstin zu erwachen pflegte. Von der Anhöhe, ihrem Fenster gegenüber, zog eine große Staubwolke auf der Straße hinab, welche in die, am Fuße des Berges liegende Stadt führte. Leontine sah ihr zu, wie sie immer näher kam, ein Windstoß verwehte den Staub und ein Trupp glänzender Reiter wurde sichtbar, der schnell den Berg hinabflog und unten ihren Blicken entschwand.

Athemlos, zitternd in Wonne und Weh, sank Leontine am Fenster in die Kniee, und verbarg

ihr Gesicht in den kleinen Händen. Ihr vorahnendes Herz sagte ihr, wer es sey, der da heran nahe.

Das Getrappel der Pferde, die in den Hof kamen, zwang sie, unwillkührlich aufzublicken; ein stattlicher Mann schwang sich aus dem Sattel, den sie nach den Porträten, die sie von ihm gesehen, für den Bruder der Fürstin erkannte; mehrere Herren waren mit ihm, doch der, den sie zu sehen hoffte und fürchtete, war nicht unter ihnen, und sie wußte nicht, ob sie sich darüber freue oder betrübe.

Der Herzog und seine Begleiter gingen ins Schloß; die Pferde wurden fortgeführt, der Schloßhof war wieder leer; da sprengte noch Einer herein, von einem einzigen Bedienten begleitet, und mit einem ganz namenlosen Gefühl erkannte Leontine Alfreds hohe schlanke Gestalt, sein dunkles, lockiges Haar, sogar die Kleidung, die er in Pyrmont getragen hatte, nur der Glanz des Sterns auf seiner Brust war ihr neu, und verwundete ihr Auge mit stechendem Schmerze.

„Wende, o wende nur einmal Dich hierher, daß ich Dein liebes Gesicht, Dein helles, klares Auge nur einmal noch sehe,“ bat sie leise vor

sich hin. Doch er wandte sich nicht, ließ sein muthiges Roß im Hofe paradiren, und schien absichtlich mit dem Absteigen zu zögern. Sein Blick hing an dem andern Flügel des Schlosses, wo Nataliens Zimmer, Leontinen gerade gegenüber, lagen.

„Sie hat ihm genau beschrieben wo sie wohnt;" dachte Leontine mit einem leichten Anfluge von Bitterkeit, den aber ihr reines Gemüth nicht lange festzuhalten vermochte.

Endlich ward Nataliens blendendweiße Hand am Fenster sichtbar, sie selbst nicht. Die Hand hielt eine frischblühende Rose; mit freudiger Gebehrde zog auch der Prinz etwas aus dem Busen, was Leontine für eine verwelkte Rose zu erkennen glaubte, drückte es schnell an seine Lippen und flog dann dem Eingange des Schlosses zu.

Leontine konnte ihn nicht absteigen sehen, ohne sich zu weit aus dem Fenster vorzubiegen, und sich der Gefahr, bemerkt zu werden, auszusetzen; aber sie sah deutlich das Gesicht des Bedienten; es war derselbe, der auch nach Pyrmont ihn begleitet hatte.

Von diesem Augenblicke an, dachte und fühlte

Leontine nur den heißen Wunsch, sich in den Armen ihrer Mutter auszuweinen. Alles andere vergessend, eilte sie zum Zimmer hinaus, gerade auf das der Fürstin zu, ohne weiter etwas zu bedenken; doch auf dem dahin führenden Corridor stand mit einem Male Madame Bornau vor ihr.

„Schon so früh außer Ihrem Zimmer, und in diesem nachläßigen Anzuge, Fräulein Leontine?“ fragte Madam Bornau mit strengem Ton.

„Ich muß zur Fürstin,“ rief Leontine, und wollte an ihr vorüber.

„Halt, halt, wo denken Sie hin?“ erwiederte die Alte, wie kommen Sie mir denn vor? Fräulein! ist das Conduite? Haben Sie nicht mehr von meinen Lehren profitirt? Heißt das artig und vernünftig? Wer wird denn Herrschaften so in aller Frühe überlaufen wollen, und in solcher Toilette! Gott im Himmel! kehren Sie gleich wieder um.“

Leontine gerieth ganz außer sich, sie wollte auf die Alte gar nicht hören. Doch diese ergriff sie am Arme, und führte, ohnerachtet ihres Sträubens, sie in ihr Zimmer zurück. „Ich sage Ihnen,“ sprach sie zornig, „Sie können heute

den ganzen Tag die Fürstin nicht sprechen; jetzt frühstücken die hohen Herrschaften bei Ihro Durchlaucht, und hernach geht es gleich fort nach Mon-Plaisir. Mittags werden sie dort ganz unter sich Familientafel halten, und Abends ist hier im Schlosse Ball, bei dem auch Sie erscheinen werden. Gut, daß es Sonntag ist, und Sie heute keine Stunden haben; machen Sie sich mit der Jungfer gleich daran, Ihren Ballanzug in Ordnung zu bringen. Ich gehe auf ein Paar Stunden aus, werde aber hernach Alles nachsehen, damit Sie mir den Abend nicht Schande machen; denn heute scheint Ihnen etwas ganz besonderes im Köpfchen herum zu spuken."

„Gott helfe mir," rief Leontine, so wie Madam Bornau sie verlassen hatte, „ich muß allein, ich muß zu Fuße fort, ehe sie wiederkehrt, sonst ist an kein Entkommen mehr zu denken, und ich bin verloren." Das Geräusch der nach dem Lustschloß Abfahrenden, raubte ihr vollends alle Besinnung; die Idee dessen, was geschehen würde, wenn sie wiederkehrten, versetzte sie in mehr als Todesangst; sie wollte lieber sterben, als dem Prinzen auf dem Balle begegnen, und in ihrer

Verwirrung fiel kein anderer Ausweg ihr ein, dieses zu vermeiden, als schnelle Flucht. Sie zog eilends eines ihrer einfachsten Hauskleider an, das sie noch aus Neustadt mitgebracht hatte, und athmete erst etwas freier, als sie in ihrer alten gewohnten Gestalt sich im Spiegel sah; es war ihr, als feiere sie ein Fest des Wiedersehens mit sich selbst. Mit zitternden Händen, in fliegender Eile, packte sie einige Wäsche und ihr von der Fürstin erhaltenes Taschengeld in ein Tuch, nahm das Päckchen unter den Arm, und wollte nun ihr Zimmer verlassen. Da fiel Nataliens Brief ihr abermals in's Auge; hastig ergriff sie ihn. „Du darfst sie nicht verrathen! du mußt zurück in ihre Hände!“ rief sie, und eilte, zitternd vor Furcht, daß jemand ihr auf dem Wege begegnen könne, zur Gräfin.

Natalie fuhr erschrocken auf, als sie Leontinen mit verwildertem Blicke, fast unkenntlich verändert, zu sich eintreten sah. „Denken Sie nicht schlecht von mir,“ rief Leontine ihr um den Hals fallend, „nehmen Sie Ihren Brief zurück, ich kann nicht anders. Lebe wohl, lebe wohl, sage ihm — o nein, nein, nenne mich nicht, nie darf er

wissen — Lebe wohl, seyd glücklich, seyd beide glücklich, und wenn auch der armen Leontine niemals in dieser Welt mehr gedacht wird.“ Sie riß sich los, ehe die Gräfin nur soviel Besinnung gewann sie fest zu halten, und eilte, wie auf Flügeln, davon.

Natalie stand einen Augenblick von der seltsamen Erscheinung betäubt, dann wollte sie ihr nach, doch erinnerte sie sich des fürstlichen Verbots, ihr Zimmer nicht zu verlassen. Leontine hatte indessen schon, ohne von irgend jemanden gesehen zu werden, eine in den Schloßgarten führende Nebenthüre erreicht, denn das Schloß war an diesem Tage ganz verödet, da die Herrschaft abwesend war. Indem sie in den Garten trat, hörte sie noch Natalien mehrere Male schnell hinter einander die Schelle in ihrem Zimmer anziehen, dieser Ton beflügelte noch mehr ihre Schritte. Scheu wie ein Reh, immer vorwärts getrieben, von der Angst eingeholt und zurückgezwungen zu werden, durchflog sie die abgelegensten Gänge des Gartens, bis sie eine ihr bekannte kleine Thüre erreicht hatte, die in den Thiergarten führte. Sie fand diese offen stehen; der Thiergarten, das wußte

sie, ging eine bedeutende Strecke neben der Chaussee hin, die nach Neustadt führte, und sie freute sich, von seinem Schatten verborgen, zu entkommen, ohne daß man vom Schlosse aus sie bemerken könne.

Immer schneller gejagt von den ängstlichen Schlägen ihres Herzens, lief sie in derselben Richtung mit der Chaussee immer weiter; schon sah sie den Ausgang des Thiergartens vor sich liegen, ihr war, als wäre sie allen Gefahren, die in unbestimmten Formen ihr vorschwebten, wenigstens zur Hälfte entronnen, wenn sie sich nur erst ausserhalb der Gränzen des zum Schloß gehörenden Bezirks befinden würde, und sie beschleunigte deshalb noch mehr ihre Schritte, als plötzlich der alte Fürst selbst, aus einem kleinen Jagdpavillon neben dem Eingange des Thiergartens hervor, und ihr in den Weg trat. Er war, wegen einiger Anordnungen zu der auf den folgenden Tag bestimmten großen Jagd hierher gekommen, und wollte durch den Wald, der nach Mon Plaisir vorausgegangenen Gesellschaft nachfolgen.

„Wohin Kleine? und so verwildert, in so ländlicher Tracht, ein Päckchen unter dem Arme,

wie auf der Flucht!“ rief er ernster, als sie es von ihm gewohnt war, ihr entgegen.

An allen Gliedern gelähmt, mühsam nach Athem ringend, lehnte Leontine an einem Baume, und hob, unverkennbare Todesangst in allen ihren Zügen, die Hände bittend zu ihm auf. Der Fürst ohne ein Wort zu sprechen, sah eine Weile sie sehr ernsthaft an; doch sein Erstaunen ging bald in tiefes Mitleid mit dem guten Kinde über; er winkte seinen Jägern, sich in einige Entfernung zu begeben, führte selbst Leontinen in den Pavillon, ließ sie dort niedersitzen, und begann recht mild zu erforschen, auf welches Abentheuer sie eigentlich ausgegangen sey. Anfangs konnte sie nur mit Thränen antworten, endlich fand sie Worte, und diese drückten nichts weiter aus, als daß sie die unüberwindlichste Sehnsucht bei ihrer Mutter zu seyn, nicht länger zu tragen vermöge.

Der Fürst erkannte freilich in ihrem ganzen Wesen, den Ausdruck eines gewiß noch auf andere Weise tief verwundeten Gemüths, aber auch zugleich das unverkennbarste Gepräge der reinsten Unschuld, und er war zu menschlich, Wunden erforschen zu wollen, die zu heilen wahrscheinlich

ausser dem Gebiete seiner Macht läge. Ernst, aber freundlich, redete er ihr zu, sich zu beruhigen, ging hinaus, um ihr Zeit dazu zu lassen, und kam dann nach einer kleinen halben Stunde wieder zu ihr hinein, in der es ihr endlich gelungen war, sich wenigstens im Aeußern einige Fassung zu erringen.

„Liebes Kind, ich willige in Deine Bitte, Du sollst zu Deiner Mutter zurück," sprach er. — — „Aber gleich, gleich," bat Leontine ihn ängstlich unterbrechend, „gleich in dieser Stunde, ich kann nicht wieder in das Schloß, lassen Sie mich gehen, gnädigster Fürst, so weit meine Füße mich tragen."

„Da möchtest Du schwerlich weit kommen, armes Kind," erwiederte lächelnd der Fürst. Ein leichter Reisewagen rollte jetzt vor den Eingang des Thiergartens, Leontinens Kammermädchen saß darin, des Fürsten Leibjäger sprang vom Bocke und machte den Schlag auf.

„Du siehst, Vögelchen, ich halte Wort," sprach der Fürst nach seiner gewohnten freundlichen Weise; „daß Du nicht länger bei uns bleiben willst, verarge ich Dir nicht," setzte er

etwas ernster hinzu. „Daß es so kommen müsse, sah ich gleich in der ersten Minute Dir an, aber Du hättest mehr Vertrauen in uns, wenigstens in mich setzen müssen, der ich so oft Dich dazu aufforderte. Es war nicht fein, so verwildert auf und davon fliegen zu wollen.“

Leontine war zu Muthe, als müsse sie vor Beschämung vergehen.

„Setze Dich jetzt in den Wagen,“ sprach der Fürst weiter, „ich habe dafür gesorgt, daß Du die Reise so zurücklegst wie es für die Tochter des braven Major Nordheim schicklich ist, und nicht wie eine kleine Landläuferin vor Deiner Mutter erscheinst. Mein Jäger und Dein Mädchen sollen bis Neustadt Dich begleiten; wenn Du die Nacht zu Hülfe nimmst, kannst Du morgen um diese Zeit schon dort seyn. Ich werde bei der Fürstin für Dich sprechen; reise glücklich mein Kind, vergiß in Deiner lieben Heimath Alles was Dich schmerzt, aber denke stets daran, daß wenigstens ich und die Fürstin es wahrhaft gut mit Dir meinten.“

Leontine erlag fast der seltnen Güte des fürstlichen Greises; Thränen netzten seine Hand, indem

sie diese, vor ihm auf die Knie sinkend, an ihre Lippen drückte; er hob sie freundlich auf, sah sie in den Wagen steigen, empfahl sie nochmals der pünktlichsten Sorgfalt ihrer Begleiter, und ging dann unter dem Schatten seiner Bäume zurück.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm Madame Bornau ganz athemlos. „Sind Ihro Durchlaucht der Unglücklichen etwa begegnet, sie soll hierher sich gewandt haben," rief sie keuchend ihm entgegen, „war sie denn wirklich ganz von Sinnen? Ach Gott, ich habe schon heute früh so etwas an ihr bemerkt."

„Wen meinen Sie, liebe Bornau?" fragte der Fürst ganz gelassen, „ich bin nur dem Fräulein Nordheim begegnet, das hier am Parkthor von mir Abschied nahm, um in meiner Reisechaise, begleitet von meinem Leibjäger und ihrem Kammermädchen, nach Neustadt zu ihrer Mutter zu reisen."

Der Madam Bornau erstarb das Wort im Munde. „Durchlaucht erlauben," sprach sie endlich, „das ganze Schloß ist über das Fräulein in Allarm. Vor einer Stunde ist es in vollem Wahnsinn zu der Gräfin Natalie ins Zimmer ge-

stürzt, die gute Dame hat fast den Tod davon gehabt, und in der Angst ihren Schellenzug mit heftigem Klingeln entzwei gerissen."

„Die gute Dame wird sich schon wieder erholen und der Schellenzug muß wieder gemacht werden," erwiederte der Fürst sehr gleichmüthig. „Uebrigens möchte ich, daß von dieser Geschichte im Schloß nicht weiter gesprochen werde, denn Ihnen, als einer klugen Frau, kann man wohl vertrauen, daß ein Staatsgeheimniß dabei im Spiel ist." Madam Vornau machte ein sehr tiefe Verbeugung, und bemühte sich intelligent auszusehen.

„Schicken Sie Alles, was dem Fräulein Nordheim gehört, ihr sorgfältig nach, daß nichts zurückbleibt," sprach der Fürst im Fortgehen; „ich und meine Gemahlin werden noch ein Geschenk für das gute Kind hinzufügen, denn wir halten viel von dem Fräulein Nordheim."

„Es ist auch eine vortreffliche junge Person, die ich selbst stets sehr estimirt habe," erwiederte Madam Vornau mit einer zweiten, noch tieferen Verbeugung, als die erste war, und ging, vertieft

in Gedanken über das Staatsgeheimniß, wieder dem Schlosse zu.

Freudvoll und leidvoll kam Leontine indessen der lieben Heimath immer näher; Anfangs ohne recht zu wissen, wie ihr eigentlich geschehen sey. Doch als eine Meile nach der andern zurückgelegt wurde, ohne daß sie noch am Ziele war, und nun der Abend hereinbrach, da pries sie recht dankbar ihr Geschick, das sie zur guten Stunde dem Fürsten entgegengeführt hatte, und es kam ihr ein Grausen an, wenn sie daran dachte, jetzt als eine einsam wandernde Pilgerin zu Fuße gehen zu müssen. Ihr Herz klopfte mit wehmüthiger Freude dem nahen Wiedersehen der Mutter entgegen, und doch mußte sie dabei mit bangem Schmerz auch an Alfred und Natalien denken, und daß sie nun von Beiden auf ewig geschieden sey. Auch nicht der kleinste unangenehme Zufall begegnete ihr unterwegs, ihre Begleiter waren die Sorgfalt und Aufmerksamkeit selbst; sie reiste die Nacht hindurch, und mit den ersten Sonnenstrahlen, zur nämlichen Stunde, in der sie am vorigen Tage den Prinzen von fern erblickt hatte, leuchteten die Thürme von Neu-

stadt, vergoldet von der Morgensonne, ihr entgegen.

Um die Mutter nicht zu erschrecken, wenn sie so unerwartet angefahren käme, stieg Leontine am Thore ab, und eilte, während der Wagen im Gasthofe einkehrte, zu Fuße auf lieben bekannten Wegen ihrer Wohnung zu. Sie fand die Hausthür nur angelehnt, öffnete sie leise mit freudig zitternder Hand, steckte das Köpfchen hinein, und sah auf der Hausflur Tante Lenchen, vor dem ihr sehr wohlbekannten großen Linnenschranke von Nußbaumholz sehr beschäftigt.

„Ich bin's, Tante Lenchen," flüsterte sie ein wenig beklommen.

„Ei Du liebes Herzenskind, bist Du schon da! Tausendmal willkommen," rief Lenchen, sprang vom Stuhl auf dem sie stand ihr entgegen, und umarmte sie mit stürmischer Freude. „Bist Du durch die Luft geflogen, liebes Kind?" fragte sie, „wir erwarteten Dich auf das Frühste morgen Abend, oder übermorgen."

„Sie erwarteten mich?" erwiederte Leontine, im höchsten Erstaunen über diesen Empfang.

„Ei freilich, das versteht sich, sollte ich

meinen," antwortete ihr Lenchen mit einem ganz eigenen schalkhaften Gesicht, „doch komm nur herein, Du findest sie beisammen." Mit diesen Worten schob sie Leontinen in die Gartenstube, doch todtenbleich taumelte diese sogleich wieder in die Arme der Tante zurück, denn sie sah ihre Mutter und Alfred beim Frühstück traulich einander gegenüber sitzend, und glaubte zu träumen.

Freudige Ausrufungen, Erstaunen, Fragen, Erklärungen, Lachen und Thränen, strömten nun in dem kleinen Kreise so verwirrt und bunt durcheinander, daß der halbe Tag darüber hinging, ohne daß sie sich unter einander recht verständigt hatten. Alle waren in einem Taumel von Entzücken; die Mutter, weil sie ihr Kind, unter den beruhigendsten Aussichten für dessen Zukunft, wieder in ihren Armen hielt; Leontine, weil Alfred weder ein Prinz, noch der Geliebte der Gräfin Natalie war; Alfred aber kannte sich kaum vor Wonne, Leontine ganz so wieder zu finden, wie er sie verlassen hatte, und es galt ihm sehr gleich, als Leontine ihm ganz treuherzig versicherte, trotz aller Mühe, die sie sich gegeben, außer ein wenig Klavierspielen und Zeichnen, am Hofe nur blut-

wenig gelernt zu haben; Lenchen aber war entzückt, weil es eine Aussteuer und eine Hochzeit zu besorgen geben sollte.

Alfred hieß wirklich Rosen, wie er auch in Pyrmont sich genannt; zum Baron hatte man dort, nach dem an solchen Orten gewohnten Gebrauch ihn erhoben. Er war der Sohn eines angesehenen und wohlhabenden Beamten, der in B., seinem Wohnorte, seiner persönlichen Eigenschaften wegen, sich der allgemeinsten Achtung erfreute. Durch die günstigen Verhältnisse seines Vaters, war Alfred schon in früher Kindheit zu der Ehre gelangt, der unzertrennliche Spielgefährte des, mit ihm in einem Alter stehenden Prinzen Albert zu werden, und mit ihm gleichen Unterricht zu genießen. Späterhin bezogen beide zur gleichen Zeit dieselbe Universität, dienten im Befreiungskriege im nämlichen Regimente, und theilten so von Jugend auf Vergnügen und Unterricht, Gefahr, Noth und Sieg miteinander; auch wohl mitunter manch lustiges oder ernstes Abentheuer, wie das die Jugend mit sich zu bringen pflegt. Sie waren Freunde im schönsten Sinne des Worts, und da Alfred vom Prinzen durchaus unabhängig war, so blieben sie es auch.

Aus jugendlicher Schwärmerei hatten sie sich früher stets gleich gekleidet, und änderten dieses auch späterhin nicht ab, weil keiner von ihnen den Anfang dazu machen wollte. Während des Feldzuges, den Albert als Freiwilliger mitmachte, trugen ohnehin Beide die nämliche Uniform, und da sie an Wuchs, Gestalt, Farbe der Haare sich sehr gleich waren, und jeder von ihnen während ihres vieljährigen Beisammenlebens sich von der Haltung und dem Gange des andern etwas angeeignet hatte, so fand man sie allgemein einander ähnlich, obgleich sie in ihren Gesichtszügen sich sehr von einander unterschieden. Sie wurden sogar in einiger Entfernung, oder von Leuten, die nicht genauer sie kennten, sehr oft mit einander verwechselt.

Was Alfred dem Prinzen Albert war, war die Gräfin Natalie von Jugend auf den Prinzessinnen, Alberts Schwestern, gewesen, und daß Alfred der Vertraute des, zwischen dem Prinzen und der jungen Gräfin sehr früh entstandenen zärtlichen Verhältnisses wurde, war also ganz natürlich, und zugleich auch der Grund, warum er nach beendetem Feldzuge seinem fürstlichen Freunde

während der Reise in das Ausland nicht als Begleiter zugegeben ward, die dieser bald darauf antreten mußte. Alfred kehrte nach B. zu seinem Vater zurück, und erhielt bald darauf in dem Fache, welchem er sich gewidmet hatte, eine eben so ehrenvolle als bedeutende Anstellung.

Die Anstrengungen des Krieges, vor allem das Bivouakiren, hatten indessen seine Gesundheit angegriffen. Das Uebel war nicht bedeutend, aber um es gleich im Entstehen auszurotten, war eine Reise nach Pyrmont ihm von seinem Arzte angerathen worden, und er befolgte diesen Rath um so lieber, da er hoffen durfte, seinen lange entbehrten fürstlichen Freund dort wieder zu finden. Beide trafen schon auf dem Wege zusammen. Albert war absichtlich ihm entgegengekommen, und that ihm nun den abentheuerlichen Vorschlag, seine Rolle in Pyrmont zu übernehmen, und um die so ihn dorthin geschickt hatten zu täuschen, als Prinz Albert dort zu erscheinen; während er selbst unter einem andern Namen die Gräfin Natalie umschwärmen wollte, die damals mit ihrer Fürstin in einem andern, von Pyrmont ziemlich weit entlegenen, kleineren Badeorte sich aufhielt.

Alfred konnte, aus leicht zu errathenden Gründen, sich schwer entschließen, in diesen Plan einzugehen, auch gab er sich alle Mühe, seinen Freund davon abzubringen; doch alles, was er dagegen einwenden mochte, war verloren, denn von allen Menschen sind Prinzen wohl am wenigsten geneigt, ein Unternehmen aufzugeben, von dem sie Lust und Freude sich versprechen. Durch unablässiges Bitten seines fürstlichen Freundes ließ er sich dennoch endlich bewegen, demselben wenigstens in etwas zu seinem Unternehmen behülflich zu seyn. Er ließ sich zwar nicht bereden, seinen Namen zu ändern, aber er verstand sich doch dazu, in Pyrmont mit einem etwas geheimnißvollen Anstriche höchst eingezogen zu leben, und es dem sehr schlauen Kammerdiener des Prinzen, der zu dem Ende ihm mitgegeben wurde, zu überlassen, wie dieser es unter die Leute bringen könne, daß er ein incognito lebender Prinz sey, doch ohne ihn selbst persönlich dabei zu kompromittiren.

Louis, der Kammerdiener, fing dieses wirklich so gescheut an, daß Alfred selbst oft darüber lachen mußte, wenn die Leute, denen er auf der Straße begegnete, ihm so ehrfurchtsvoll aus dem

Wege gingen. Die Saison, in welcher die vornehmste Welt Pyrmont zu ihrem Versammlungsorte macht, war noch nicht eingetreten, und er lief also wenig Gefahr, in seiner Einsamkeit von fürstlichen Bekannten des wahren Prinzen aufgesucht und entdeckt zu werden. Aber daß auch Leontine, deren Jugend, Anmuth und Liebreiz täglich tiefern Eindruck auf ihn machten, über ihn getäuscht werden sollte, lag eben so wenig in Alfreds Plan, als ihm bei ihrer stillen Lebensweise die Möglichkeit davon in den Sinn kam, daß auch sie etwas von dem Gerüchte erfahren könne, welches über ihn in Umlauf gebracht worden war. Auch hütete Monsieur Louis sich gar sehr dafür, ihm zu entdecken, was er hier angerichtet habe, als Leontine gänzlich unsichtbar ward und er Alfreds Unruhe darüber bemerkte.

Um diese Zeit mußte Alfred Pyrmont schnell verlassen, um zu Albert zu eilen und ihn von Unbesonnenheiten zurückzuhalten, zu denen der Verdruß, von der Fürstin entdeckt zu seyn und Natalien verlassen zu müssen, diesen leicht hätten hinreißen können. Alfred wandte alles an, um Leontine noch einmal zu sprechen, doch vergebens;

Lenchens und der Frau Hauswirthin Wachsamkeit machten alle seine Versuche deshalb zu Schanden, denn sie ahneten in ihm so etwas von einem Lovelace, vor denen sie Leontinens Unschuld schützen zu müssen glaubten.

Sobald er seinen Freund verlassen durfte, eilte er zu seinem Vater zurück, schilderte ihm Leontinen und seine Liebe, und erhielt von diesem ohne Mühe die Erlaubniß, zu versuchen, ob er das einfache, anmuthige Wesen ihm als Tochter in's Haus führen könne. Denn der alte Rosen hatte früher den Major Nordheim als einen theuern Freund geliebt, und nur Beider ganz verschiedene Dienstverhältnisse hatten sie im Laufe des Lebens weit auseinander geführt. Alfred flog auf Flügeln der Liebe, Leontinen in ihrer Heimath aufzusuchen. Daß er sie nicht fand, schmerzte ihn tief, doch die Freude, die aus den Augen der Mutter ihm entgegen leuchtete, die Art, mit der sie ihn errathen ließ, daß Leontine und wie sie seiner gedacht habe, entzückten ihn fast nicht minder, als wenn Leontine selbst das Geständniß ihrer reinen, unschuldigen Liebe ihm erröthend gestammelt hätte. Ein Bote ward sogleich abge-

sandt, um Leontinen zu ihrer Mutter zu rufen; wahrscheinlich war er ihr begegnet, ohne sie in der fürstlichen Equipage zu erkennen.

Es gehörten mehrere glücklich verlebte Tage dazu, ehe alles dieses zwischen den Liebenden gehörig zur Sprache kommen konnte. Immer gab es noch etwas zu fragen, zu erklären, zu erzählen. Der Eindruck, den Leontinens einfachliebliche Erscheinung auf Alfreds Herz gemacht hatte, wurde immer inniger, immer rührender die Freude der Mutter, über die alle ihre Hoffnungen, sogar ihre Wünsche übertreffende glückliche Lösung des Geschicks ihres einzigen Kindes.

Neue Rosen erblühten auf Leontinens durch früheren Schmerz etwas gebleichten Wangen, inneres Bewußtseyn des höchsten, reinsten Erdenglücks strahlte aus ihren hellen kindlichen Augen. Oft, wenn sie mit ihrer Mutter allein war, warf sie sich dieser in die Arme, um an dem treuen Busen die Freude auszuweinen, die ihr Herz eben so wenig zu fassen vermochte als ehedem den Schmerz. Nie gab es ein hübscheres, aber auch nie ein glücklicheres Bräutchen, das so gern und dankbar das Gefühl unbeschreiblicher Seligkeit

eingestand, die den jungen Busen erfüllte; denn Leontinens durchaus reine unverfälschte Natur hielt sie weit von dem Gedanken entfernt, sich ihres Gefühls zu schämen und es hinter gezierter Sprödigkeit verbergen zu wollen.

Ihren Alfred von seiner Vergangenheit und von dem Prinzen Albert erzählen zu hören, an welchem er mit unwandelbarer Liebe hing, war ihre höchste Freude. Täglich wußte sie neue Fragen zu ersinnen, neue Erläuterungen über geringfügige Nebenumstände zu verlangen, um nur ein solches Gespräch herbeizuführen. So brachte sie denn auch eines Tages die Briefe an Natalien zur Sprache, deren Aufschrift, durch die Aehnlichkeit mit Alfreds Hand auf dem Wege zu ihrer neuen Bestimmung sie so sehr beunruhigt hatte. Es war damit, wie Jeder leicht errathen wird; Alfred selbst hatte die Adressen aller dieser Briefe geschrieben, damit sie um so sicherer in Nataliens Hände kommen sollten.

Ein wahrhaft fürstliches Brautgeschenk, von einem sehr huldvollen Glückwünschungs-Schreiben der hohen Herrschaften begleitet, erhöhte nach wenigen Tagen die Freude aller dieser Glücklichen.

Der edle menschenfreundliche Fürst hatte das, am Tage vor Leontinens Flucht an die Fürstin abgesandte Schreiben der Majorin eben so glücklich als weise benutzt, um seine Gemahlin mit seinem armen lieben Vögelchen wieder zu versöhnen, indem er das in jenem Briefe erwähnte glückliche Ereigniß, welches die Majorin bewog, um die Rückkehr ihrer Tochter zu bitten, mit dem von ihm begünstigten heimlichen Entfliehen Leontinens, sehr geschickt in Verbindung zu setzen wußte. Leontine und ihre Mutter waren tief gerührt von der Huld des fürstlichen Paares; Alfred war stolz darauf, seine Leontine auch von dieser Seite auf so ausgezeichnete Weise anerkannt zu sehen, Tante Lenchen aber kannte sich vor Freude kaum mehr. Geschäftig lief sie von Haus zu Haus, um dieses große unerhörte Ereigniß in ganz Neustadt zu verkünden, und alle Bekannten zur Ansicht des glänzenden Schmuckes einzuladen, der von hoher Hand gesendet, die junge Braut am Hochzeitstage schmücken sollte, und dessen Werth, ihrer Beschreibung nach, in's Unermessene ging. Auch war es für sie kein geringer Triumph, daß alle die sechs und dreißig Töchter der Honoratioren des

Städtchens, welche bei'm Einzuge der Fürstin dieser Blumen gestreut hatten, sich jetzt sehr eifrig um die Ehre bewarben, die früher von ihnen gänzlich übersehene Leontine als Brautjungfern an den Altar zu geleiten.

Gräfin Natalie, in ihren weit glänzenderen Verhältnissen, erfreute sich indessen nicht so glücklicher Tage als ihre in jeder andern Hinsicht ihr untergeordnete Freundin; versunken in trüben Gedanken, saß sie am Abende nach Leontinens Flucht in ihrem nur schwach erleuchteten Zimmer ganz allein; nichts unterbrach die lautlose Stille um sie her, als der gedämpfte Schlag ihrer Pendüle, der mit dumpfem Tone eine Viertelstunde nach der andern zu Grabe läutete; denn die Wohnung, die ihr als Hofdame im fürstlichen Schlosse eingeräumt war, lag zu weit von den Prunksälen desselben entfernt, als daß von dem Geräusch in diesen etwas bis zu ihr hinauf hätte dringen können. Zuweilen wähnte sie zwar, einzelne Töne der Musik zu hören, die im andern Flügel den Ballsaal durchrauschte, und wider Willen mußte sie darauf lauschen, doch immer ward sie bald ihres Irrthums gewahr, und aus der Tiefe ihrer

gepreßten Brust quollen bittere Thränen des Unmuths in ihr schönes stolzes Auge herauf.

Nach mehreren so hingebrachten Stunden, riß sie endlich ein leises Klopfen an der Thüre aus ihrem schmerzlichen Nachsinnen; ihr Herz schlug höher in halb banger, halb freudiger Erwartung, sie hauchte in die kleinen Hände, um jede Thränenspur schnell zu vertilgen; es klopfte wieder; doch nicht der Ersehnte, der Erwartete suchte Eingang zu ihr, das hörte sie jetzt nur zu deutlich, und sank mißmuthig wieder in ihr Sopha zurück. „Ich bin zu krank, um Besuche anzunehmen," rief sie gegen die Thüre hin, „unleidliche Migräne macht mir nur Ruhe und Stille wünschenswerth, ich kann Niemanden sehen."

„Den Arzt doch wohl?" flüsterte der Hofrath, indem er leise die Thüre öffnete und zu ihr herantrat.

„Meinetwegen," erwiederte Natalie verdrießlich, „ich mag Niemand in Ausübung seiner Pflicht hinderlich seyn; und Sie, Herr Hofrath, spielen ja wenigstens eine Nebenrolle in der schaalen Comödie mit, die man hier aufzuführen beliebt," setzte sie mit bitterm Lächeln hinzu. „Hier ist

meine Hand, zählen Sie die Pulsschläge nach Belieben, und verordnen mir hernach ein Glas Zuckerwasser oder etwas dem ähnliches.

Der Arzt ergriff die ihm dargebotene Hand, ließ sie aber nach wenigen Augenblicken wieder sinken und setzte sich neben der Kranken hin. „Ich finde Sie ganz so einsam und verstimmt, als ich Sie mir dachte, gnädige Gräfin," sprach er theilnehmend, „deshalb schlich ich vom Ballsaal mich weg."

„Und woher wissen Sie denn, ob ich nicht gerade jetzt aus Wahl so allein bin?" unterbrach ihn Natalie ziemlich unfreundlich.

„Ich will nicht behaupten, daß Sie nicht dazu recht gute Gründe haben könnten," erwiederte der Arzt mit feinem Lächeln, „aber ich weiß auch, daß diese Vorsicht, wenigstens für diesen Abend, leider nicht mit Erfolg gekrönt werden wird."

„Doctor, Sie möchten witzig seyn, und kommen in Gefahr, unartig zu werden," antwortete Natalie sehr gereizt.

„Unartig? Nein, Gräfin, das will ich nie seyn, am wenigsten gegen Sie," erwiederte der Arzt; „freilich könnte ich mit dem alten Sprichwort Ihnen antworten: wie man in den Wald

ruft, so schallt es wieder heraus, — aber ich fühle zu lebhaft, daß Ihrem nicht ungerechten Unmuthe vieles übersehen werden muß. Auch bin ich mit einer Zauberformel versehen, die Sie mir gleich günstiger stimmen wird; Prinz Albert — ich komme eigentlich als sein Abgesandter —"

„Sie?" rief Natalie, und ward dabei feuerroth, doch faßte sie schnell sich wieder, indem sie höflich sich neigend hinzusetzte, „es ist sehr gütig von Seiner Durchlaucht, daß er sich durch Sie nach dem Befinden seiner Landsmännin erkundigen läßt."

„Er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß alle Versuche, welche er heute wagte, um Sie zu sehen, leider durch die Aufmerksamkeit seiner Umgebungen vereitelt wurden," sprach der Arzt. „Morgen hofft er glücklicher zu seyn, in jedem Fall ist er fest entschlossen, die Reise nach Paris, welche ihn Monate lang vom Vaterlande entfernt halten soll, nicht eher anzutreten, bis er Sie gesehen und gesprochen hat."

„Herr Hofrath," antwortete Natalie sehr stolz, „Sie treiben ein vielleicht lohnendes, aber gewiß

kein ehrenvolles Handwerk, indem Sie eine wehrlose Gefangene auszuforschen suchen."

Der Arzt that, als habe er das, was sie sagte, völlig überhört. „Des Prinzen Zorn," fuhr er gelassen fort, „überstieg alle Grenzen, als er endlich aus den leisen Andeutungen Ihrer guten Bekannten die Wahrheit errieth, daß Sie nur gezwungen sich für krank ausgeben, und eigentlich, so lange er als ungeladener Gast hier bleibt, in Ihr Zimmer verbannt sind. Ich sah es, und mir ward bange für Sie Beide. Gott mag wissen, zu welchen Unbesonnenheiten er sich würde haben hinreißen lassen, wäre ich nicht noch zur rechten Zeit hinzugetreten, und hätte ich nicht durch das Versprechen, zu Ihnen zu gehen, ihn beschwichtigt. Jetzt tanzt er wie ein Wüthender, während er meine Zurückkunft erwartet."

„Er tanzt!" rief Natalie und schlug vor schmerzlicher Verwunderung beide Hände zusammen.

„Ich beredete ihn dazu, damit er nicht etwa im Gespräch mit den hohen Herrschaften Unheil anrichte; aber er wählt seine Tänzerinnen wunderlich, wie sie ihm eben in den Weg kommen," erwiederte lachend der Arzt, „lauter

schöne Kinder, die gewöhnlich auf unsern Hof-
bällen das Zusehen haben. Die philosophische
Aurora, die lange Fanny, die sentimentale Babet,
sitzen schon athemlos an den Wänden umher, voll
Verwunderung über das ihnen so unerwartet wi-
derfahrene Glück. Ich freue mich im Voraus auf
das triumphirende Lächeln der Damen, wenn sie
mich morgen rufen lassen, und ich sie zum ersten
Mal in ihrem Leben über das unmäßige Tanzen
ausschelten werde."

Natalie hätte über des Arztes Bericht beinahe
laut aufgelacht, doch war sie schnell wieder ernst-
haft. „Doctor," sprach sie, und sah forschend
ihn an, „meinen Sie es wirklich ehrlich mit
mir?" — Der Arzt legte betheuernd die Hand
auf's Herz.

„Freilich," fuhr Natalie nach kurzem Besin-
nen fort, „ich sehe nicht recht ein, was Sie
davon hätten, mich zu hintergehen; aber Neugier
ist auch eine mächtige Triebfeder, und vielleicht
liegt Ihnen daran, ein Verhältniß genau zu er-
forschen, das, seit ich hier bin, alle müßige Köpfe
in dem engen kleinlichen Kreise, in welchem wir

uns herumdrehen müssen, angelegentlich beschäftigt. Vielleicht aber auch — — —"

„Keine „Vielleicht" weiter, wenn ich bitten darf," unterbrach sie der Leibarzt; „lassen Sie sich lieber von mir die ganze Geschichte dieses Verhältnisses in der Kürze erzählen, damit Sie sehen, daß außer Ihnen und dem Prinzen vielleicht Niemand davon genauer unterrichtet ist, als eben ich. Seit Ihrer Kindheit theilten Sie in der Residenz seines Oheims, des regierenden Fürsten von B., mit Albert und seinen Geschwistern Spiel und Unterricht — — —"

„Das weiß ja hier wie dort jedes Kind," fiel Natalie ihm ein, „von dem, was stadt- und landkundig ist, unterrichtet zu seyn, ist keine große Kunst."

Der Leibarzt nahm von dieser Bemerkung abermals keine Notiz. „Aus Kindern werden Leute, und aus Spielkameraden von verschiedenem Geschlecht oft Liebende," fuhr er ganz gelassen fort, „die nach Convenienzen wenig fragen, wie das denn überhaupt die recht junge Jugend selten zu thun pflegt; das, werden Sie vielleicht sagen, weiß auch ein Jeder, der seinen August Lafon-

taine gründlich studirt hat. — Die Erbprinzessin von B., eine sehr belesene Dame, war die Erste, die in ihres Neffen und der kleinen Natalie blutjungen Herzen ein loderndes Fünkchen zu entdecken glaubte; doch statt es klüglich im Stillen zu ersticken zu suchen, erhob sie einen gewaltigen Feuerlärm, denn die Durchlauchtigste liebt dergleichen. Meine schöne Freundin hier ward entsetzlich ausgescholten; auch wohl ein wenig eingesperrt, Prinz Albert desgleichen, jede Zusammenkunft der Beiden wurde hoch verpönt und auf alle Weise zu verhindern gesucht. Der Prinz wurde endlich unter strenger Aufsicht auf die Universität geschickt, lange ehe er zu dieser reif war, und die junge Gräfin mußte späterhin die Reise hieher antreten, um bei unsrer Fürstin, der Schwester der Erbprinzessin, Hofdame zu werden, damit man auch in der Ferne sie nicht aus den Augen verlöre."

„Das alles ist längst bekannt," rief Natalie.

Der Arzt fuhr fort: „Ein dienstfertiger Freund, Namens Rosen, ein schlauer Kammerdiener, Namens Louis, viel List und einiges Gold, verhalfen dem Prinzen und Natalien zu einer geheimen

Abschiedsstunde, denn ohne diese konnte und wollte Albert nicht von ihr scheiden. Und eben diese Stunde führte eine Erklärung herbei, an welche Beide früher nicht gedacht hätten. Unter den heiligsten Schwüren verbanden sich der Prinz und die Gräfin zu ewiger Liebe und Treue, dort am vierten Finger von Nataliens linker Hand sehe ich noch den kleinen goldenen Reif glänzen, den Albert damals gegen eine Ihrer schönen Locken und eine Rose austauschte. Letztere ist längst verwelkt, doch Albert trägt sie und die Locke noch immer in einer blau emaillirten Kapsel an einer goldenen mit Türkissen besetzten Kette auf seinem Herzen."

Natalie wurde blaß; „Doctor," rief sie, „mir graut vor Ihnen. Von wem, auf welchem Wege konnten Sie dieses erfahren?"

„Von wem denn anders, als von ihm, von dem Prinzen Albert selbst?" erwiederte lächelnd der Arzt, „wir kennen uns nicht erst von heute, der Prinz und ich; obgleich ich bisher aus guten Gründen es für gerathen hielt, meiner früheren Bekanntschaft mit ihm nicht zu erwähnen. Ich selbst bin in B. geboren, und da man für den Prinzen gerade die Universität gewählt hatte, bei

welcher ich damals als Professor angestellt war, so wurde mir während der Zeit seiner Studien die Sorge für die Gesundheit des jungen Herrn von seinem fürstlichen Oheim übertragen."

„Und das konnten Sie bis jetzt mir verschweigen!" rief Natalie.

„Ihnen vor allen mußte ich es," erwiederte der Leibarzt, „weil ich, wie ich Ihnen jetzt offen gestehe, jeder Veranlassung, zur Beförderung eines Verhältnisses beitragen zu müssen, gern aus dem Wege ging, über das ich noch bis diese Stunde mich nicht freuen kann. Auch heute verbarg ich mich Anfangs vor dem Prinzen, und freute mich, daß er unter der Menge, die ihn umgab, mich nicht bemerkte; doch als der Zorn auf seiner Stirne glühte, und ich ihn im Begriff sah, in seiner wilden Leidenschaftlichkeit Schritte zu wagen, aus denen nur tausendfaches Unheil entstehen konnte, da gab ich den Vorsatz, mich in diese Dinge nicht mischen zu wollen, auf. Ich nahte mich ihm, er erkannte mich sogleich, und die Art, wie er mich empfing, rührte mich tief. Es gelang mir, ihn für den Augenblick von Thorheiten abzuhalten, die Sie Beide späterhin zu

bereuen gehabt hätten. Ich habe den Prinzen von jeher geliebt, denn ich erkannte in ihm eine wahrhaft edle feste Natur, wie sie unter allen Ständen heut zu Tage immer seltener vorkommt. Auch Sie, theure Gräfin, habe ich lange im Stillen beobachtet, und verschweige Ihnen das Resultat dieser Beobachtungen nur, um nicht den Verdacht niederer Schmeichelei auf mich zu laden.“

„So finde ich denn einen Freund gerade da, wo ich am verlassensten mich glaubte!“ rief Natalie sehr bewegt.

„Sie finden ihn nicht erst jetzt, diesen Freund, er wacht schon lange über Sie,“ erwiederte der Leibarzt. „Ich war es, der den Prinzen durch die dritte Hand warnen ließ, als er, um Ihnen nahe zu seyn, sich verkleidet in jenem Badeorte aufhielt, sonst wären Sie von unserer ganzen Gesellschaft mit ihm im Rosenhölzchen überrascht worden. Doch gestehe ich, daß ich mich damals über den Leichtsinn, mit dem er ein so gewagtes Abentheuer unternahm, nicht wenig ärgerte.“

„Ach, ich möchte zugleich lachen und weinen, wenn ich nur daran denke,“ rief Natalie wirklich lachend.

„Zum Lachen haben Sie doch dabei wenig Ursache, denn dieser tolle Streich des Prinzen, so lustig er aussieht, hat doch für Sie wie für ihn recht betrübte Folgen gehabt," sprach der Arzt sehr ernsthaft. „Unsere Fürstin war schon über Sie Beide ganz sicher geworden, sie hatte schon mit einer Art von Gewißheit der Erbprinzessin von B. darüber geschrieben, diese gebeten, Ihr Verhältniß zum Prinzen Albert als völlig aufgelöst zu betrachten. Denken Sie sich ihr zürnendes Erschrecken, als sie gewahr ward, der Prinz sey Ihnen in niederer Verkleidung gefolgt; während alle seine Verwandte glaubten, er sey in Pyrmont, wo indessen Alberts Freund, Rosen, der wirklich einige Aehnlichkeit mit ihm hat, es so einzurichten wußte, daß er allgemein für den Prinzen gehalten wurde, ohne jedoch sich geradezu für diesen auszugeben."

„Das war aber doch ein köstlicher Einfall von meinem Albert!" rief Natalie.

„Dennoch verdanken Sie diesem köstlichen Einfalle die unwürdige Behandlung, welche Sie jetzt sich müssen gefallen lassen," erwiederte der Arzt. „Unsere Fürstin hütete sich freilich, das Brunnen-

abentheuer nach B. zu berichten, denn sie schämte sich zu gestehen, wie sehr sie sich hatte täuschen lassen, sie begnügte sich einstweilen damit, Sie schärfer als jemals zu beobachten; nun aber kommt Prinz Albert ungebeten, unerwartet, unter dem nichtigen Vorwande, den Bruder der Fürstin auf seinem Besuche hieher zu begleiten, eigentlich aber, um öffentlich, unter den Augen der Fürstin selbst, Sie aufzusuchen, und von Ihnen Abschied zu nehmen ehe er nach Paris geht, wohin seine Verwandte ihn senden! Sagen Sie selbst, was blieb der guten Dame übrig, wollte sie nicht mit ihrer eigenen Schwester sich entzweien, als" — —

„Mich einzusperren," seufzte Natalie tragikomisch. „Doch lassen wir das, die Zeit vergeht! Albert wird über Ihr langes Ausbleiben ungeduldig werden. Eilen Sie, guter Hofrath, geben Sie ihm diesen Brief" — —

„Darf ich vorher ihn erbrechen und lesen?" fragte der Leibarzt, ehe er den Brief aus ihren Händen nahm.

„Behüte Gott! wo denken Sie hin?" rief Natalie.

„Nun denn," sprach der Arzt sehr bestimmt,

„so verzeihen Sie es mir, gnädige Gräfin! daß ich in dieser Angelegenheit mit keiner Depesche mich befassen will, deren Inhalt mir unbekannt bleiben muß. Ich eile, den Prinzen über Ihr Befinden und Ihre Stimmung zu beruhigen, und hoffe, auch Sie getrösteter zu verlassen, als ich Sie fand; doch mehr zu thun, erlaubt meine Pflicht mir nicht. Vielleicht war das was ich that schon zu viel, und nur der heiße Wunsch, Unheil zu verhüten, der mich dabei allein beseelte, mag mir zur Entschuldigung dienen. Ich lese in Ihrem zürnenden Blicke, daß ich abermals in einem sehr zweideutigen Lichte vor Ihnen stehe, und doch ist Ihnen Niemand wahrhaft ergebener, als ich. Liebe Gräfin, ich möchte Ihr väterlicher Freund, Ihr Berather werden, Sie bedürfen eines solchen, und ich bin alt und erfahren genug dazu. Auch hoffe ich Sie werden mich nicht lange verkennen.“

Der Arzt entfernte sich mit diesen Worten, und ließ Natalie in einer ihm, zwar Anfangs sehr ungünstigen Stimmung zurück, doch nach einigem Besinnen gewann ihr beßres Gefühl die Oberhand wieder. Sie sah ein, wie unrecht es

von ihr gewesen sey, einen ehrenwerthen treuen Diener des fürstlichen Hauses zu einer Handlung bewegen zu wollen, durch welche dieser, im Fall einer Entdeckung, um seine ganze bürgerliche Existenz kommen mußte. Die Uebergabe des Briefes schien ihr nicht mehr so wichtig; alles was der Arzt ihr gesagt hatte, erzeugte in ihr die Ueberzeugung, Albert würde auch ohne den Brief schon Mittel und Wege finden, sich mit ihr zu verständigen; ihr Gemüth beruhigte sich nach und nach gänzlich, süße Träume von einer nahen schönen Zukunft lullten sie ein, und, zum ersten Male nach mehreren in Unmuth und Sorge durchwachten Nächten schlief sie wieder sanft und fest, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

Rasch, als wäre sie in Gefahr etwas höchst Wichtiges zu versäumen, erhob sich Natalie, so bald sie erwachte; alles, was der Tag dem sie entgegen ging, ihr Entscheidendes bringen könne, stieg in halb drohender, halb freundlicher Gestalt vor ihr auf, und beschäftigte sie so ausschließend, daß sie es gar nicht gewahr wurde, wie ihre Jungfer, mit einer Art Aengstlichkeit es darauf beim Ankleiden anlegte, ihr eine wichtige Neuigkeit mitzu-

theilen. Natalie bemerkte dieses um so weniger, da sie sich einmal gewöhnt hatte ihre Vertrauten nie in der dienenden Klasse zu wählen, was ihrem Verstande allerdings Ehre machte, aber auch die Möglichkeit einer Mittheilung zwischen ihr und dem Geliebten, oft ganz unendlich erschwerte.

Ein früher Besuch der Oberhofmeisterin war das erste was Natalien an diesem, ihr so verhängnißvoll scheinenden Tage, in die größte Verwunderung setzte, um so mehr, da die alte Dame, welche das letzte Mal, als sie dieselbe sah wie ein Strafengel vor ihr gestanden hatte, jetzt mit einem so freundlichen Freude strahlenden Gesichte hereintrat, daß Natalie bei ihrem Anblick fast noch fortzuträumen glauben mußte.

„Der Fürst, die Fürstin," hob die Excellenz nach den ersten Begrüßungs-Komplimenten an, „wir Alle, liebe Gräfin, sind von Ihrem anständigen und gemäßigten Betragen, bei einer gewissen Gelegenheit, die ich nicht näher bezeichnen mag, so enschantirt, daß ich mich wirklich glücklich preise, als Bote des Friedens an Sie gesendet zu seyn."

„War denn Krieg?" fragte Natalie mit et-

was scharfem Ton; „zum Kriege, meine ich, gehören zwei Partheien, eine, die angreift, und die andere, die sich vertheidigt. Wehrlose Gefangene können beides nicht, und werden daher eben so wenig mitgezählt als die Todten.“

Die Oberhofmeisterin fand nicht für gut, sich mit der gewandten, geistreichen Gräfin in einen Wortstreit einzulassen, bei welchem sie auf jeden Fall übel weggekommen wäre; sie hielt es für klüger, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und machte daher Natalien ohne weitere Umschweife mit der Fürstin Wunsch bekannt, sie noch heute wie gewöhnlich an der Mittagstafel zu sehen. Durchlaucht hoffen und wünschen zugleich, daß Sie morgen wohl genug seyn möchten, um wieder den Dienst bei ihr anzutreten,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Natalien ward bei diesem Antrage wunderbar zu Muthe. Es war ihr unmöglich zu errathen, warum man auf einmal sie, die Schwerbeleidigte, jetzt auf so ehrenvolle Weise wieder auszuzeichnen suche, während doch im Aeußern sich so gar nichts verändert hatte. Tausend Muthmaßungen flogen

ihr, blitzschnell sich durchkreuzend, durch den Sinn, sie wußte bestimmt, daß der Besuch des Bruders der Fürstin noch mehrere Tage dauern würde, Albert war mit diesem gekommen, und nichts konnte ihn zwingen früher wie er abzureisen. Wollte man sie vielleicht dem Geliebten gegenüber stellen, in der Absicht, beide zu irgend einer Unbesonnenheit zu verleiten, die man hernach gegen sie geltend machen könne? Ihr Stolz trieb sie innerlich, sich nicht zu bereit zum Vergessen alles Geschehenen zu bezeigen, sie wünschte fast die eben erhaltene Einladung ablehnen zu dürfen, auf der andern Seite aber mußte sie auch die Möglichkeit sich denken, daß Albert selbst auf irgend eine Weise diese veranlaßt haben, und ihr Wegbleiben seinen Ansichten dabei störend in den Weg treten könne. Nie hatte Natalie sich so verworren und verlegen gefühlt, als jetzt der Oberhofmeisterin gegenüber, die mit der größten Geduld ihre Entscheidung abwartete, und sogar ihre Verlegenheit ergötzlich zu finden schien. „Ich muß nothwendig den Arzt befragen, um zu erfahren ob ich schon heute mein Zimmer verlassen darf, denn ich fühle mich wirklich noch unwohl,“ stotterte Na-

talie endlich, um nur für den Augenblick Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen.

Die Oberhofmeisterin umarmte Natalien mit Entzücken. „Wahrlich, liebe Gräfin," rief sie, „Sie sind ein kleines Wunder! Nie sah ich eine junge Person von solcher Lebhaftigkeit, die zugleich mit so feinem Takte die Dehors zu menagiren wußte, Sie sind zur Hofdame geboren. Freilich, Liebe, Sie waren krank, und dürfen daher Ihr Zimmer nicht ohne Erlaubniß des Arztes verlassen; ich begreife nicht, wie es zugegangen ist, daß ich nicht selbst hieran gedacht habe, denn nichts ist billiger und schicklicher. Dies ist die Stunde in welcher der Hofrath mich zu besuchen pflegt, ich verlasse Sie, um ihn zu Ihnen zu schicken; da ich aber seine Entscheidung so ziemlich vorher wissen kann, so werde ich nicht unterlassen, noch diesen Morgen meine Fürstin mit den günstigsten Nachrichten von unsrer lieben Gräfin im Voraus zu erfreuen."

Natalie brachte die Zeit bis zur Ankunft des Leibarztes in der peinigendsten Unruhe hin, und als er endlich da war ließ sie, nach ihrer gewohnten lebhaften Art, ihn Anfangs gar nicht zum Worte

kommen. Sie stürmte mit Erzählung des eben Vorgegangenen auf ihn ein, mit Bitten, ihr zu rathen, was sie thun solle, mit Fragen nach Albert und dessen muthmaßlicher Meinung dabei. Der Arzt schwieg, indem er mit ungewöhnlich trübem ernsten Blick sie betrachtete, und auch Natalie verstummte plötzlich, da sie dieses gewahr ward; sein Ansehen schien ihr so unheilverkündigend, daß sie darüber Muth und Kraft verlor, und todtenbleich in zitternder Erwartung vor ihm stehen blieb.

„Hören Sie mit Fassung das Einzige, was ich Ihnen auf alle Ihre Fragen zu antworten weiß, theure Natalie," sprach endlich der Leibarzt, „es ist ganz gleichgültig, ob Sie heute oder erst morgen aus Ihrem Zimmer gehen, denn — Prinz Albert hat uns diesen Morgen mit dem Bruder der Fürstin verlassen, um die längst beschlossene Reise nach Paris sogleich anzutreten."

„Abgereist! ohne mich zu sehen? Es ist unmöglich, es kann nicht seyn!" rief Natalie.

„Und dennoch ist nichts gewisser auf der Welt," erwiederte der Arzt halb unmuthig, halb traurig. „Ein Kurier brachte gestern Abend, während ich

hier bei Ihnen verweilte, Nachrichten, welche den Bruder unserer Fürstin bewogen, bald möglichst nach Hause zu eilen; ob jedoch diese Nachrichten wahr oder erdichtet sind, weiß ich nicht zu sagen, genug der Kurier war da. Beide fremde Fürsten nahmen noch auf dem Ball von den hiesigen hohen Herrschaften Abschied. Unser alter Fürst hat sie aber dennoch heute Morgen begleitet, wahrscheinlich, um sich wieder das Podagra zu holen. Der heutige Tag war früher zu einer großen Jagd bestimmt, der Fürst wollte ungern die Anstalten dazu vergebens gemacht haben, und so beredete er seine Gäste noch dieses Vergnügen unterwegs mitzunehmen, und erst von seinem Jagdschlosse aus, das ohnehin auf ihrem Wege liegt, die Reise wirklich anzutreten."

„Und Albert! was bringen Sie mir von ihm? Sie haben ihn, seit Sie von mir gingen, gesehen und gesprochen?" fragte Natalie sehr eifrig.

„Ich fand unten alles wegen des angekommenen Kuriers in Bewegung," erwiederte der Arzt in augenscheinlicher Verlegenheit. „Ich sah den Prinzen nur einen flüchtigen Augenblick, es ward mir sogar schwer, mich ihm ohne Aufsehen zu

nähern. Dennoch suchte und fand ich Gelegenheit, ihm von Ihnen alles, was ich konnte und durfte, zu sagen, doch er hörte nur mit sichtlicher Zerstreuung mich an; es sey alles gut, das übrige würde sich finden, antwortete er mir mit wahrhaft prinzlicher Gleichgültigkeit. Theure Gräfin! er schien mir in dem Augenblick bis zum Unglaublichen verändert. Das Gewühl der Gesellschaft, die Abschieds-Ceremonien traten zwischen uns, und ich suchte vergebens mich ihm späterhin wieder zu nähern, besonders da er nichts that, um mir dieses zu erleichtern; mir schien es im Gegentheil, als wolle er mich vermeiden. Heute früh erwartete ich abermals vergebens, daß er mich würde zu sich rufen lassen; was ihm bei meiner frühern Connexion mit ihm doch gewiß ein Leichtes gewesen wäre, und so ist er fort, und ich weiß nichts weiter von ihm zu sagen."

Natalie schwieg lange, nachdem der Leibarzt ausgeredet hatte. „Alles ist gut, alles wird sich finden," wiederholte sie endlich so leise, als dürfe Niemand es hören, dann schwieg sie wieder. „Freilich, wenn er es so meint, so habe ich ja auch keine Ursache, anderer Meinung zu seyn," sprach

sie endlich, indem sie gewaltsam sich zusammen nahm. „Ich will es auch nicht und sollte das kleine eigensinnige Ding hier darüber brechen,“ flüsterte sie mit unterdrückter Stimme, die Hand auf dem Herzen. „Alles in der Welt läuft doch am Ende auf ein schaales Puppenspiel hinaus, in welchem nur der der Klügste ist, der am Ende die Lacher auf seiner Seite behält,“ sprach sie darauf mit erzwungener Gelassenheit, gegen den Arzt gewendet, „und das will ich, das will ich.“ Sie wollte lächeln, und brach wider Willen in Thränen aus die ihr die Sprache hemmten; erzürnt darüber bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, und wandte sich von ihrem Freunde wieder ab.

Nicht minder gerührt als verlegen, sann der Leibarzt vergeblich darüber nach, wie er dies stolze, tief verletzte Gemüth beruhigen könne. Er versuchte es, Natalien freundlich zuzureden, doch sie winkte ihm zu schweigen, und ging, tief in sich gekehrt, in der entferntesten Ecke des Zimmers einige Mal auf und ab; der Arzt war noch zweifelhaft, ob er sich entfernen oder dableiben solle, als sich Natalie plötzlich ihm wieder zuwandte.

„Ich war während ein Paar Augenblicken eine Thörin," sprach sie mit ihrer gewohnten heitern Anmuth, „vergessen Sie das, ich bitte, oder schreiben Sie es der Stubenluft und dem mir ungewohnten Mangel an Bewegung zu, die mich in diesen Tagen wirklich halb krank gemacht haben. Wir Mädchen besitzen freilich eine Art Privilegium nicht immer das gescheidteste zu sagen und zu denken, aber ich möchte doch um Vieles nicht, daß Albert ein Mal erführe, wie sehr ich mich in dieser dummen Minute an ihm sowohl als an mir selbst versündiget habe."

„Gräfin! theure Natalie," rief der erstaunte Leibarzt, „ich begreife Sie nicht. Um Sie zu schonen, habe ich des Prinzen letztes Benehmen Ihnen im mildesten Lichte zu zeigen gesucht, doch jetzt darf ich dieses nicht mehr, denn Ihr wahres Glück liegt mir zu sehr am Herzen. Ich wiederhole es, ich fand, als ich, von Ihnen kommend, in den Ballsaal zurückkehrte, den Prinzen so verändert, daß ich beinahe ihn nicht wieder erkannte. Alles Trübe war aus seinen Zügen verschwunden, er war heiter, lustig sogar; ich hörte ihn mit Entzücken von den Freuden sprechen, die in Paris

ihn erwarten. Was ich von Ihnen ihm sagte, hörte er vornehm höflich, ohne alle Theilnahme an, er war kalt wie Eis, sage ich Ihnen; ich sah es deutlich, die heftige Bewegung, in der ich früher ihn traf, entsprang aus verletzter Eitelkeit, nicht aus Liebe; und Sie wollen nach alle diesem noch hoffen?"

„Hoffen?" erwiederte Natalie, „nein gewiß nicht, denn wovon man überzeugt ist, das hofft man nicht. Vergessen Sie den Anflug von Hypochondrie der vorhin mich überfiel, ich bitte nochmals darum, er soll gewiß nicht wiederkehren. Jetzt habe ich mich wieder gefunden, und weiß, daß dieser Tag ohne Kunde von meinem treuen Albert mir nicht vergehen wird, und daß ich gewiß seinen klugen Veranstaltungen die wieder erhaltene Freiheit verdanke."

„Ihre unbegreifliche Sicherheit, die ich gern Verblendung nennen möchte, versetzt mich nicht minder in Erstaunen als in Besorgniß um Sie," sprach der Leibarzt. „Verzeihen Sie es der ungeheuchelten Theilnahme, die Sie mir einflößen, wenn ich recht dringend Sie bitte, doch in diesem Augenblick Ihre eigne Lage, ohne Hehl vor sich

selbst, zu betrachten. Wie werden Sie es ertragen, was wird aus Ihrem getäuschten Herzen werden, wenn Ihnen am Ende doch noch die traurige Ueberzeugung plötzlich würde, daß ich nicht falsch gesehen habe! Und irrte ich, liebt Albert Sie wirklich, wohin soll der Weg führen, auf dem Sie so kühn fortzuschreiten entschlossen sind?"

„Wohin anders, als zum Altare!" erwiederte Natalie mit stolzer Bestimmtheit. „Wäre ich etwa die erste Tochter eines altgräflichen Hauses, der die Ehre zu Theil wird, Gemahlin eines appanagirten Prinzen zu seyn?"

„Sie sind Ihrer Zukunft so sicher, und mir erscheint sie in so düsterem, Unheil weissagendem Lichte!" sprach der Arzt. „O, Gräfin! lassen Sie sich erbitten den Rath eines treuen Freundes geduldig anzuhören. Wahrlich, es wäre besser für Sie beide, wenn Sie die Zeit, die Albert im Auslande zubringen wird, dazu benutzten, sich an den Gedanken der Trennung von ihm zu gewöhnen, und selbst mit leiser linder Hand ein Verhältniß großmüthig zu lösen suchten, aus dem, allen menschlichen Ansichten nach, nichts Gutes entstehen kann. Albert ist ein appanagirter Prinz,

ich gebe es zu, doch sein Bruder wird in Zukunft regierender Herr eines nicht unbedeutenden Landes, und wer kann vorher sagen, ob nicht ihn selbst das Geschick einst auf den Thron ruft!"

„Dazu hat er nicht viel mehr Aussicht als Sie oder ich, lieber Hofrath," fiel Natalie ihm lächelnd ein. „Bedenken Sie doch, wie viele Köpfe sich zwischen ihm und diesem hohen Standpunkte befinden, die ihm erst Raum machen müßten!"

„Albert's Oheim, der jetzt regierende Fürst, ist von Altersschwäche so gedrückt, daß er nur noch zu den Lebenden gezählt werden kann, weil er noch nicht aufgehört hat, zu athmen," sprach der Leibarzt, mit fast feierlichem Ernst. „An dem Leben seines Sohnes, des jetzigen Erbprinzen, haben zerstörende Leidenschaften früh und lange gezehrt. Auch er steht schon dem Greisenalter nahe, und lebt seit vielen langen Jahren in kinderloser unzufriedener Ehe. Er wird bald seinem Nachfolger weichen, und dieser ist Albert's ältester Bruder."

„Ein junger Mann, die Gesundheit selbst, mit einer Prinzessin vermählt die er anbetet, und jetzt schon Vater zweier prächtiger Knaben, die

gewiß zu leben wissen werden," fiel Natalie ein. „Doctor," fuhr sie lachend fort, „Sie sind ein gelehrter Mann, aber den Almanac de Gotha haben Sie doch nicht gehörig studiert, um mir solche genealogische Vorlesung halten zu dürfen; schlagen Sie ihn nach, guter Freund, Sie finden da auch noch einen Prinzen Adolf, der als Bruder in der Mitte zwischen dem künftigen Erbprinzen von B. und meinem Albert steht."

„Ach, Gräfin!" seufzte der Arzt, „wenn ich Sie so sehe und reden höre, ist mir wie Einem, der ein liebes Kind in schwindelnder Höhe am Rande eines Abgrundes herumhüpfen sieht. Ich möchte Sie retten, aber Sie achten keiner Warnung, und ich muß mit tief betrübtem Herzen mich von Ihnen wenden, um nur Ihren Untergang nicht mit anzusehen."

Der Arzt war im Innersten tief bewegt, indem er diese Worte sprach, so daß Natalie selbst dadurch gerührt wurde. „Lieber Hofrath," entgegnete sie sehr ernsthaft, „ich fühle, daß ich den warmen Antheil, den Sie mir zeigen, wenigstens durch ungeheuchelte Offenheit erwiedern muß, da ich durch Annehmung Ihres wohlgemeinten Ra-

thes es nicht kann. Sie sind der Erste, der mir auf diese Weise entgegentritt, warum sollte ich zögern Ihnen, der es so gut mit mir meint, zu gestehen, daß ich mit aller Kraft eines unverdorbenen Herzens meinen Albert liebe und ewig lieben werde, daß ich seiner Ehre, seiner Pflicht alles opfern könnte, sogar mein eigenes Glück, welches nur auf seiner Liebe beruht! Doch wie die Sachen jetzt stehen, wird dieses Opfer nicht von mir gefordert; es bringen, hieße uns beide muthwillig elend machen. Ja, damals, als ich noch, hingegeben den schönen Träumen der frühesten Jugendzeit, Albert's Bild, ohne es zu ahnen, im kindlichen Herzen trug, damals hätte ein weiser Freund mich bewahren können! Verzeih' es Gott denen, die zur Unzeit geschäftig mich erweckten! Hätte jene stolze, durch eigenes Unglück durchaus verbitterte Erbprinzessin nie errathen, was uns guten glücklichen Kindern selbst noch verborgen war, oder hätte sie, wenn sie es errieth, uns mit schonender Klugheit von einander zu trennen gesucht, ohne daß wir erfuhren, weshalb? so würde die arme Natalie ihrem brüderlichen Freunde zwar tief betrübt nachgeweint haben, doch ihr Schmerz wäre

nie in klares Bewußtseyn übergegangen, und die Ruhe des fürstlichen Hauses nie durch diese Liebe getrübt worden. Die ewig rastlose Frau mußte mit unheiliger Hand das stille Geheimniß unserer jungen Herzen an das Tageslicht reißen, es zum Gespötte machen; sie ruhte nicht eher, und so mag sie die Folgen dieser That sich selbst verdanken; die Würfel liegen, wir wollen sehen wer gewinnt. Seit jenem Augenblick erst wußten wir, daß wir uns liebten, und diese Liebe wuchs, im Gefühl gemeinschaftlich erlittenen Unrechts, zur Riesenstärke heran. Mögen die hohen Herrschaften zusehen, wie sie mit einer solchen fertig werden. Ich bin weder rangsüchtig noch demüthig genug, um mich an einen Platz hindrängen zu wollen, auf den ich nicht hingehöre; an Albert's Herzen aber gehöre ich hin, Natur und Liebe wiesen diesen Platz mir an, niemand soll mich dort verdrängen. Mögen sie ihren Purpur, ihren Fürstenhut, ihre Langeweile und ihren Hof für sich behalten, wir bedürfen des Alles nicht. Die Stunde der Vereinigung wird uns schlagen; wir sind beide jung und wollen sie erwarten, dann aber auch in demüthiger Ferne von ihnen Allen

leben, und glücklich seyn, ohne je sie durch unseren Anblick zu verletzen."

Alles, was der Leibarzt noch aufzubringen wußte, um Natalie von der Unwahrscheinlichkeit ihrer kühnen Hoffnungen zu überzeugen, war vergebens; ihr Herz, ihr Geist, vielleicht auch eine kleine Beimischung jenes Eigensinns, welcher jeder von Außen mächtig bestrittenen Leidenschaft sich beizugesellen pflegt, widersprachen allen seinen Gründen. Er mußte sie endlich verlassen, um ihr Zeit zu gewähren sich für die Mittagstafel anzukleiden. Die Fürstin ließ sie noch vor dieser zu sich rufen, sie behandelte sie sehr artig, ohne auch nur auf das entfernteste irgend einen Gegenstand zu berühren, der ihr unangenehm seyn konnte; auch die übrige Gesellschaft richtete sich nach dem Beispiele der Herrin, und niemand wagte es, nur den Schatten eines Zweifels an Nataliens vorgeblicher Krankheit blicken zu lassen.

Die Gesellschaft war sehr klein, indem die mehresten Herren des Hofes den Fürsten zu seiner Jagdparthie begleitet hatten, und ohne Natalien wäre das Gespräch sehr oft ins Stocken gerathen. Selbst die Fürstin hörte dies Mal mit

sichtbarem Wohlgefallen ihr zu, denn sie sah in Nataliens außerordentlicher Heiterkeit, nur Freude und Dankbarkeit für die ihr wieder geschenkte Gunst und Gnade. So glaubt ein Kind, der neugefangene Vogel hüpfe vor Lust, während nur Angst ihn treibt, in seinem Käfig herum zu flattern; denn die arme Natalie war, unerachtet des lebhaften Antheils den sie am Gespräche nahm, dennoch nichts weniger als fröhlichen Herzens. Sie fürchtete innerlich, sie ahnete, sie wußte selbst nicht was; und dieses beängstigende Gefühl artete zuletzt in eine Art von Ueberspannung aus, die ihr Anfangs dieses Ansehen ungewohnter Freudigkeit gab. Doch allmählich bemächtigte sich ihrer auch wieder eine unaussprechliche Traurigkeit, indem eine Stunde nach der andern verging, ohne daß sie, wie sie gehofft hatte, von ihrem Albert etwas vernahm. Ihr fröhliches Geschwätz verstummte, und nur mechanisch, ohne recht zu wissen was sie that, folgte sie nach aufgehobener Tafel der Fürstin in das Kabinet, wohin diese ihre Damen berief, um mit ihnen an einer großen Tapetenarbeit zu sticken, was sie oft zu thun pflegte, wenn ihr Gemahl, wie eben heute, abwesend war.

Hinter dem großen Nährahmen eingeklemmt, saß nun die arme Natalie ganz geduldig, und stickte in ihrer Herzensangst grüne Rosen mit rothen Stielen. Nie war sie so ganz niedergedrückt, so wenig sie selbst gewesen, als in diesem Augenblicke. Die erzwungene Unthätigkeit, in der sie mehrere Tage, schwebend zwischen dem Gefühle bitterer Kränkung und Hoffnungen ohne eigentliches Ziel, einsam zubringen mußte, hatte wirklich die Flügel ihres Geistes gelähmt, und sie gewissermaßen auch körperlich krank gemacht. Denn nichts ist in jeder Hinsicht ermüdender für ein lebhaftes Gemüth, als ein solcher unentschiedener Zustand, dem man ein wirkliches Unglück tausendmal vorziehen möchte. Natalie fühlte sich so niedergeschlagen, daß sie Mühe hatte die Thränen zurückzuhalten, doch zum Glück gab niemand auf sie Acht; denn Madam Bornau las den arbeitenden Damen ein neues Produkt der Französischen schönen Literatur vor, dem alle, ausser Natalien, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten.

„Durchlaucht Prinz Albert," rief plötzlich ein Bedienter aus dem Vorzimmer und riß zugleich beide Flügelthüren weit auf. An einen Stock ge-

lehnt, ein Tuch um das linke Bein gebunden, hinkte der eben Gemeldete herein, ehe noch die Fürstin Zeit gewann, sich darauf zu besinnen, ob sie den unerwarteten Besuch hier oder in einem anderen Zimmer annehmen wolle. Alle Damen sprangen auf, Madam Bornau ließ vor Schrecken Buch und Brille fallen, und auf der Stirne der Fürstin stiegen düstere Wolken auf. Natalie aber, bald zur Marmorbüste erbleichend, bald im dunkelsten Purpur erglühend, hielt mit zitternder Hand sich an dem vor ihr stehenden Rahmen fest, ohne es zu wagen, die Augen zu dem Eintretenden zu erheben.

Alberts erster flüchtiger Blick hatte hingegen sogleich Natalien gesucht und gefunden, doch wandte er schnell der Fürstin sich wieder zu. „Verzeihung diesem Ueberfall, gnädigste Tante," rief der Prinz mit heiterem Ton und komisch bittender Geberde, „aber wo soll denn ein armer verwundeter Ritter Heilung suchen, als bei der Huld edler Damen. Auch befürchtete ich, das Gerücht möchte den kleinen Unfall, den ich erlitten, auf beunruhigende Weise Ihnen zutragen, denn ich kenne Ihre Güte für mich, darum wollte ich lieber

mich Ihnen gleich zeigen, besonders da ich mich ganz in der Nähe Ihres Thiergartens befand, als mein wildgewordenes Pferd so unsanft mich abwarf."

„In der Nähe des Thiergartens?" fragte die Fürstin etwas streng und ernst, „wie war das möglich, mein Prinz? der Forst, in welchem heute gejagt wird, liegt starke drei Meilen von hier."

„Wie es zuging, kann ich selbst nicht erklären, aber daß es so ist, gibt der Augenschein," erwiederte der Prinz mit leichtem Achselzucken. „Es mögen wohl unsichtbare Mächte, irgend eine Undine oder Dryas, mit dabei im Spiele gewesen seyn, oder war es der Magnet in meiner Brust, der mich schon früher in Ihre Nähe zog, gnädige Tante?" setzte er mit zweideutiger Verbindlichkeit hinzu. „Soviel weiß ich, daß ich von der Jagd wenig gesehen habe, auf unbegreifliche Weise kam ich gleich Anfangs von ihr ab, und irrte lange umher durch Busch und Dorn. Nur mein treuer Louis war mit mir, doch dieser ist der hiesigen Gegend eben so unkundig als ich selbst es bin. Mein von Natur sehr wildes Pferd scheute sich vor einem dicht vor uns aufflatternden Vogel, es überraschte mich in einem unbewachten

Moment. Alle meine Reiterkünste halfen mir nichts, es ging mit mir durch, bäumte sich und schlug zuletzt mit mir über; es war mein Glück, daß es mir wenigstens gelang, mich von den Steigbügeln los machen zu können; Pollux lief davon, und ich blieb mit einem verrenkten Fuß im Grase liegen. Louis fing das Pferd glücklich wieder auf; einige Leute, die nicht weit davon auf einer Wiese arbeiteten, kamen mir zu Hülfe, sie trugen mich in einen Pavillon nahe am Eingange des Thiergartens, dessen Thüre recht einladend offen stand, und nun bin ich hier — lahm und treu, trotz irgend einem Ritter der Tafelrunde," setzte er lächelnd, mit einem heimlichen Blick nach Natalien, hinzu.

„Der Leibarzt ist unglücklicher Weise über Land zu einem gefährlich Kranken." sprach die Fürstin, „doch unser Hofchirurg, ein sehr geschickter Mann, muß sogleich gerufen werden, denn Sie, mein Prinz, bedürfen augenblicklicher Hülfe. Sie werden erlauben, daß man Sie indessen auf Ihr Zimmer bringe" — — — „Gott bewahre," rief der Prinz, indem er sich ganz gemächlich in seinen Armstuhl zurecht setzte, wäh-

rend Madam Bornau ihm ein Kissen unter den verbundenen Fuß schob, — „ich befinde mich hier ganz vortrefflich und werde weder wanken noch weichen. Mein Fuß ist schon durch meinen Kammerdiener wieder eingerichtet worden, ich fühle fast gar keine Schmerzen mehr. Louis ist ein sehr braver Wundarzt, und ich würde die treue Seele höchlich kränken, wenn ich noch einen zweiten zu Rathe ziehen wollte. Ich brauche nichts, gnädige Tante, gar nichts als ein Paar Tage Ruhe, ehe ich meine Reise wieder antrete, und die, hoffe ich, werden Sie in Ihrem Schlosse mir gönnen."

Die Fürstin biß sich vor innerem Aerger die Lippen fast wund, aber es war entschieden, ohne unhöflich zu werden, konnte sie den Prinzen nicht entfernen. Die Damen hatten indessen ihre Plätze am Rahmen wieder eingenommen, und Albert conversirte mit ihnen ganz unbefangen. Seine Blicke streiften dabei unaufhörlich an Natalien hin, doch diese war nicht im Stande, unter den sie unablässig bewachenden Augen der Fürstin, an dem Gespräch Antheil zu nehmen.

„Die Luft muß hier eine außerordentliche Heilkraft besitzen und ich kann mich deshalb doppelt

glücklich preisen, daß jener Unfall mich gerade hier in der Nähe betraf," fing Albert endlich an, indem er sich geradezu an Natalien wendete, „denn noch gestern war meine schöne Landsmännin so krank, daß mir der Zutritt zu ihr verweigert werden mußte, und heut sehe ich sie blühender als je. Aber war es wohl Recht, Gräfin Natalie, einen Jugendbekannten so abweisen zu lassen? gegen einen solchen, dünkt mir, hätten Sie sich wohl weniger grausam beweisen können."

„Die Gräfin war gestern sehr unwohl und ist es noch," fiel die Fürstin ein, ehe Natalie antworten konnte; „ich bereue es sogar in diesem Augenblick, daß ich sie veranlaßt habe ihr Zimmer zu verlassen, denn Sie sehen selbst am schnellen Wechsel ihrer Farbe, wie die Arbeit sie angreift, die sie doch sonst liebt. Sie zittern, Gräfin, gewiß, Sie sind sehr krank; gehen Sie lieber gleich auf Ihr Zimmer, wir wollen ohnehin jetzt Feierabend machen, und den Fürsten am Theetisch erwarten; doch Sie, Gräfin Natalie, dispensire ich für heut davon, Sie bedürfen augenscheinlich der ungestörtesten Ruhe."

Alle Damen standen jetzt auf und beschäftigten

sich damit, die auf dem Rahmen liegenden Knäuel wegzuräumen; einer davon entglitt Nataliens Händen, er rollte weit ins Zimmer hinein, und Albert sprang hinterdrein, ihn aufzuheben.

„Ihro Durchlaucht vergessen den kranken Fuß," rief die Oberhofmeisterin.

„Was vergäße man nicht hier, wo so vieles mich umgibt, das ich nie vergessen werde," erwiederte der Prinz, der schon anfing, die Fassung zu verlieren, doch schien er sich bald wieder zu besinnen, er kehrte in seinen Lehnstuhl zurück, spielte eine Weile mit dem Knäuel, dessen Faden er bald auf- bald abwickelte, und legte ihn endlich mit bedeutendem Blick dicht vor Natalien hin, die noch immer mit Aufräumen nicht fertig war.

„Der Knäuel gehört hierher in den Kasten, Gräfin, und nicht in Ihren Arbeitsbeutel," sprach die Fürstin, die noch immer kein Auge von Natalien verwandte. „Sehen Sie, hier fehlt Nummer Drei."

Auch Alberts brennende Blicke hingen an Natalien, die glühend über und über in fast unverständlichen Worten um Vergebung ihrer Zerstreuung bat, und nach ziemlich langem Suchen

in ihrem Arbeitsbeutel den Knäuel wieder hervorzog und an seinen Ort legte.

„Das Unwohlseyn der Gräfin wird in der That beunruhigend,“ sprach die Fürstin, die ihren Unmuth kaum noch bemeistern konnte; „ma chere Bornau, begleiten Sie sie auf ihr Zimmer, und haben Sie die Gefälligkeit, die Nacht über bei ihr zu bleiben; geben Sie ja recht sorgfältig auf sie Acht, ihr Zustand bedarf der genauesten Aufmerksamkeit — und Pflege,“ eßte sie zögernd hinzu.

„Nein, Gräfin Natalie, Sie dürfen nicht gehen,“ rief Albert, indem er, immer mehr sich vergessend, aufsprang und Nataliens zitternde Hand ergriff. „Liebe, gütige, gnädige Tante, setzte er bittend hinzu, Sie können unmöglich den Anblick meiner holden Landsmännin mir so grausam gleich wieder entziehen wollen, da ich auf so lange Zeit mich von ihr — von meinem Vaterlande zu trennen im Begriff stehe. Der Gräfin Krankheit ist nicht so bedeutend — —

„Mein Prinz,“ erwiederte, sich hochaufrichtend, mit kaltem, schneidenden Ton die Fürstin: „ich weiß nicht, ob es am Hofe Ihres Groß-

onkels Gebrauch ist, daß junge Prinzen über das Wohl- oder Unwohlseyn der Hofdamen entscheiden, bei mir ist dieses nicht der Fall. Erlauben Sie mir dagegen zu bemerken, daß Sie eben den rechten Fuß statt des linken auf das Kissen stützen, und ich doch keinen Anstand nehme, an die Beschädigung dieses zu glauben. Dergleichen Irrthümer sind zuweilen ganz natürlich," setzte sie mit bitterm Lächeln hinzu.

Albert vermochte kaum mehr sich in den Gränzen des Anstandes zu halten, und war schon im Begriff, der Fürstin eine sehr bittere Antwort zu geben, doch Natalie nahm jetzt das Wort: „Lassen Sie ab, gnädigster Herr, ich flehe darum, lassen Sie davon ab, mein längeres Verweilen erzwingen zu wollen," sprach Sie: „Sie wissen nicht, Sie können nicht wissen — o ich bin wahrlich krank im tiefsten Herzen!" rief sie zuletzt mit schmerzlichem Ton, und schwankte, plötzlich in Thränen ausbrechend, am Arme der dienstfertig herbei eilenden Madam Bornau zum Zimmer hinaus.

Die Ankunft des Fürsten endete glücklicherweise gerade in diesem Augenblick eine Scene, die eine so höchst unangenehme Wendung zu nehmen

drohte. Nachdem die ganze Jagdgesellschaft den Prinzen lange vermißt und vergeblich aufgesucht hatte, war die Nachricht von dem Unfall, der ihn betroffen, zu ihr gelangt, und der Fürst, über dessen Befinden beunruhigt, deshalb früher nach Hause geeilt. Repräsentation und Convenienz, diese beiden Hausgötter der Großen, traten bei seinem Erscheinen sogleich wieder in ihre alten Rechte ein, aus denen verdrängt zu werden sie eben in Gefahr gewesen waren. Ein Stündchen schlich noch in leidlicher Langweiligkeit vorüber, dann trennte man sich früh, der alte Fürst bedurfte wirklich der Ruhe, und Albert gab vor ihrer zu bedürfen. Unter dem Schleier der Nacht kehrte, wenigstens alles Aeußerliche, zur gewohnten Ordnung zurück, wenn gleich innerlich die aufgeregten Gemüther sich nicht gleich wieder zu fassen vermochten.

Natalie, ganz mit sich selbst zerfallen, saß indessen wieder in ihrem stillen Zimmer, und suchte vergeblich den mit großer Aengstlichkeit sie bewachenden Argus-Augen der Madame Bornau,

nur auf ein Paar Minuten zu entgehen. Sie fühlte deutlich, wie sehr sie bei der Zusammenkunft mit dem Prinzen, alle ihre sonst eigne Gegenwart des Geistes verläugnet habe; sie war außer sich vor Unmuth über sich selbst, daß sie dies kurze Wiedersehn des Geliebten nicht verständiger zu benutzen gewußt. Sie hätte vor Scham über ihre unverzeihliche Schwäche in die Erde sinken mögen, wenn ihr einfiel, wie sie, gleich einem ausgescholtenen Kinde, das Kabinet der Fürstin weinend verlassen; und doch ließ ihre Phantasie nicht ab, ihr gerade diesen Augenblick in den allergrellsten Farben vorzumalen. Reue, Mißmuth, banges Erwarten, wie das alles enden werde, trieben sie zur rastlosesten Ungeduld; und doch mußte sie im Aeußerlichen sich zu mäßigen suchen, während die unerträgliche Madam Bornau jedem ihrer Tritte folgte, und nicht abließ, sie bald mit veralteten weißen Maximen, bald durch Anpreisung beruhigender Tisanen zu quälen.

Natalie wußte endlich keinen bessern Rath, als den, sich in ihr Bette zu flüchten, indem sie hoffte, ihre Wächterin werde nun auch die Ruhe suchen; doch dazu vermochten weder Bitten noch

Vorstellungen diese zu bewegen. Madam Bornau hatte die ohnehin nichts weniger als undeutlichen Winke ihrer Herrin nur zu wohl verstanden, und um aller Reichthümer der Welt willen hätte sie diese Gelegenheit nicht verabsäumen mögen, sowohl ihren Diensteifer, als ihre Intelligenz, auf das glänzendste an den Tag zu legen. Unter dem Vorwande, daß der Gräfin Befinden dieses durchaus erforderlich mache, setzte sie sich unfern von deren Bette mit ihrem Strickzeuge hin, um die Nacht über bei ihr zu wachen, und Natalie war noch überglücklich, endlich hinter den zugezogenen Gardinen ihres Bettes, im mattesten Dämmerlicht den kleinen engbeschriebenen Zettel lesen zu können, den Albert mit Hülfe des Knäuels ihr vorhin zugespielt hatte, und den sie, ehe sie diesen zurückgab, in ihrem Arbeitsbeutel aus demselben zog.

„Ich schreibe Dir im Walde, auf den Fall, daß die List, die ich mir ersonnen mißlingen, und es mir nicht glücken sollte Dich ohne Zeugen zu sprechen,“ schrieb Albert. „Ich bin in tiefster Seele über die Art, mit der man Dich behandelt empört. Du darfst dieses nicht länger ertragen, zerbrich diese heillosen Fesseln, kehre in die Hei-

math zurück. Meine Entfernung hebt Deine Verbannung auf. Dort, wo wir in früher Jugend glücklich waren, findest Du wenigstens den treuen Freund, der es Dir nie an Nachricht von mir fehlen lassen wird; dort harre in Liebe, Glauben und Treue, wie auch ich in der Ferne es thun werde, bis endlich die Sonne unsrer Liebe wieder aufgeht, um bis an das Ende unsrer Tage uns zu leuchten."

Diese wenigen Zeilen waren genug, um Natalien Ruhe und Sicherheit wieder zu geben; denn sie verbannten den Geist unthätiger Erwartung, der mit bleierner Schwere bis dahin auf ihr gelastet hatte, während sie fremder Willkühr sich ohne Widerstand hingeben mußte. Es war ihr sogar unbegreiflich, wie es ihr nicht früher eingefallen war von diesem Hofe zu scheiden, wo man ihr nie eine Spur jenes Vertrauens gezeigt hatte, das edlere Gemüther fester bindet, als die strengsten Maßregeln es können. Sie freute sich, wieder thätig ins Leben zu treten, und bedachte auf das genaueste jeden Schritt, den sie sich vornahm zu thun. Der Gedanke an die nahe Trennung von ihrem Albert drückte sie nicht nieder.

Seit mehreren Jahren hatten die Liebenden sich nur in kurzen Augenblicken, gleichsam wie auf den Raub, sehen und sprechen können; sie waren es gewohnt, sich nur geistig einander nahe zu seyn, und ihre Liebe war zu edler Art, um dieser Prüfung endlich zu erliegen.

Lautes Geräusch, Peitschengeklatsche, Pferdegetrappel unten im Schloßhof, riß Natalien aus dem leichten Schlummer, dem sie, als der Tag zu grauen begann, sich hingegeben hatte. Ohne an die Einwendungen der noch wachenden Madam Bornau sich zu kehren, warf sie sich in ihr Morgenkleid und trat, eingehüllt in ihren großen Shawl, an das Fenster. Mit Erstaunen sah sie unten alles zu Alberts Abreise bereitet, und ihn selbst, wie er auf den Stufen des Portals stand und unverwandten Blicks zu ihr hinauf sah. Hastig riß sie beide Fensterflügel auf, um seinen Gruß zu erwiedern, er schwenkte sein Tuch, indem er in den bereit stehenden Wagen sich warf; lange sah sie es noch wehen, sie erwiederte diesen Abschiedsgruß, bis der abwärts führende Weg sogar den Staub seiner Räder ihren Augen entzog, und blieb dann, versunken in schmerzlich süßer Weh-

muth, noch lange in der nämlichen Stellung stehen. Ein immer merklicher werdendes Zupfen an ihrem Shawl bewog sie endlich sich umzusehen, und obgleich Thränen in ihren Augen glänzten, mußte sie über den Anblick der alten Bornau laut auflachen, die höchst erzürnt aussah, und dabei doch, aus angeborner Devotion gegen fürstliche Personen, den abreisenden Prinzen noch immer mit tiefen Knixen verfolgte, und mit ihrem Tuch auch ein klein wenig dazu wedelte, obgleich sie ihn selbst längst nicht mehr erblicken konnte.

„Sie sehen, Madam Bornau, Sie können Ihr Wächteramt jetzt getrost niederlegen, denn Prinz Albert ist fort und kehrt für diesmal nicht wieder zurück,“ sprach Natalie. „Gehen Sie zu Bette, gute Frau, und versuchen es nicht weiter, Ihr längeres Bleiben mit der Sorge für meine Gesundheit zu entschuldigen, denn ich bin endlich müde, die alberne Rolle der malade imaginaire zu spielen, und habe nur die Abreise des Prinzen erwartet, um dieses laut auszusprechen. Wenn Sie ausgeschlafen haben, werden Sie der Fürstin um so besser von der gehabten Nachtwache Rapport

abstatten können; darum gehen Sie jetzt, ich bitte ernstlich darum."

Madam Bornau wollte viele Einwendungen machen, doch Natalie hörte nicht auf sie, und so sah jene sich endlich genöthigt, sich zu entfernen, und der Gräfin Zeit zu lassen, sich für den wichtigen Schritt zu sammeln, den sie jetzt zu thun fest entschlossen war. Die Gelegenheit, ihren Vorsatz auszuführen, kam eher, als sie es erwartete, denn zu eben so früher Stunde, als gestern, trat abermal die Oberhofmeisterin zu ihr ein, aber mit einem Gesicht, das wie das Titelblatt einer Strafpredigt aussah, und dem ihre folgende Rede sich auch auf das vollkommenste aneignete.

Zuerst fing sie damit an, Natalien im Namen der Fürstin mit den bittersten Vorwürfen über die Dreistigkeit zu überhäufen, mit der diese sich erkühnt haben sollte, dem Prinzen Albert, unter den Augen Ihrer Durchlaucht selbst, ein eben so lächerliches als beleidigendes Rendezvous zu geben; sie setzte hinzu, man hoffe, Natalie würde jetzt das Unanständige ihrer mit den Prinzen abgeredeten List einsehen und auf alle Weise bereit seyn,

ihr Vergehen zu bereuen; ferner erklärte sie ihr gerade heraus, daß nur ein Weg offen stehe, der Fürstin Vergebung zu erhalten und mit der Zeit vielleicht alles Geschehene wieder gut zu machen, indem sie feierlich und ernstlich gelobe, jede Verbindung mit dem Prinzen Albert für die Zukunft aufzugeben. Zuletzt schilderte sie sehr lebhaft den Scandal, den die Gräfin schon jetzt dem ganzen Hofe gegeben, und ermahnte sie endlich, der großen Gnade zu gedenken, mit welcher die Fürstin von jeher sie überhäuft habe.

Natalie hörte die mitunter sehr heftige Rede mit großer Fassung an, bis die Oberhofmeisterin sich ganz ausgesprochen hatte. Dann erst nahm sie das Wort.

„Nie werde ich die Gnade vergessen, mit welcher meine Fürstin mich beehrt hat, aber auch nie aufhören, zu beklagen, daß sie sich dabei nicht auch herabließ, meinen eigentlichen Charakter kennen lernen zu wollen. Niemand, der mir je Vertrauen bewies, wird darüber klagen können, daß ich unedel genug war, mich dessen unwürdig zu zeigen. Selbst hier, wo ich keines fand, habe ich mir dennoch nicht den kleinsten Schritt erlaubt,

über den ich jetzt erröthen müßte. Dem schlecht erfundenen Mährchen, daß des Prinzen plötzliche Wiederkunft zwischen ihm und mir verabredet gewesen sey, kann meine edle Fürstin unmöglich Glauben schenken; mein sichtbares Erschrecken, als er gestern hereintrat, sogar mein kindisches Betragen während seiner Anwesenheit, dessen ich jetzt mich schäme, sprechen mich laut von diesem Verdacht frei."

Die Oberhofmeisterin wollte hierauf einiges antworten, doch Natalie bat, sie vorher ganz ausreden zu lassen. „Ich sehe ein," sprach sie jetzt mit vieler Würde, „ich sehe ein, daß ich, wie die Sachen jetzt stehen, an diesem Hofe nicht länger mit Ehren verweilen darf. Ob man ein Recht hatte, sich das alles gegen mich zu erlauben, was man sich erlaubt hat, kommt zu entscheiden mir nicht zu; daß ich aber dadurch das Mährchen des Hofes und der Stadt geworden bin, ist entschieden; auf allen Gesichtern werde ich von nun an nur Spott oder erniedrigendes Mitleid lesen, selbst die Gnade meiner Fürstin kann mich dafür nicht mehr schützen, und so bitte ich Ihro Excellenz, ihr mein unterthäniges Ersu-

chen um schleunige Entlassung von meiner Hofdamenstelle zu Füßen zu legen."

„Gräfin! Gräfin Natalie!" rief die Oberhofmeisterin im höchsten Erstaunen.

„Ich habe schon diesen Morgen an den Minister in B., meinen Oheim, geschrieben," fuhr Natalie fort, „doch brauche ich seine Antwort nicht hier abzuwarten. Von meiner frühesten Kindheit an war ich verwaiset und wurde in seinem Hause erzogen. Er entließ mich ungern aus demselben, und ich habe die tröstende Gewißheit, daß er sehr bereitwillig mich wieder aufnehmen wird. Prinz Albert sieht in langer Zeit die Heimath nicht wieder, und so tritt meinem künftigen Aufenthalte in B. von dieser Seite nichts in den Weg."

Die Oberhofmeisterin saß da, wie aus den Wolken gefallen; doch sobald sie nur wieder Athem und Stimme gewann, äußerte sie auch ohne Rückhalt ihren Zorn über Nataliens Undankbarkeit, wie sie es nannte. Indessen war sie doch im Grunde eine gutmüthige mütterliche Frau, obgleich vierzig in Hofverhältnissen zugebrachte Jahre ihre Ansichten des wirklichen Lebens sehr beengt

hatten. Nataliens Jugend und Unerfahrenheit erweckten ihr Mitleid; je länger sie redete, jemehr erweichte sie sich selbst, bis ihr Zorn gänzlich in Theilnahme überging. „Liebe Comtesse," sprach sie zuletzt mit nassen Augen, „bedenken Sie wohl, was Sie thun, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich will nichts von allem, was Sie vorhin sagten, gehört haben, ich will Ihnen Zeit lassen, alles nochmals reiflich zu überlegen, ehe Sie einen so ganz unerhörten Entschluß fassen, nur stürzen Sie sich nicht selbst in's Verderben." Diese unerwartete Aeußerung von Seiten einer Frau, der sie ein so warmes Gefühl nie zugetraut hätte, verfehlte zwar nicht auf Natalien Eindruck zu machen, aber sie blieb dennoch fest bei der einmal ausgesprochenen Erklärung, und die natürliche Folge davon war, daß die alte Dame, deren Rath sie verwarf, sich nun von ihr persönlich beleidigt glaubte. Beide schieden zuletzt in ziemlicher Verstimmung von einander, die Oberhofmeisterin, um ihren Auftrag bei der Fürstin auszurichten, und Natalie, um den an ihren Oheim angefangenen Brief zu vollenden.

Natalie hatte indessen bei der Fürstin einen

weit härtern Stand, als sie es selbst erwartet haben mochte, denn die erzürnte Oberhofmeisterin entledigte sich ihres Auftrags keineswegs auf eine schonende Weise. Auch Madam Vornau that ihrerseits das Möglichste, um die Fürstin noch mehr gegen die junge Gräfin aufzubringen, als diese es ohnehin schon war; die sonst so gütige nachsichtige Frau glaubte sich auf das empfindlichste in ihrer Würde beleidigt, und hätte sich wahrscheinlich in der ersten Aufwallung ihres Zornes zu sehr harten Aeußerungen desselben hinreißen lassen, wenn nicht zum Glück für Natalien der Fürst selbst in diesem Augenblicke gegenwärtig gewesen wäre. Dieser that, was er allein nur konnte, er überzeugte seine Gemahlin mit der ihm eignen Lebensweisheit, daß sie mit der Aufsicht über Natalien einer großen Last sich entledigt, die sie, als ein ihrer unwürdiges Geschäft, eigentlich nie hätte übernehmen sollen, und bewog sie dadurch, ohne weiteres in deren Entfernung einzuwilligen.

Nataliens Entlassung ward noch in derselben Stunde schriftlich ausgefertigt und ihr zugestellt, nebst der Erlaubniß, ihre Reise sobald als mög-

lich anzutreten. So weit ging alles nach der Gräfin Wünschen, doch um auch die Last der fürstlichen Ungnade, die sie sich zugezogen, ihr wenigstens einigermaßen fühlbar zu machen, wurde die Abschieds-Audienz, um die sie anhielt, ihr abgeschlagen, und alle Uebrige am Hofe folgten dem Beispiele des fürstlichen Paares. Weder die Oberhofmeisterin, noch eine der Damen, von denen Natalie Abschied nehmen wollte, ließen sich zu Hause finden, und alle Herren, selbst die, welche noch vor kurzem ihrer Liebenswürdigkeit am eifrigsten gehuldigt hatten, begnügten sich damit, Karten bei ihr abzugeben. Ueberall verbreitete sich das Gerücht, die Gräfin Natalie habe wegen der letzten Ereignisse ihren Abschied erhalten, ohne daß eine einzige Stimme dem widersprochen hätte, und so sah sie sich denn am letzten Tage ihres Aufenthaltes an einem Orte, wo ihr noch vor sehr kurzer Zeit Alles mit Liebe und Bewunderung entgegenkam, von Allen geflohen und vermieden.

Natalie ertrug diese ihr ganz neue Lage mit großer Fassung, aber sie fühlte sich dennoch von der allgemeinen Lieblosigkeit schmerzlich berührt,

und würde dieses noch viel tiefer empfunden haben, wenn ihr die Geschäftigkeit Zeit dazu gelassen hätte, mit der sie die Vorkehrung zu ihrer auf morgen festgesetzten Reise betrieb. Doch als sie am Abend mit Allem fertig war und sich nun so ganz verlassen sah, da überfiel sie doch ein heimliches Grauen vor den nächsten Stunden, die sie noch an diesem Scheidewege ihres Lebens einsam und unbeschäftigt zuzubringen hatte. Sie blickte um sich her, sogar die vier Wände ihres Zimmers hatten durch die Reihe von Jahren, die sie in ihnen verlebte, ein Interesse für sie gewonnen. Manche hier genossene frohe Stunde leuchtete aus dem dunkeln Reiche der Vergangenheit ihr wieder auf; eine stille Wehmuth, die viel Süßes, aber auch manches Bittere mit sich führte, bemächtigte sich ihrer, und sie war im Begriff, immer tiefer und tiefer in diese zu versinken, als ihre Thüre sich öffnete und der Leibarzt zu ihr hereintrat.

Freudig eilte Natalie ihm entgegen; sie hatte schon angefangen, auch ihn aufzugeben, und nun war er der Einzige, der mit der Gunst des Hofes, dem wandelbarsten auf Erden, nicht von ihr

gewichen war. Ein langes, sehr ernstes Gespräch entstand zwischen Beiden; der Leibarzt war weit davon entfernt, es zu tadeln, daß Natalie den Hof verlassen wolle, aber er wiederholte ihr alle seine früheren Warnungen nochmals und suchte sie ihr auf das dringendste an das Herz zu legen. Sie hörte mit der Aufmerksamkeit ihn an, die sie ihm schuldig zu seyn sich bewußt war, doch nichts von allem, was er ihr sagen mochte, konnte Eindruck auf ein Gemüth machen, in welchem Liebe und Hoffnung mehr als jemals die Oberhand gewonnen hatten. So kam die Scheidestunde herbei, die Beiden das Herz einengte. Ehe der Arzt Natalien verließ, überreichte er ihr noch im Namen des Fürsten eine sehr schöne Uhr, die ihr dieser, nebst seinen besten Wünschen für ihr wahres Wohl, zum Andenken der Stunden sandte, welche sie an seinem Hofe froh verlebte, und sie dabei bitten ließ, der unangenehmen Tage hinfort wenigstens ohne Bitterkeit zu gedenken. Natalie ward durch dieses Anerkennen, von einer Seite, wo sie es am wenigsten erwartet hätte, bis zu Thränen gerührt. Sie hatte das Bewußtseyn, nie Liebling des edlen fürstlichen Greises gewesen zu

seyn, der gewohnt war, bei ihrem Geschlechte einfache Anspruchslosigkeit und stille häusliche Tugend über alle glänzendere Eigenschaften desselben zu setzen. Er hatte Natalien oft für überspannt, überbildet, mitunter auch für anmaßend gehalten; sie wußte dies wohl und hatte sich oft darüber betrübt. Um so tröstlicher war es ihr, daß gerade er ihr ein Zeichen seines Wohlwollens sandte und sie nicht blos auf den Anschein verdammte, wie alle Andern es thaten, und das bittere Gefühl, mit dem sie bei Tagesanbruch die Reise antrat, ward dadurch nicht wenig gemildert.

Obgleich nur von ihrem Kammermädchen und einem Bedienten begleitet, legte Natalie doch den gar nicht unbedeutenden Weg in die Heimath glücklich zurück, ohne dem kleinsten Abentheuer zu begegnen. Ihr Brief an ihren Oheim, dem Grafen Rothenfels, war früh genug angelangt, um den alten Herrn auf ihre Ankunft vorzubereiten, und sie fand daher bei ihm einen zwar etwas förmlichen, aber doch nicht unfreundlichen Empfang.

Graf Rothenfels war ein in Arbeiten ergrauter Geschäftsmann, dessen an Starrsinn gränzende Gerechtigkeitsliebe eben so allgemein bewundert und geehrt wurde, als man seinen unbeugsamen Stolz scheute. Die lange Reihe von Ahnen, mit denen sein Stammbaum prangte, das Bewußtseyn seiner großen Gewalt im Lande, das er seit vielen Jahren gewohnt war, im Namen des alten, durch körperliche Leiden stumpf gewordnen Fürsten fast unumschränkt zu regieren, mochten diesem Stolz einigermaßen zur Entschuldigung dienen; mehr noch sein nie ermüdender Eifer, wenn es galt, das allgemeine Beste zu fördern, denn der kinderlose Erbprinz fand wenig Freude am Arbeiten zum Wohl eines Landes, welches er bei seinem ebenfalls weit vorgerückten Alter und seiner Kränklichkeit nicht hoffen durfte, lange zu beherrschen.

Bei des Grafen Rothenfels bekannter Denkart hatte es diesem nie einfallen können, eine Verbindung zwischen dem Prinzen Albert und seiner Nichte begünstigen zu wollen, aber die Art, mit welcher die Gemahlin des Erbprinzen die Entdeckung der zwischen Beiden bestehenden Liebe aufgenommen hatte, beleidigte ihn dennoch. Er

selbst nannte diese Liebe eine Kinderei, die gar nicht werth sey, ernstlich beachtet zu werden, und es schien ihm, und zwar nicht ohne Grund, ein unerlaubter Eingriff in seine Rechte, daß man wegen eines solchen Anlasses, fast ohne ihn darum zu befragen, Natalien an einen fremden, weit entfernten Hof schickte. Auch würde er dieses gewiß nicht so gelassen zugegeben haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, durch Widerstand das Ansehen zu gewinnen, als wolle er aus Eitelkeit nach einer ernstlichen Verbindung mit dem fürstlichen Hause trachten. Nataliens eigenmächtige Heimkehr setzte ihn daher zwar von einer Seite ein wenig in Verlegenheit, doch freute er sich innerlich der Veranlassung, sein persönliches Ansehen gegen das einer nicht geliebten Fürstin einmal in die Schranken treten zu lassen. Er wußte wohl, daß die Erbprinzessin es nicht wagen könne, der Nichte des mächtigen Grafen Rothenfels geradezu unartig zu begegnen, und für Unbill versteckterer Art war er entschlossen, sie zu vertheiligen, so lange sie sich so betrüge, um dieses, seinem eignen Urtheil gemäß, zu verdienen.

Gleich in den ersten Tagen forderte der alte

Graf Natalien zu den Visiten auf, welche, nach den Regeln der Hofetikette, ihrem Erscheinen am Hofe vorangehen mußten. Natalie hätte freilich es weit vorgezogen, wenigstens noch einige Zeit in der Stille und nur sich selbst zu leben; auch wagte sie es, diesen Wunsch zu äußern, doch ihr Oheim war durchaus nicht geneigt, ihn ihr zu gewähren. „Man soll nicht sagen,“ sprach er, „daß die Nichte des Grafen Rothenfels sich in einem Winkel verbirgt. Ich weiß es wohl, daß Du hier mächtige Widersacher finden wirst, doch unter meinem Schutze darfst Du ihnen dreist entgegengehen. Sey ohne Furcht, Niemand wird es wagen, Dich anders zu empfangen, als man es mir und meinem Hause schuldig ist. Aber vergiß es auch nie, Natalie, daß ich zwar Dich, doch nicht Deine Thorheit beschützen will. Ich selbst werde Dir der strengste Richter seyn, besonders wenn ich bemerken sollte, daß Du Kindereien noch nicht ganz vergessen hättest, an die bei reifem Alter kein Vernünftiger mehr gedenkt. Merke das wohl und vergiß es unter keiner Bedingung.“

Die nothwendigsten Visiten wurden also für's

Erste abgethan, der Graf selbst begleitete seine Nichte dabei, und war mit dem Empfange derselben zufrieden; sogar die Erbprinzessin hatte sich zwar steif und förmlich, aber doch nicht unhöflich gegen sie betragen, und mehr verlangte der Minister nicht. „Das erste Eis ist gebrochen," rief er triumphirend, indem er mit Natalien nach Hause fuhr, „das Uebrige versparen wir zum nächsten Hoftage, mache Dich nur recht hübsch, damit ich Ehre von Dir habe. An Mitteln dazu werde ich es Dir nicht fehlen lassen."

Der große Tag kam und die Gesellschaft hatte sich seit langer Zeit nicht so zahlreich in den fürstlichen Sälen versammelt. Auch schien sie animirter als je, überall bildeten sich kleine Gruppen zum angelegentlichen Gespräch, während man den Eintritt der höchsten Herrschaften erwartete.

„Wissen Sie es schon, Comtesse? Gräfin Natalie ist wieder da," rief die Baronin Melgrün. „Ach Gott, ja, das unglückliche Kind," seufzte die Präsidentin von Weißenthal mit einem höchst wehmüthigen Gesicht. „Ist es denn wahr? hat man sie wirklich mit Schimpf und Schande vom Hofe zu S. fortgeschickt?" fragte eifrig das

alternde Fräulein Rosenblüth. „Man sagt es,“ erwiederte eine andere Dame; „man sagt sogar, fast schäm' ich mich es nachzusagen, man sagt, der Fürst selbst habe sie in dem eignen Kabinet seiner Gemahlin mit unserm Prinzen Albert in einem zärtlichen tête-à-tête überrascht.“

„Das wäre entsetzlich!“ riefen mehrere Stimmen.

„Alte Liebe rostet nicht,“ sprach unter gewaltigem Gelächter ein alter Herr. „Ob sie wohl hübsch ist?“ fragte ein junger.

„Hübsch? das könnte ich nicht sagen,“ antwortete Fräulein Rosenblüth, „ich habe sie am Fenster stehen gesehen, eine lange dünne Figur ohne Ende, und Augen, groß wie eine Untertasse.“

„Ach, affrös ist sie, gewiß affrös,“ versicherte die alte Frau von Bernstein, „schon als ein kleines Kind sah sie ihrer Großmutter frappant ähnlich, und die war häßlich wie die Nacht.“

„Ich meine, als Kind sah sie doch noch ganz passable aus,“ sprach die Baronin, „aber schnippisch war sie und naseweis von klein auf.“

„Ja wohl, unerträglich," riefen mehrere Damen im Chor.

„Was eine Brennnessel werden will, brennt früh," fuhr die Baronin fort; „aber wie es mit ihrer Entlassung von der Hofdamenstelle eigentlich zugegangen seyn mag, darüber könnte die Frau Präsidentin uns wohl am besten aufklären; Sie haben ja, wie ich höre, Briefe erhalten — —"

„Ach ja! bitte, bitte! erzählen Sie, geben Sie uns Auskunft," fiel wieder der Chor ein, und immer größer und dichter ward der Kreis. „Freilich habe ich einen Brief von meiner Cousine, der Kammerjunkerin, in dem manches Wunderbare enthalten ist, aber es läßt sich nicht gut davon reden, am wenigsten hier," antwortete die Präsidentin mit einem sehr bedenklichen Gesicht.

„Ich habe mir schon so lange vorgenommen, Sie ein Mal zu besuchen, Frau Präsidentin; wenn Sie es erlauben, komme ich morgen früh auf ein Stündchen," erwiederte schnell Fräulein Rosenblüth.

„So viel ist gewiß, daß Prinz Albert dort gewesen ist, und daß Gräfin Natalie, so bald er

Prinzessinnen, Alberts Schwestern, herbei, um mit überlauter Freude ihre geliebte, lange vermißte Jugendgespielin zu begrüßen. Beide waren ein Paar kleine, von der Natur sehr stiefmütterlich bedachte Wesen, einige Jahre jünger als die mit ihnen erzogene Natalie, und Letzterer wegen unverwüstlicher Gutmüthigkeit von jeher sehr lieb. Es gewährte einen ungemein reizenden Anblick, als die hohe Gestalt sich zu den Prinzessinnen herabbeugte und deren wohlgemeinte rauschende Liebkosungen mit Herzlichkeit erwiederte.

Allmählich begannen jetzt die Männer, Natalien sich zu nahen, denn diese pflegen gegen Beschuldigungen, wie die, welche man gegen sie erhoben hatte, weit nachsichtsvoller zu seyn, als die Frauen, besonders wenn die Angeklagte jung und schön ist. Die Damen suchte Natalie selbst auf, keine ihrer frühern Bekannten ward von ihr übersehen, jeder wußte sie etwas Angenehmes zu sagen, und das mit einer so unbefangenen Sicherheit, daß keine Einzige, selbst von denen, die vorhin am strengsten über sie abgeurtheilt hatten, es über das Herz bringen konnte, ihre Freundlichkeit anders als freundlich zu erwiedern. In kurzer Zeit war

Natalie der Mittelpunkt der Unterhaltung, um den Alles sich drängte, nie war sie brillanter, aber auch nie wahrhaft liebenswerther erschienen, als dieses Mal. Das Bewußtseyn des Sieges über ihre Widersacher, den sie mit so leichter Mühe errungen hatte, erhöhte ihre natürliche Lebhaftigkeit, und gab ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Selbst die Häßliche wird angenehm, wenn sie in seltnen Lichtpunkten des Lebens gewahr wird, sie gefalle; daher ist es natürlich, daß dieses erhebende Gefühl in einem weit höhern Grade die Schöne noch schöner macht, als sie es ohnedem schon ist.

Nur einer der anwesenden Männer blieb außerhalb dem Zauberkreise Nataliens, und doch hingen auch seine Blicke mit sichtbarem Wohlgefallen an dieser anmuthigen Erscheinung. Seine sehr braune Gesichtsfarbe, seine edlen, vollkommen regelmäßigen Züge, das dunkle flammende Auge, das reiche kohlenschwarze Lockenhaar, die auffallend hohe, schöne Gestalt, alles dieses bezeichnete ihn als den Bewohner südlicher Zonen, und sein ungezwungener Anstand, seine einfache, aber dennoch reiche Kleidung den vornehmen Mann. Auch

hatten alle Mitglieder der fürstlichen Familie ihm ausgezeichnet zuvorkommend begegnet, und sich lange mit ihm unterhalten. Sein Alter war wegen der dunkeln Farbe des Gesichts schwer zu bestimmen, er schien den Vierzigen näher als den Dreißigen zu seyn, und mochte eigentlich zwischen beiden in der Mitte stehen.

„Das ist ja hier eine Hitze zum Ersticken,“ flüsterte Prinzessin Ludmille, indem sie an Nataliens Arm sich hing, „gehen wir lieber in das Kabinet, dort will ich die schönen Sachen Ihnen zeigen, welche der Ostindier dem Großonkel geschenkt hat.“ Natalie nahm den Vorschlag an, denn auch sie ward des Gedränges überdrüßig; Niemand folgte den Beiden, weil man glaubte, die Prinzessin wünsche mit ihrer Freundin allein zu seyn, und so traten sie ohne alle Begleitung in ein an den Saal anstoßendes Kabinet, aus welchem schon von ferne köstlicher Blumenduft ihnen entgegenströmte.

Natalie glaubte sich hier in ein Feenland versetzt. An den Wänden sich hinschlängelnd, vom hohen Stengel herabwinkend, in reizender Demuth sich kaum über den Boden erhebend, glänzten

und dufteten in unbeschreiblicher Farbenpracht rings umher Blumen, wie sie deren zuvor nie gesehen hatte; dazwischen erblickte sie, an Farbe und Form mit diesen wetteifernd, die seltensten Erzeugnisse des Meeres, Korallenzweige, Konchylien aller Art, die wohl verdienten, die Blüthen des unermeßlichen Oceans zu heißen. Und um den Zauber zu vollenden, flatterten und hüpften hinter Netzen, aus feinem, fast unsichtbaren Golddrahte geflochten, eine Menge der seltensten Vögel zwischen dem allen herum, schön, bunt, zierlich, gleich Blumen der Luft. Doch ihre Führerin ließ Natalien nicht Zeit, sich durch Betrachten des Einzelnen mit dem Ganzen zu befreunden, dessen nie gesehene Pracht ihr Auge blendete; mit der ihrem hohen Stande eignen Ungeduld zog Prinzessin Ludmille sie von Einem zum Andern, wollte alles ihr nennen und verwechselte dabei die obendrein falsch ausgesprochenen Namen auf das seltsamste. „Ich weiß aber auch nicht, warum gerade diese schönen Blumen so wunderlich heißen müßen!“ rief sie endlich verdrießlich über sich selbst, „wenn doch Jemand käme, der Ihnen das Alles besser erklären könnte als ich!“

„Wollen Ihro Durchlaucht mir vielleicht erlauben, die Erzeugnisse meines Vaterlandes dieser Dame vorzustellen?“ sprach hinter ihnen, mit etwas fremdartigem Accent, eine tiefe, sehr sonore Stimme. Es war der dunkle Fremde, der sich eben damit beschäftigte, einen prächtig gefiederten Arra in dessen Wohnung zurückzubringen.

„Es ist der Herr aus Ostindien, der meinem Großonkel alle diese Seltenheiten viele tausend Meilen weit mitbrachte,“ sprach die Prinzessin, „er heißt Herr Belcour. Nun den Namen habe ich doch wenigstens behalten!“ setzte sie freundlich und nicht ohne Anmuth hinzu.

Jetzt entspann sich eine Unterhaltung, bei welcher Natalie überreich für das Ermüdende dieses Abends entschädiget ward. Ludmille gab zwar eine aufmerksame, aber doch nur stumme Zuhörerin dabei ab und auch Natalie sprach Anfangs nur wenig, während Belcour von den Wundern jenes überreichen Himmelstrichs erzählte, in welchem er selbst geboren war. Er nannte nicht nur die verschiedenen Gegenstände, die Natalie vor sich sah, er machte auch diese im Einzelnen auf die Eigenheiten mancher derselben aufmerksam;

er sprach von der wunderbaren Art, mit der die bei uns so träge Vegetation sich in wärmeren Zonen entwickelt, und von dem kleinen Haushalt mancher der Vögel, die sie vor sich sah. Ein eigner, fast orientalischer Geist der Poesie waltete bei allem, was er sagte, vor, jedes seiner Worte zeigte von vielseitiger Bildung und scharfem Beobachtungsgeiste. Endlich kam er auch auf den Character der Thiere und ihr geistiges Vermögen, und tadelte die Anmaßung, mit welcher der Mensch die noch unentdeckten geheimnißvollen Gränzen desselben zu bestimmen unternimmt. Natalie fühlte sich durch alles dieses lebhaft angeregt, sie versuchte, an dem Gespräch thätigern Antheil zu nehmen, indem sie sich bestrebte, in Belcours Ideen einzugehen, und schalt zuletzt lächelnd die Grausamkeit, mit der er selbst diese schönen Pflanzen ihrem warmen mütterlichen Boden, diese prächtigen Bewohner der Lüfte ihren ewig grünenden Blüthenwäldern entführt habe, um sie hier bei erkünstelter Wärme kümmerlich und sehnsüchtig langsam vergehen zu lassen.

„Geht es uns denn etwa besser?“ fragte Belcour, „gibt es nicht überall Menschen, die ihr

Geschick auf einen Boden versetzt, wo sie nie einheimisch werden können? Sie sind gewiß sehr glücklich, gnädige Gräfin, denn Sie sind jung, schön und gut, und doch — oder wären Sie wirklich hier ganz daheim? fühlten Sie nie sich eingeengt? frieren Sie nie innerlich? spannt auch in Ihnen nicht zuweilen die Sehnsucht die Flügel, davon zu fliegen, weit, weit, übers Meeer, über die Wolken, in ein nie gesehenes Land?"

Natalie schwieg, ein leiser Seufzer hob fast unmerklich ihre Brust, doch Belcour entging er nicht.

„Warum sollte ein Vogel, der doch noch lange kein Mensch ist, nicht auch sein Schicksal haben, warum sollte es ihm besser gehen als uns?" setzte er leicht scherzend hinzu, aber aus seinem großen dunkeln Auge erglänzte dabei ein Strahl von tiefer, sehr ernster Bedeutung.

Natalie fühlte, daß hier der Ernst durchaus nicht die Oberhand gewinnen dürfe, und suchte daher mit der ihr eignen Leichtigkeit dem Gespräch eine fröhlichere Wendung zu geben, indem sie sich und ihr Geschick einem der buntesten Papageyen verglich, vor dessen Käfig sie eben standen, und

der abwechselnd bald in die Stäbe desselben, bald in ein großes Stück Zucker biß. Belcour nahm den Scherz auf und setzte auf seine Weise ihn fort, Natalie antwortete wieder, das Gespräch ward immer lebhafter, es nahm zuweilen eine ziemliche excentrische, an das Phantastische gränzende Wendung. Natalie und Belcour verstanden einander so schnell, mit solcher Leichtigkeit, daß sie, die kurz vorher einander ganz fremd waren, jetzt als alte Bekannte von einander schieden, indem die Stunde der Abendtafel gekommen war, und sie vom Strom der Gesellschaft fortgerissen wurden.

Nichts war natürlicher, als daß Natalie, noch am nämlichen Abende, nähere Kunde von dem ihr so ausgezeichnet scheinenden Fremden zu erhalten suchte, und sie fand Viele in der Gesellschaft, die sich dazu drängten ihr alles mitzutheilen, was sie selbst von ihm wußten.

Belcour, sagte man ihr, sey in Ostindien geboren, der Sohn einer Kreolin und eines Engländers, welcher im Dienste der ostindischen Compagnie, einen bedeutenden Posten in Bengalen bekleidet, und dabei unermeßliche Reichthümer gewon-

nen hatte. Theils um mit seiner einzigen, jetzt im Hannövrischen lebenden Schwester, sich wegen der Erbschaft seines verstorbenen Vaters auseinanderzusetzen, theils um dem Wunsche zu genügen auch Europa kennen zu lernen, war er nach England übergeschifft; er hatte früher das ganze südliche Europa durchzogen, und war jetzt auf dem Wege, auch den gebildeten Norden kennen zu lernen. Er reiste sehr langsam, verweilte oft lange, wo es ihm wohlgefiel, und seine Wahl traf dabei nicht immer die größten und berühmtesten Städte. So war er denn auch vor zwei Monaten in diese Residenz gekommen, wo ihn vielleicht Anfangs nur das Bedürfniß, sich auszuruhen festhielt, das jeden weit und lange Reisenden zuweilen ergreift, selbst in Städten, die an und für sich wenig Anziehendes haben. Der Zustand des durch Alter und Schwäche zur Kindheit herabgesunkenen regierenden Fürsten, hatte den Fremdling sehr gerührt; um dem Greise eine Freude zu machen, dessen liebste Gesellschaft Blumen und Vögel waren, ließ Belcour für ihn zum Geschenk, einen Theil seiner aus Bengalen nach England gebrachten Seltenheiten kommen, und erwarb sich dadurch den Dank

und die Zuneigung des ganzen fürstlichen Hauses.

„Uebrigens," flüsterte Frau von Bernstein Natalien ins Ohr, „übrigens ist er ganz enorm reich. Man sagt zwar, er habe eine schwarze oder braune Frau nach England mitgebracht, das will aber nichts sagen, sie soll eine Heidin, eine Feueranbeterin seyn. Man weiß schon wie es mit solchen Verbindungen beschaffen ist, und wer daran Anstoß nähme wäre wohl thöricht. Die Männer sind einmal wie sie sind, und wenn Herr Belcour eine anständige christliche Parthie nach seinem Geschmacke findet, so hebt jene Verbindung sich von selbst."

Belcour war schon früher in allen bedeutenden Häusern der Stadt, folglich auch in dem des Grafen Rothenfels eingeführt; er benutzte am folgenden Tage die Bekanntschaft mit diesem, um auch Natalien in ihrer Wohnung sich vorzustellen. Belcour merkte sich bald die Stunde, in der er mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen konnte, Natalien Vormittags allein zu finden, und benutzte sie fast täglich. Sein heller Geist, seine vielseitige Erfahrung, die tiefe Bekanntschaft mit der Natur, die er nicht schulmäßig erworben, aber

aus dem Leben selbst geschöpft hatte, trugen im Gespräche mit ihm unendlich viel dazu bei, auch Nataliens Kenntnisse zu erweitern. Doch fiel es ihm dabei eben so wenig ein, sie belehren, als ihr, von ihm lernen zu wollen. Nataliens ewig frischer Jugendmuth, ihre Art jedem Dinge, dem keine schöne Seite sich abgewinnen ließ, wenigstens eine lustige abzusehen, erheiterten dagegen seinen oft sehr trüben Sinn, und die ungeheuchelte Reinheit ihres Gemüths, die bei jeder Gelegenheit aus ihrem ganzen Betragen durchschimmerte, machte sie ihm täglich werther. Daß sie dabei sich nur selten herabließ, auf dem breiten von aller Welt betretenen Pfade gehen zu wollen, konnte dem, mit den Regeln unsrer Convenienz wenig bekannten Fremdling nicht unangenehm auffallen, es trug vielmehr dazu bei sie ihm näher zu stellen, und sie ihm verwandter zu machen.

In kurzem entstand auf diese Weise zwischen Belcour und Natalien eines jener seltenen Verhältnisse, deren bei verschiednem Geschlechte nur die Reinsten und Edelsten fähig sind. Wäre Natalie ein Mann gewesen, sie wäre Belcours Freund geworden, auf Leben und Tod. Daß sie ein

Weib, ein schönes, liebenswürdiges Weib war, verlieh dieser Freundschaft einen ganz eignen Zauber, der sich wohl empfinden, aber durchaus nicht beschreiben läßt. Beide fühlten das reinste Vertrauen zu einander, aber sie erwähnten nie ihrer Vergangenheit, insofern diese die zartesten Saiten ihrer Herzen berührte; nicht weil sie für einander etwas verborgen halten wollten, sondern weil sie nicht gewohnt waren viel von sich selbst zu sprechen, und weil es ihnen nie einfiel, durch solche Mittheilungen sich gleichsam ein Pfand ihres gegenseitigen Zutrauens geben zu wollen. Der Macht des Augenblicks hingegeben, lebten sie vorzüglich nur der Gegenwart, und ihr erstes Bestreben war, sich diese rein und ungetrübt zu erhalten. Natalie besuchte von neuem gern die Gesellschaft, weil sie sicher war, Belcour zu finden, und dieser, ohne sich um Andre viel zu bekümmern, fühlte in ihrer ihn erheiternden Nähe nichts von alle dem Ueberdruß und der Langeweile, die ihn hier früher oft gedrückt hatten.

Nach wenigen so verlebten Wochen, begann alle Welt den reichen Ostindier für Nataliens erklärten Anbeter zu halten, und einer baldigen

Vermählung dieser Beiden entgegen zu sehen. Belcour und die Gräfin gaben sich nicht die Mühe, die Anspielungen auf diese Verbindung ernsthaft zu beantworten, welche ihre Bekannten, von Neugier, auch wohl mitunter vom Neide getrieben, zuweilen in ihrer Gegenwart wagten; doch Graf Rothenfels ward etwas bedenklicher, als das Gerücht davon auch ihm zu Ohren kam. Er ergriff die erste Gelegenheit, um Natalien zu bedeuten, daß ein namenloser Fremder, nie als eine schickliche Parthie für des Grafen Rothenfels Nichte angesehen werden könne, und wäre er reicher als Crösus. Doch Natalie lachte so herzlich über diese Idee, sie schwatzte ihrem Oheim so viel Possierliches von der kaffeebraunen Madame Belcour vor, von der sie doch eigentlich nichts wußte, so daß dieser nicht weiter daran dachte, sie in ihrem Umgange mit Belcour zu beschränken, besonders da die Erbprinzessin sehr wohl damit zufrieden schien.

Leider aber verbreitete das Gerücht eines zwischen ihr und Belcour bestehenden Verhältnisses, sich viel weiter als die arglose Natalie es vermuthete. Es erreichte, mittelbar von der Erbprinzessin ausgehend, sogar den Prinzen Albert in Paris.

Dieser that sein möglichstes, um im Glauben an die Geliebte sich nicht wankend machen zu lassen, dennoch konnte er sein Herz den Eingebungen der Furie Eifersucht nicht ganz verschließen. Sein Briefwechsel mit Natalien ging sehr spärlich und langsam von Statten, da Albert's vertrauter Freund, Rosen, jetzt in ziemlicher Entfernung von der Residenz wohnte, und die Furcht vor Entdeckung den Liebenden nur selten erlaubte, einander zu schreiben. Belcour's Namen, den Albert jetzt beinahe in jedem Briefe Natalien's fand, verwundete jedes Mal mit stechenden Flammen sein Auge wie sein Gemüth, und fand er ihn einmal nicht, so erwachte sein Argwohn oft nur um desto lebhafter. Der Prinz lebte in Paris, umgeben von der großen Welt, er sah rings um sich so viel List und Verrath zwischen Männern und Frauen, daß es ihm oft schwer ward seiner Phantasie zu gebieten, und sich nicht Gedanken hinzugeben, die ihm um so peinigender wurden, jemehr er in bessern Stunden sich durch sie an Natalien zu versündigen glaubte.

Ein Todesfall, der auch den Hof in tiefe Trauer versetzte, riß Natalien nach einigen recht zufrieden verlebten Wochen aus ihrer, kaum wieder erlangten Ruhe auf, und erschütterte sie recht schmerzlich.

Prinz Adolf, Albert's Bruder, der zwischen diesem und dem zukünftigen Erbprinzen in der Mitte stand, starb plötzlich auf seinen Gütern, wohin er auf den Rath der Aerzte gezogen war, um durch die gesündere Landluft seine sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Von Jugend auf war er kränklich gewesen, und hatte sich selbst längst aufgegeben, als die Aerzte noch überlaut von seiner nahen völligen Besserung sprachen. Mit ihm war schon eines der Häupter gefallen, die Natalie damals dem ihr befreundeten Leibarzt, als zwischen Albert und dem Fürstenthrone stehend, triumphirend aufgezählt hatte; und die Erinnerung daran fiel ihr bei der Begräbnißfeierlichkeit schwer auf das Herz. Doch ein Blick auf die beiden jungen Prinzen, die an der Hand ihres in der höchsten Blüthe des männlichen Alters stehenden Vaters, Albert's ältestem Bruder, dem Entschlafnen zum Grabe folgten, verscheuchte bald

diese Sorge, und ließ nur der Trauer um den Jugendgefährten in ihrem Herzen Raum, der frühe hinwelken mußte, ohne fast vom Leben mehr gekannt zu haben, als dessen Schmerzen.

Prinz Adolf war sehr reich gestorben. Einer seiner Verwandten mütterlicher Seite, der sein Pathe gewesen war, hatte ihm große, in einem andern Fürstenthume liegende Güter und bedeutende Kapitalien, durch ein besonderes Testament hinterlassen, über die er allein frei disponiren konnte, und die ihn von dem regierenden Fürstenhause völlig unabhängig erhielten; und da er bei seiner fortwährenden Kränklichkeit wenig gebraucht hatte, so war sein Reichthum bei seinen Lebzeiten noch gewachsen. Ohnerachtet seiner körperlichen Schwäche, und seinem sehr gewöhnlichen geistigen Vermögen, hatte er den Werth dieser Unabhängigkeit doch genugsam erkannt, um zu beschließen, sie einst auf seinen jüngsten, geliebtesten Bruder Albert zu übertragen, besonders da Alfred, der ältere, als einst regierender Herr, seines Nachlasses entbehren konnte. Um allen Einreden seiner übrigen Verwandten dabei zu entgehen, legte er, im Vorgefühl seines nahen Todes, ganz ins



Geheim ein Testament gerichtlich nieder, in welchem er den Prinzen Albert zu seinem alleinigen Erben einsetzte. Dieses ward, seiner Verfügung zufolge, erst am Tage nach seinem Begräbniß bekannt gemacht, und der nicht minder unwillkommene, als unerwartete Inhalt desselben erregte nicht wenig Unzufriedenheit unter seinen fürstlichen Verwandten. Das Geschehene ließ sich indessen nicht abändern, man beschloß daher weislich, zum bösen Spiele gute Miene zu machen; eine Abschrift des Testaments ward an den Prinzen Albert abgeschickt, und man erwartete, ihn bald wieder in der Heimath eintreffen zu sehen, da niemand mehr seiner Heimkehr sich widersetzen konnte, welche die Uebernahme der ihm zugefallenen reichen Erbschaft sogar gewissermaßen nothwendig machte.

Natalien's Freude über die Bahn zum Glück, welche das Geschick so unerwartet ihr eröffnete, war unbeschreiblich. Der Gedanke, Albert wiederzusehen, ohne daß Furcht vor naher Trennung ihr drohend gegenüber stünde, erfüllte sie mit unnennbarem Entzücken. Sie fühlte zwar die Nothwendigkeit, das, was in ihr vorging, jetzt mehr

wie je allen Augen verborgen zu halten, dennoch schien ihr Fuß kaum noch die Erde zu berühren, und ihr seelenvolles Auge strahlte in verdoppeltem Glanze.

Albert kam mehrere Tage früher an, als man es erwartet hatte. Es war schon später Abend als er im Schloßhofe einfuhr; und da er vernahm, die ganze Familie sey bei seinem Bruder versammelt, so eilte er, ohne seine Ankunft melden zu lassen, der Wohnung desselben zu. Sein erster Blick beim Eintritt in den Salon fiel auf Natalien; sie stand an einem Blumentisch, im angelegentlichen Gespräch mit einem ihm Unbekannten. Niemand weiter war im Zimmer, außer einem Paare junger Damen, die ganz am andern Ende desselben um einen Tisch saßen, eifrig mit ihren Stickereien beschäftigt.

„Das ist Belcour!" rief Albert's vorahnendes Herz; ein stechender Schmerz raubte ihm den Athem, und ungewiß, ob er durch sein Hinzutreten die Beiden stören solle, die ihn nicht gleich bemerkten, blieb er eine Weile auf der Schwelle stehen. Doch seine Ankunft ward im Nebenzimmer bekannt, wo die Spieltische geordnet waren; Prinz Alfred, jetzt

der einzige Bruder Albert's, kam mit offnen Armen ihm entgegen, und Albert stürzte, wie trostlos, ihm an die Brust; alle andern deuteten die heftige Bewegung, in der man ihn sah, auf den Schmerz über Adolf's Tod, nur Natalie nicht. Ein einziger sie anklagender Blick, den Albert auf sie warf, zeigte ihr plötzlich in furchtbarer Klarheit, was ihn eigentlich in diesem Augenblick so schmerzlich ergriffen hatte. Sie fühlte, was sie ihm gethan, welche Qualen sie durch ihr, an sich tadelloses, Verhältniß zu Belcour, vielleicht schon lange ihm bereitet habe, und war, ohnerachtet ihrer Schuldlosigkeit, nahe daran, sich selbst für strafbar zu halten. Aller Muth entsank ihr, die Freude, ihn wieder zu sehen vermochte nicht sie zu trösten, und in ihrer Verwirrung ergriff sie den ersten schicklichen Augenblick um sich nach Hause zu begeben, ohne zu bedenken, daß ihr Weggehen Albert's Verdacht gegen sie noch steigern mußte, wenn er wirklich einen solchen gefaßt hatte.

Doch auch Albert war zu sehr ergriffen, um an die Umgebung zu denken, in welcher er sich befand. Alles vergessend, eilte er Natalien nach,

so wie er sie gehen sah; allein Belcour war ihr ebenfalls gefolgt, und bot ihr auf der Treppe den Arm, um sie an ihren Wagen zu führen. Natalien's Oheim kam jetzt ebenfalls herbei; Albert hatte den Schmerz Natalien fortführen zu sehen, ohne ihr ein einziges Wort sagen zu können, und blieb in trostloser Spannung zurück. Zwar hob sie noch einmal das reine schöne Auge zu ihm auf, ehe er sie ganz aus dem Gesichte verlor, doch leider verstand er zum ersten Male dessen Sprache nicht mehr.

Erst spät im Dunkel der Nacht, durch die sie umgebende Stille beschwichtigt, fand Natalie das beruhigende Bewußtseyn ihrer Schuldlosigkeit wieder. Vielleicht würde sie jetzt ihrem Albert über seinen Mangel an Vertrauen gezürnet haben, wenn sie nicht, nach Art der meisten Frauen, gerade in seiner Eifersucht einen neuen Beweis seiner innigen Liebe gesehen hätte. Sie beschäftigte sich jetzt nur damit, es sich auszudenken, wie sie schon morgen dem Geliebten einen zuverläßigen treuen Freund in Belcour zuführen würde; sie sah im Geiste sich und die Beiden zu einem beseligenden Bunde vereint, und pries ihr Loos das glücklichste auf

Erden, ohne vor den Stürmen zu bangen die ihr noch drohten, ehe sie im Hafen des Glücks würde landen können. Denn sie hatte Heiterkeit und Muth wieder gefunden, und traute es sich zu, alles siegreich zu bestehen.

Doch der Sturm brach weit eher los, als Natalie es ahnete. In der furchtbaren Bewegung, in der er sich befand, hatte Albert alle sonst gewohnte Vorsicht vergessen, und in aller Frühe, durch den ersten Bedienten der ihm vorkam, ein Billet an sie abgesandt. Dieses war in die Hände ihres Oheims gefallen, dessen Aufmerksamkeit und Argwohn, durch Nataliens und des Prinzen gestriges Benehmen, von neuem erregt worden war, und bleich vor Zorn, bebend an allen Gliedern, drang der alte Graf mit dem noch unerbrochenen Zettel in das Zimmer seiner Nichte.

„Erbrich diesen Zettel und lies ihn mir vor!“ rief der Oheim. „Das fürstliche Siegel ist mir heilig, selbst wenn ich, wie hier, ein unbezweifelndes Recht habe, zu wissen, was es verschließt. Lies mir vor, Wort für Wort, denke nicht mich hinter's Licht zu führen, und Gnade dir Gott! wenn nur eine Sylbe darin auf Verhältnisse

deutet, die auf ewig abgebrochen seyn sollen und müssen."

Natalie sah furchtlos mit ihren hellen, klaren Augen den erzürnten Alten an. „Lieber Onkel," sprach sie, „ich selbst will das Billet nicht lesen, wenn Sie es mir verbieten, aber versprechen es Ihnen zu zeigen, oder vorzulesen, das kann und werde ich nicht."

Der Graf drang mit immer steigender Heftigkeit darauf, seinen Willen erfüllt zu sehen, Natalie weigerte sich dessen mit einem Gleichmuthe, welcher ihn immer mehr aufbrachte, und da sie ihn endlich im Begriff sah, ihr den Zettel, den sie in Händen hatte, gewaltsam wieder zu entreißen, hielt sie ihn schnell über die, auf ihrem Frühstücks-Tische brennende Spritus-Lampe, wo er sogleich in hellen Flammen aufloderte. Die Schilderung des Zornes, dem der Graf sich jetzt rücksichtlos überließ, könnte nur ein sehr widerliches Bild gewähren: denn es ist eine sehr bekannte Bemerkung, daß die, welche im gewöhnlichen Laufe des Lebens am meisten auf Anstand und feinen Ton halten, sich gerade am tiefsten sinken zu lassen pflegen, sobald sie einmal aus

dem gewohnten Gleise gekommen sind. Die Stunde, in welcher der Minister sich in das fürstliche Kabinet zur Session begeben mußte, befreite Natalien glücklicherweise sehr bald von seiner Gegenwart, aber es währte doch einige Zeit, ehe sie von dem gehabten Schrecken sich erholte.

Belcour kam indessen zur gewohnten Stunde, er fand sie noch immer sehr bewegt, und der theilnehmende Blick, mit dem er sie betrachtete, fiel wie ein durch Gewitterwolken brechender Sonnenstrahl, ihr erwärmend in das Herz; plötzlich stieg der Entschluß in ihr auf, ihm gleich in dieser Stunde alles zu sagen, und dadurch sich und ihrer Liebe einen Vertauten zu erwerben, dessen Unabhängigkeit von allen hiesigen Verhältnissen ihr zum nicht zu berechnenden Gewinn werden könne. Doch es war kein Leichtes, gerade Belcour in das Geheimniß ihres Lebens einzuweihen; er kam durch kein Bestreben es erforschen zu wollen, ihrer mädchenhaften Schüchternheit zu Hülfe; und es währte eine ziemliche Weile, ehe er es nur merkte, daß seine schöne Freundin im Begriff sey, ihm etwas Wichtiges zu vertrauen.

Doch sobald er dessen gewahr wurde, was er

auch ganz Theilnahme und Aufmerksamkeit; er zog ein niedriges Taburett zu ihren Füßen hin, um sich darauf zu setzen, lehnte dabei Kopf und Arm auf die Seitenlehne ihres Sophas, und sah unverwandten Blickes zu ihr auf, während er mit der linken Hand ihre Rechte ergriff und hielt. Er nahm gern diese seine Lieblingsstellung an, wenn er, wie jetzt, im traulichen Gespräch mit Natalien allein war, und sie hatte sich nach und nach gewöhnt, sie ihm zuweilen zu erlauben. Auch jetzt sah sie lächelnd seinen Anstalten zu: „Sitzen bleiben dürfen Sie so,“ sprach sie erröthend, mit etwas erzwungener Heiterkeit; „Sie sind einmal ein großes verzogenes Kind, aber seyn Sie so gut, Ihre Blicke dieses Mal anderswo hinzuwenden, etwa die Blumen des Teppichs zu zählen, denn ich habe gar wundersame Dinge Ihnen zu berichten, bei denen man nicht gern sich so ansehen läßt.“

„Und warum denn nicht?“ fragte Belcour unbeschreiblich treuherzig, und hielt das dunkle Flammenauge noch immer auf sie gerichtet.

Die Thüre flog auf, Prinz Albert stand vor ihnen.

„Egmont und Klärchen, nur umgekehrt!“ rief er, mit bitter höhnendem Lächeln. „O bleiben Sie ja in dieser Stellung, das Tableau macht sich schön, und ich kann es der Gräfin nicht genug verdanken, daß sie für gut fand, mich damit gerade in derselben Stunde zu überraschen, die ich diesen Morgen schriftlich mir von ihr zu einer Audienz erbeten hatte.“

„Albert, Du weißt nicht, was Du thust!“ rief Natalie. — „Glauben Ihro Durchlaucht — —“ fing Belcour an. „O Herr Belcour, oder wie sie sonst heißen mögen,“ fiel Albert ein, indem er mit verachtenden Blicken ihn maß, „ich bin der Bereitwilligste von der Welt, Ihnen alles zu glauben was Sie mir vorzutragen belieben werden, aber ich muß Ihre Erläuterungen zur bequemeren Stunde mir ausbitten. Sie jetzt Ihnen abzufordern, da Sie so angenehm engagirt sind, wäre grausam und unschicklich zugleich.“

Albert war mit diesen Worten wieder verschwunden. Natalie, geisterbleich, unfähig sich zu regen, betrachtete zitternd Belcours, in diesem Augenblicke wahrhaft furchtbare Gestalt. Hochaufgerichtet stand er in fast übermenschlicher Größe

vor ihr, seine schwarzen dichten Locken schienen einzeln empor sich zu sträuben, seine weitgeöffneten Augen wirkliches Feuer zu sprühen. Die dunkelbraune Farbe seines Gesichts war in fahles Gelb übergegangen, und zwischen den ganz erblichnen, halb geöffneten Lippen, schimmerten die blendend weißen Zähne Grausen erregend hervor. Bei alle dem war es sichtbar, wie er mit gewaltsamer Anstrengung sich zu bemeistern suchte; er athmete endlich hoch auf, seine Farbe kehrte zurück, und seine Züge gewannen nach wenigen Augenblicken den, ihnen sonst eignen, Ausdruck wieder.

„Natalie," sprach er mit sanfter, wenn gleich tief bewegter Stimme, „Sie haben mir nichts mehr zu vertrauen, denn ich weiß jetzt alles, was Sie mir zu sagen im Begriff waren. Sie sehen selbst, daß ich nicht länger bei Ihnen verweilen darf, doch gewähren Sie mir, ehe ich gehe, den Trost, daß ich beruhigt Sie zurück lasse. Bauen Sie auf Ihren Freund, theures Mädchen! Zum ersten Male wird mir das Glück für Sie etwas thun zu können, glauben Sie fest, ich werde es zu benutzen wissen, Sie werden mit mir zufrieden seyn."

Belcour ging, doch kaum war die arme Natalie wieder zu einiger Besinnung gelangt, als ein neuer Sturm sich erhob. Noch wüthender als er von ihr geschieden war, kehrte ihr Oheim zurück, und stammelte in kaum vernehmlichen Tönen ihr den Befehl zu, sich bereit zu halten innerhalb einer Stunde sein Haus zu verlassen, und auf seinem nicht sehr weit entfernten Landsitze, seine weitern Befehle zu erwarten.

„Du brauchst nur das Nothwendigste zu einer sehr einfachen Toilette mitzunehmen," setzte er spottend hinzu, „denn Du wirst dort weder fürstliche, noch Ostindische Besuche empfangen, darauf verlaß Dich."

Vergebens suchte die von neuem tödtlich erschrockne Natalie ihn nur einigermaßen zu besänftigen, vergebens suchte sie ihm vorzustellen, wie nachtheilig seine Anordnung ihrem guten Ruf werden müsse. „Deine Ehre ist ohnedem verloren," rief er; „Du bist schon vernichtet vor der Welt: denn die Erbprinzessin hat mir so eben zu verstehen gegeben, daß Du nach den gestrigen und heutigen Vorgängen den Hof hinführo meiden sollst. Meine Ehre allein steht noch zu retten,

und retten will ich sie. Man soll nicht sagen, Graf Rothenfels habe seine Nichte zur fürstlichen Maitresse erzogen. Die höhern Aussichten, die Deine Verblendung Dir vielleicht vorgespiegelt haben mag, und die ich ohnehin nie hätte wirklich werden lassen, sind Dir auf immer geschlossen. Prinz Adolfs Vermächtniß hat viele der Hindernisse beseitigt, die des Prinzen Alberts Vermählung mit der reichen und schönen Prinzessin Isidore von R. sich bis jetzt entgegenstellten; diese Angelegenheit soll jetzt ernstlicher wie je betrieben werden, und meine Pflicht verlangt, daß ich kein Opfer scheue, um alles aus dem Wege zu räumen, was dieser, dem fürstlichen Hause, wie dem ganzen Lande gleich wünschenswerthen Verbindung sich entgegenstellen könnte. Sollte ich Dich, mir zum Spott und zur Schande, ferner hier dulden, damit Du Deine Intriguen ungehindert fortspinnen kannst? Nein! fort mit Dir, Du hast meine Gunst auf ewig verscherzt, ich sehe, daß nur Zwang Dich in Schranken halten kann, und der soll Dir werden, Du sollst mich weder erweichen, noch hintergehen."

Mit jenem trostlosen Muthe, der uns wird,

wenn wir einsehen, daß wir dem Unabänderlichen uns ergeben müssen, stieg Natalie endlich in den schon längst bereit gehaltenen Wagen, der sie fortführen sollte; sie fand in diesem eine, ihr ganz unbekannte, ältliche Frau, die mehr zu ihrer Bewachung, als zu ihrer Bedienung bestimmt zu seyn schien; ihr eigenes Kammermädchen aber mußte zurückbleiben, weil der Oheim, irriger Weise, in diesem die Vertraute Nataliens befürchtete.

Was Natalie vorhergesehen hatte, geschah; ihre plötzliche Entfernung verfehlte nicht, das größte Aufsehen in der Residenz zu erregen, doch waren die Meinungen über den Grund derselben sehr getheilt. Einige behaupteten, Prinz Alberts Zurückkunft habe den Oheim veranlaßt sie fortzuschicken, andere aber wollten ganz bestimmt wissen, daß der reiche Ostindier von dem ahnenstolzen Grafen Rothenfels, mit seinen Heirathsanträgen zurückgewiesen worden sey, und daß dieser seine Nichte vor den Anschlägen des, bis zur Raserei verliebten Belcours in Sicherheit zu bringen beabsichtige, bis letzterer endlich abreisen würde. Belcours sichtbare Traurigkeit, die auffallende Art, mit der er von

jetzt an den Hof und überhaupt alle Gesellschaft vermied, gaben diesen Muthmaßungen viel Wahrscheinliches, und da sowohl Graf Rothenfels als die Erbprinzessin, ihnen durchaus nicht widersprachen, sondern sie, soviel sich dieses schweigend thun ließ, bestätigten, so nahm die Mehrzahl sie bald als völlig gewiß an. Niemanden fiel dabei ein, daß sowohl die Fürstin als der Minister ihre guten Gründe haben könnten, das Gerücht eines Verhältnisses zwischen Albert und Natalien auf diese Weise zu unterdrücken, um es nicht über die Grenze bis zur Prinzessin Isidore gelangen zu lassen.

Doch plötzlich hieß es nach ein Paar Tagen, Natalie sey entflohen, und diese Sage setzte von neuem alle Welt in Bewegung. Man hatte den alten Grafen mit einem sehr verdrüßlichen Gesicht von seinem Landhause zurückkommen sehen, nach welchem er wenige Stunden vorher in höchster Eile gefahren war; einige Herren, die sich gern immer aus der ersten Hand mit Neuigkeiten aller Art versehen mochten, waren sogar aufs Recognosciren hinaus gezogen. Sie hatten den Garten wie gewöhnlich offen gefunden, was, während Natalie

nennen zu wollen, sie als gute Bekannte zu begrüßen wünschten. Freudig eilte Leontine ihnen entgegen, denn Besuche solcher Art waren in dieser Einsamkeit etwas Seltenes. In der Einen derselben erkannte sie sogleich Frau Behrend aus Neustadt, eine alte Freundin ihrer Mutter, und begrüßte sie auf das Herzlichste, aber ihr freudiges Erstaunen überstieg alle Grenzen, als die sehr einfach gekleidete Begleiterin derselben den Reise-Schleier zurückschlug und Natalie ihr in die Arme sank.

„Nimm mich auf,“ rief Natalie, „o nimm mich auf, Leontine. Nenne mich Deine Schwester, Deine Base, nenne mich wie Du willst, nur laß niemand ahnen, wer ich eigentlich sey; laß mich selbst es vergessen, laß mich wähnen, ich sey still und einfach, ruhig und glücklich wie Du!

Theils aus gerechtem Stolz, theils weil sie fühlte, daß sie durch Brüten über ihr Geschick sich dasselbe nur erschweren könne, hatte Natalie schon auf dem Wege nach dem Landhause ihres Oheims, jede Aeußerung ihres Unmuths zu unterdrücken

gesucht. Sie betrachtete die Frau, die neben ihr im Wagen saß; das Ansehen derselben hatte so wenig Abschreckendes, daß sie gleich beschloß, sie wo möglich sich zu gewinnen. Die Mittel dazu glaubte sie in Händen zu haben, denn ohnerachtet der Eile, mit welcher ihr Oheim sie forttrieb, war sie doch besonnen genug gewesen, alles mitzunehmen, was sie an Gold und Juwelen besaß. Doch sie bedurfte dieser bei der eben so gutmüthigen als rechtlichen Frau Behrend nicht. Diese war die Wittwe eines einst angesehenen Geistlichen in Neustadt; eine Erbschaft, welche man der Frau streitig machen wollte, hatte sie nach B. gezogen; die bekannte Gerechtigkeitsliebe des Ministers verhalf ihr kräftig und bald zu ihrem guten Rechte, und die dankbare Wittwe betrachtete ihn dafür als ihren größten Wohlthäter. Sie überhäufte ihn mit Versicherungen ihrer gränzenlosen Ergebenheit, gerade in dem Augenblick als der Minister in Verlegenheit war, um für Natalien eine sichere und zugleich anständige Begleiterin zu finden, deren Obhut er auf seinem Landhause sie anvertrauen könne. Frau Behrend schien ihm dazu die schicklichste Person zu seyn, indem sie in

der Residenz ganz fremd und unbekannt war, und da er mit einer Art Rührung ihr den Antrag machte, über seine Nichte einige Tage lang die Aufsicht zu führen, die er als ein unbesonnenes, in Liebeshändel verwickeltes Mädchen ihr schilderte, das auf alle Weise von den gefährlichsten Thorheiten abgehalten werden müsse, so konnte es die gute Frau nicht übers Herz bringen, diesen, freilich nicht ganz angenehmen Vorschlag ihres vornehmen Beschützers von sich zu weisen. Sie fand indessen Natalien weit anders, als sie nach des Oheims Beschreibung sich dieselbe gedacht hatte. Die Zutraulichkeit, mit der die junge Gräfin, so viel dieses geschehen konnte, von ihren Verhältnissen zu ihr sprach, gewann bald völlig das Herz der guten Frau. Sie wurde nun auch ihrerseits gesprächig, erzählte ebenfalls manches was sie erlebt hatte, und zuletzt auch von Leontinens Verheirathung, und den Begebenheiten, welche dieser vorangingen. Frau Behrend hatte selbst als Gast der glänzenden Hochzeitsfeier beigewohnt, und dieses Paar war das letzte gewesen, welches ihr seliger Herr für das Leben mit einander verbunden hatte.

Schon der Name Leontine machte Nataliens Aufmerksamkeit rege, und als es ihr vollends im Verlaufe der Geschichte gewiß ward: diese Leontine sey keine andere als die, welche ihr einst ein so lebhaftes Interesse eingeflößt hatte; als sie vernahm, sie sey jetzt die Gattin des vertrautesten Freundes ihres Alberts, da überstieg ihre Freude fast alle Gränzen. Sie sah im Geiste sich schon gerettet, und einen Aufenthalt, der ihr Sicherheit bot, ohne ihren guten Ruf im mindesten zu verletzen; denn der Justizrath Rosen war ein durchaus geachteter Mann.

Es kostete Natalien weniger Mühe, als sie erwartet hatte, Frau Behrend zur Flucht mit ihr zu bewegen; diese sehnte sich ohnedem in ihre Heimath zurück, und fühlte wahres Mitleid mit der jungen Gräfin, zu deren Wächterin sie bestellt war. Auch wußte sie mit großer Gewandtheit alles so vorzubereiten, daß niemand im Hause ihre Entfernung sobald gewahr wurde; die Flüchtigen hatten schon einen bedeutenden Vorsprung voraus, ehe der Graf ihre Abwesenheit erfuhr; und da es diesem nicht in in den Sinn kam, sich nur die Möglichkeit zu denken, daß Natalie im

Gebirge Bekannte haben könne, so ließ er sie zwar überall suchen, nur nicht auf dem Wege, den sie wirklich eingeschlagen hatte. Alles dieses erzählte Natalie noch am nämlichen Abende ihrer Leontine; am nächsten Morgen machte Frau Behrend sich schon mit Anbruch des Tages auf die Reise, um auf Umwege ihre, in einem fremden Gebiete liegende Heimath zu erreichen, wo sie, selbst im Fall, daß Nataliens Aufenthalt entdeckt würde, vor der Rache des mächtigen Ministers ziemlich sicher war. Natalie blieb unter dem Namen Marie als Leontinens Schwester zurück. Sie sah in der ländlichen Kleidung, die sie angenommen hatte, Leontinen eben so ähnlich, wie diese einst ihr ähnlich gesehen hatte, als sie die glänzende Hoftracht annehmen mußte. Jedermann mußte gleich auf den ersten Blick beide für Schwestern halten, und so fiel es keinem von den Hausgenossen ein, an der Verwandtschaft zweifeln zu wollen. Fremde betraten nur selten das einsame Haus, und es konnte Natalien nicht schwer werden, sich vor solchen verborgen zu halten.

Die ländliche Stille, der durch Convenienzen unverkümmerte Genuß der freien Natur, wirkten

gleich in den ersten Tagen unaussprechlich wohlthätig auf Nataliens Gemüth. Zum ersten Male lernte sie, den stillen Frieden eines einfach ländlichen Lebens, mit allen seinen Freuden kennen. Der Frühling hatte sich eben in seltner Pracht auf das Gebirge niedergelassen; das Knospen der Bäume im Walde, das lustige Treiben der Vögel, die ihre Nester bauten, das fröhliche Summen der Bienen, sogar das Walten der geschäftigen Arbeiter in Garten und Feld, alles war Natalien neu und machte ihr Freude. In dem glänzenden Gewühl, in welchem sie von Jugend auf gelebt hatte, war ihr das alles fremd und ferne geblieben, aber die Fähigkeit, auch diese Freuden in sich aufzunehmen, ihr dennoch nicht genommen. Zwar war sie dem glänzenden Leben nicht abhold, in welchem sie stets mit Glück auftrat, aber sie fühlte jetzt doch, daß sie, unter Bedingungen, auch außer demselben glücklich seyn könne; und wenn der Abend in goldner Pracht auf den Bergen sich lagerte, beschlich sie zuweilen die Sehnsucht, einst in einem so schönen Thale in tiefer Einsamkeit mit ihrem Albert zu leben, und mit ihm glücklich zu seyn, so wie Rosen und Leontine es waren.

Doch drückte auch manche Sorge ihr Herz. Seit sie die Residenz verlassen mußte, hatte sie nichts von Albert und ihrem Freund Belcour vernommen, in ihrer jetzigen Lage durfte sie es nicht wagen einem von Beiden zu schreiben, und sie erwartete mit Sehnsucht die Zeit, wo Rosen in der Residenz angelangt seyn würde, um dann mit Hülfe Leontinen's Nachricht von ihren Lieben einzuziehen.

„Da kommt Rosen! aber es ist nicht sein Pferd, und — Gott! er trägt den Arm in einer Binde!“ rief Leontine, die an einem wunderschönen Abende mit Natalien in einer Gartenlaube saß, von der sie den Weg übersehen konnten, der über die Berge dem Hause sich zuwand.

Um das erste Wiedersehen der Gatten nicht zu stören, war Natalie in der Laube zurückgeblieben, während Leontine pfeilschnell dem Hause zuflog; doch auch ihr klopfte das Herz, denn der Wanderer hatte ihr ein Andrer zu seyn geschienen, als Rosen; indessen schalt sie ihre Phantasie kindisch und thöricht, und war im Begriffe Leontinen zu folgen, als plötzlich Albert's Arme sie umfingen, und sie halb bewußtlos, im süßesten Erschrecken an seine Brust sank. Es währte lange

ehe Beide die Sprache wieder fanden, dann aber wollte auch Albert gleich beginnen, sich und seinen Wahnsinn anzuklagen, Natalie aber ließ ihn nicht dazu kommen.

„Schweige, ich bitte Dich, von der Vergangenheit," sprach sie lächelnd unter Thränen, „laß uns nur der Gegenwart uns freuen, die so licht ist, wie der blaue Himmel über uns. Sage mir nicht, wie dieß oder das gekommen sey, laß mir den lieben Wahn Dir etwas zu vergeben zu haben. Wenn ich Dich ausreden ließe, käme wohl am Ende heraus, daß ich mit meiner Unbesonnenheit eigentlich die Schuldige bin, und das wäre mir gar nicht gelegen," setzte sie mit der ihr eignen Fröhlichkeit hinzu. „Sage mir lieber, warum Du den Arm in der Binde trägst; ist das etwa ein Stück Deiner Verkleidung? Denn nun ich Dich recht betrachte, siehst Du ja aus wie ein junger Candidat, der seine erste Probepredigt halten will."

Nataliens fröhliches Geschwätz verscheuchte alle Wolken von Albert's Stirne, aber er blieb dennoch dabei, daß er ihr alles erst sagen müsse, was er auf dem Herzen habe, ehe er zur vollkommnen

Ruhe gelangen könne. „Ich kam," sprach er, „um den kurzen Wahnsinn, der mich ergriffen hatte, und dessen Folgen meinem treuen Freunde zu bekennen; mein Schutzgeist sendet mir Dich an seiner Stelle entgegen, und Du darfst es mir nicht versagen mich anzuhören. Ich hoffe, Dich gefunden zu haben, um Dich nie wieder zu verlieren, meine Natalie. Doch ehe Du nicht alles weißt, habe ich nicht den Muth, von unsrer Zukunft mit Dir zu sprechen."

Natalie ergab sich endlich darein, zu hören, wovor ihr heimlich bangte, und das erste, was er ihr gestand, war auch wirklich das, was sie vor allem gefürchtet hatte, hören zu müssen. Albert hatte, bald nach jenem unglücklichen Zusammentreffen mit Belcour, diesen zum Zweikampfe gefordert, in Ausdrücken, welche es einem Manne von Ehre unmöglich machten sich nicht zu stellen, selbst wenn Belcour sich dahin hätte bringen können, dieses zu wollen. Als Prinz hatte Albert dabei allen Vorrechten seines Standes entsagt, und auf den schlimmsten Fall für die Rettung seines Gegners großmüthig gesorgt. Sie trafen sich, wie unter ihnen verabredet worden war, hart

an der Gränze, von keinem Secundanten begleitet. Albert ließ seinem Gegner zu Erläuterungen keine Zeit, die jener ihm geben zu wollen schien; so wie er ihn erblickte, bestand er darauf sogleich zum Werke zu schreiten.

Beide waren ganz allein; Belcour zeigte sich als ein sehr gewandter Fechter, der Prinz mochte ihm an Geschicklichkeit vielleicht nicht nachstehen, aber, von Leidenschaft geblendet, drang er auf seinen Gegner ein, ohne dabei seine eigne Sicherheit gehörig zu berücksichtigen. Belcour benutzte keine der Blößen die der Prinz ihm gab, er schien einzig darauf bedacht, sich gegen dessen Ausfälle zu vertheidigen, doch Albert ward immer hitziger, jemehr er gewahr wurde, daß Belcour ihn zu schonen suche; und dieser sah sich endlich genöthigt ihm eine leichte Wunde am rechten Arm beizubringen, um nur dem Kampf ein Ende zu machen. Albert wollte es versuchen, den Degen mit der linken Hand zu fassen, doch der heftige Blutverlust brachte ihn einer Ohnmacht nahe; er sank zu Boden, und Belcour holte sogleich alles zum Verbinden Nöthige aus seinem Oberrock herbei, und eilte ihm beizustehen.

„Ueberlassen Sie sich mir ohne Sorge, gnädigster Herr," sprach Belcour, indem er ihn verband, „ich bin kein ganz ungeschickter Wundarzt, und führe kräftige Heilmittel aus meinem Vaterlande bei mir, die Ihnen gewiß zur schnellen Heilung der ganz gefahrlosen Wunde verhelfen werden."

Albert betrachtete indessen die edlen Züge von Belcours braunem Gesicht ganz in der Nähe, während sich dieser sorgsam um ihn beschäftigte, wie eine Mutter um ihr krankes Kind. Der heftige Blutverlust hatte die leidenschaftliche Bewegung, in welcher er sich Tagelang befunden, um vieles abgekühlt, er fing an, je länger er Belcour ansah, sich ihrer halb und halb zu schämen, und ganz andere Gedanken, ganz andere Empfindungen stiegen in ihm auf, während er sich von seinem edlen Feinde einer nahen Bauernhütte langsam zuführen ließ, in welcher sein getreuer Kammerdiener ihn erwartete.

Sobald Albert sich genugsam dazu erholt hatte, bat Belcour den Prinzen sehr ernsthaft, ihm die Erlaubniß zu gewähren, von sich selbst sprechen zu dürfen, und wenn er ihn gehört habe, selbst

zu entscheiden, ob ihr Zwist beendet sey, oder ob er, sobald Albert geheilt seyn würde, von neuem wieder beginnen müsse.

„Lassen Sie mich zuerst von meiner Leila zu Ihnen sprechen, gnädigster Herr," fing Belcour in sichtbarer Bewegung an, „von dem Wesen, dessen Leben an dem meinigen hängt, das mein ist durch die heiligsten Bande, das ich nie verlassen darf, ohne den unmenschlichsten Verrath an der Natur selbst zu üben, denn Leila ist die Mutter meiner beiden Söhne. Ich nannte sie bis jetzt noch Keinem, weil ich nicht gewohnt bin, von allem was meinem Herzen am nächsten liegt, viel zu sprechen; doch hier muß ich es, und wer so lieben kann wie Sie, der ist es auch werth, daß ich Leila ihm nenne. Wenn Sie sähen, mein Prinz, wie ihr unschuldiges Gazellen-Auge den in meiner Brust noch ungebornen Wunsch, im Entstehen zu erspähen sucht, um ihm zuvorzukommen! Sie ist voll Anmuth, schön, wie dort die dunkle Nelke, die am schlanken Stiele von jedem Lüftchen erzittert. Behüte mich Gott, daß ich je mit rauhem Hauche das zarte Wesen verletze; ach, ich

fürchte, ich habe der armen Leila nur schon zu wehe gethan!"

Belcour verbarg eine Weile sein Gesicht in beiden Händen, dann hob er mit noch bewegterer Stimme wieder an:

„Leila ist die Tochter eines Braminen. Auf einem der Züge, die er durch das Land, nach alt hergebrachter Sitte, mit seinen Schülern zu unternehmen pflegte, kam der edle silberweiße Greis auch unter die Palmen, die nahe am Hause meines Vaters, ihr schützendes Dach weit umher verbreiten. Dort legte er sein ehrwürdiges Haupt zum Schlummer hin, und erwachte nicht wieder. Ich war noch ein Jüngling, ich fand die einsam verlassene Leila weinend neben ihrem entschlafenen Vater; dort gewann ich sie mir, und keine darf sie von meiner Seite, aus meinem Herzen verdrängen.

„Als unruhiger Trieb nach Wissen, mehr noch als der Drang der Geschäfte, mich bewogen nach Europa überzuschiffen, nahm ich Leila und meine beiden Knaben mit mir. In der gebildeten Welt, dachte ich, fließt der Quell aller Wissenschaft, aller Kunst; dort mit den Edelsten zu leben, muß

ein Himmel seyn; dort werden auch meine Knaben zu höherer Entwickelung ihrer Kräfte gelangen, als ich in meiner Beschränktheit ihnen geben konnte; dort will ich ein Plätzchen finden, wo wir alle glücklich seyn werden. Ich landete in England, ich führte meine Leila in freudiger Erwartung zu meinen Verwandten, niemand wollte sie anerkennen. Die Frauen nannten es Unverschämtheit, daß ich es wage ein solches Wesen in ihre Nähe zu bringen; die Männer riethen mir freundschaftlich, sie so schnell als möglich zurück nach Calcutta zu senden, und mir unter den Schönen die sie mir vorführen wollten, eine schicklichere Gemahlin zu wählen. Das gemeine Volk starrte meine Leila mit dummer Verwunderung an und lachte über sie, weil sie braun ist, wie die Cocosnuß im Sonnenschein. Leila weinte, ihre Thränen fielen wie glühend Erz in meine Brust. Da alles mit Verachtung auf sie blickte, meinte sie, die Tochter eines Braminen, von diesen gebildeten Menschen zur untersten Klasse der Parias hinabgestoßen zu seyn. Ich nahm sie und meine Söhne, und floh mit ihnen nach Hannover zu Sara, meiner einzigen Schwester, die in jenem

Lande als Wittwe einsam auf ihren Gütern lebt. Sara ist, wie ich, in Calcutta geboren, doch von einer frühern Gattin meines Vaters, einer Engländerin. Schon im fünften Jahre mußte Sara mit ihrer Mutter nach England ziehen, weil diese das heiße Klima nicht ertragen zu können glaubte; doch das Bild ihres schönen Vaterlandes war der jungen Seele zu tief eingeprägt, um jemals ganz zu erlöschen. Sara nahm meine Leila auf, wie ich von meiner Schwester es erwarten durfte; die arme verschüchterte Taube mochte ihrem sichern Schutze sich nicht wieder entziehen, sie blieb bei ihr mit den Kindern, während ich meine ferneren Wanderungen durch Europa antrat.

„Ich fand nicht was ich suchte, viel Wissen, viel Kunst, doch nirgend eine bleibende Stätte. Immer mußte ich jener schöneren Sonne, jener ewig blühenden Erde gedenken, bis ich Natalien fand; da war mir, als sey alles da, was ich bisher schmerzlich vermißte. Natalie ist arglos und gut wie Leila, ihr Geist ist klar, wie die Sonne in meinem Vaterlande, ihr Wesen heiter und fröhlich; ach, sie ist schön, wie Leila war, als ich unter den Palmen sie fand; sie ist schöner noch,

denn die arme braune Leila kann nicht erröthen, wie sie. Ihnen bekenne ich jetzt, was damals mir selbst nicht deutlich war, seit ich sie, die Königin aller Anmuth sah, ich war nahe daran, der armen Leila weniger zu gedenken! Nur als ich in jener stürmischen entsetzlichen Stunde entdeckte, was Sie ihr sind, nur als ich wußte, wie sie liebt und wen, seitdem erst bin auch ich mir wieder klar. Wie eine Himmelsblüthe, wie ein schöner Stern, steht Natalie hoch über mir und wird es ewig. Wie könnte ich daran denken, sie zu mir herabziehen zu wollen! Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht; so hat sie selbst einst mir gesungen. Nur ihres Anblicks möchte ich immer mich erfreuen, und meine Leila sollte mit mir, in ihrer beseligenden Nähe glücklich seyn. Und alles möchte ich thun, auch Natalie immer fröhlich zu sehen; denn die Freude steht ihr so gut, das weiß ich erst, seit es hieß, Sie, mein Prinz, würden wieder heimkehren. Ich sah es damals wohl, doch wußte ich nicht, warum ihr Auge höher strahle."

Albert, tief bewegt und von Reue ergriffen, bot schweigend Belcour die Hand, und der Abend

fand die, welche am Morgen einander so feindlich gegenüber standen, auf das Innigste mit einander vereint. Der Prinz machte seinen neuen Freund mit seinem Entschlusse bekannt, allen Rücksichten zu entsagen, Natalien öffentlich die Hand zu bieten, sobald sie mündig wäre, was in wenigen Monaten der Fall seyn würde, und dann mit ihr auf seinen Gütern zu leben, die glücklicherweise in einem andern Gebiete lägen. Belcour freute sich der, zu allen Opfern entschloßnen, Liebe des jungen Prinzen, doch schien ihm der Ausführung dieses Plans sich Manches entgegen zu stellen. Er legte Alberten einen andern vor; unter Bedenklichkeiten, Ueberlegungen, Entschlüssen, verging der Tag, Belcour eilte der Residenz wieder zu, um seine Abwesenheit nicht bemerkbar werden zu lassen, der Prinz mußte noch ein Paar Tage unter einem bürgerlichen Namen in der Bauernhütte verweilen, bis er Kräfte genug gesammelt hatte, um sich zu seinem Freunde Rosen zu begeben, an dessen Stelle ihm sein Glück Natalien entgegen führte.

Mit immer steigender Theilnahme hatte Natalie den Prinzen angehört, so lange er von sei-

ner Zusammenkunft mit Belcour sprach, doch als er nun zur Gestaltung ihrer beider Zukunft übergehen wollte, da behauptete sie, daß vor allen Dingen der gegenwärtige Augenblick zu berücksichtigen sey. Leontine wurde mit zu Rathe gezogen, man bedachte, daß es höchst unvorsichtig seyn würde, wenn Albert, den Arm in der Binde, vor seinen Verwandten erscheinen wolle, und endlich ward beschlossen, daß der Prinz unter dem bürgerlichen Namen unter welchem er das Haus betrat, in demselben verweilen solle, bis seine Wunde völlig geheilt sey. Leontine war mit diesem Entschlusse sehr zufrieden, denn Albert wußte sich so gegen sie zu benehmen, daß sie seinen eigentlichen Stand darüber völlig vergaß; sie fühlte sich gezwungen, ihm, wie Natalien, mit herzlicher Zutraulichkeit zu begegnen, und so gestaltete sich das Leben dieser Drei gar bald zu einer Art häuslicher Idylle, deren Neuheit für Albert und Natalie etwas unendlich Reizendes hatte. Beide fühlten, als wären die Tage ihrer harmlosen Kindheit wiedergekehrt, und Leontine mit ihrer naiven Herzlichkeit erschien ihnen dabei wie ein freundlicher Spielgeselle aus jener Zeit. Albert meinte, Na-

talien nie schöner gesehen zu haben, als in der ganz schmucklosen ländlichen Kleidung, die sie jetzt trug; nie hatte Natalie so innig empfunden, was Albert ihr sey, und so lebten die Liebenden im seligsten Brautstande Tagelang, ohne daß weiter ein Wort unter ihnen zur Sprache gekommen wäre, welches ihre Zukunft näher berührt hätte. Es war sogar, als ob beide sich verabredet hätten, dieses so lange als möglich zu vermeiden, weil sie fürchteten, sie könnten ihr gegenwärtiges Glück über dem Bestreben verlieren, es fester begründen zu wollen; und wahrscheinlich hätten sie noch Monate lang so hinleben können, wenn nicht ein Brief von Belcour den Prinzen aus seiner süßen Sorglosigkeit gewaltsam aufgerüttelt hätte.

Belcour benachrichtigte den Prinzen zuvörderst von Natalien's Flucht, und von seinen vergeblichen Bemühungen sie wieder zu finden, und Albert schämte sich Anfangs nicht wenig, daß er den treuen Freund, der erst nach seiner Rückkehr von der Zusammenkunft mit ihm Natalien's Verschwinden erfuhr, so lange in Sorgen gelassen. Doch als er weiter las, was Belcour ihm von der empörenden Art schrieb, mit der jetzt alle Zungen in der Residenz sich bemühten, Natalien's guten Na-

men auf das Unbarmherzigste zu zerreißen, da ergriff ihn ein so gränzenloser Zorn, daß er alles andere darüber vergaß.

„Niemand," schrieb Belcour, „niemand, vom Höchsten bis zum Geringsten, weiß der giftigen Worte genug zu finden, um dieses engelreine Wesen zu lästern. Ein altes Mährchen wird wieder hervorgesucht, als ob Natalie schon früher, wegen ganz unwürdigen Betragens, ihrer Hofdamenstelle entsetzt worden wäre; Niemand zweifelt mehr an der Wahrheit desselben, und Hunderte beeifern sich, es mit unendlich empörenden Nebenumständen zu verbreiten.

„Daß Natalie zu Niemand anders als zu Ihnen, mein Prinz, geflohen sey, davon ist alle Welt so fest überzeugt, daß jeder für einen Thoren gehalten werden würde, der es nur wagen wollte, den kleinsten Zweifel dagegen aufzubringen. Man behauptet allgemein, sie lebe mit Ihnen in einem tief verborgenen Winkel, als — meine Hand weigert sich alle die Unwürdigkeiten niederzuschreiben, welche diese Elenden sich gegen ein Wesen erlauben, das so hoch über ihnen steht. O wie sehne ich mich fort von diesen gebildeten Europäern, zu

meinen Indianern zurück! Natalien's eigner Oheim, wahrscheinlich um seine, etwas ins Schwanken gerathene Hofgunst zu retten, steht an der Spitze ihrer wüthendsten Feinde; er nennt sie überlaut die Schande seines alten edlen Hauses, er schwört, sie nie wieder aufzunehmen, nie mehr als seine Verwandte anerkennen zu wollen. O hätten wir sie nur erst gefunden! Mein Schiff wird schon in Cuxhafen für die lange Seereise ausgerüstet, ich erwarte hier nur noch meine Schwester Sara, die sich entschlossen hat mich und die Meinen nach unserem gemeinschaftlichen Vaterlande zu begleiten. Sara muß zu mir kommen, um mit mir unsere Europäischen Angelegenheiten zu ordnen, denn ich wanke und weiche nicht von hier bis Natalie wieder gefunden ist. Dann aber, dann — was kann dieses dann nicht für Seligkeit in sich fassen, wenn Sie, wenn Natalie — ich will Sie nicht überreden, mein Prinz, aber ich beschwöre Sie hieher zu eilen, wo in aller Hinsicht Ihre Gegenwart nöthiger ist, als je."

Albert war nach Lesung dieses Briefes einige Augenblicke vernichtet, denn es fiel ihm schwer auf das Herz, mit welcher entsetzlichen Ironie der Zufall alles künstlich vorbereitet habe, um der

frechsten Lüge den Schimmer der reinsten Wahrheit zu leihen. Er konnte es sich nicht verbergen, daß von nun an die Verläumdung Natalien überall hinfolgen werde, selbst an seiner Seite: denn gute Thaten werden schnell vergessen, doch böse Nachreden nie, und keine Macht auf Erden vermag dagegen zu schützen. Nur ein Ausweg war Alberten noch offen geblieben, um sich und Natalien zu retten, und mit dem festen Entschlusse ihn zu ergreifen, suchte er endlich gefaßter sie selbst auf.

Natalie wurde bleich, als sie mit ungewohntem Ernst ihn in das Zimmer treten sah; sie fürchtete, er käme ihr den Tag seiner Abreise zu nennen, dem sie schon längst mit Grauen entgegen blickte, und sie war des ungestörten Beisammenlebens mit ihm zu gewohnt geworden, um anders, als mit Todesschmerzen davon zu scheiden. Seit sie in dieser ländlichen Einsamkeit lebte, war überhaupt in ihrem ganzen Wesen eine merkliche Veränderung vorgegangen; die Spannung hatte nachgelassen, in welche, während ihrer ehemaligen Verhältnisse, das an sich Unbedeutendste sie oft versetzte; milde Heiterkeit war an die Stelle jener, bisweilen fast wilden Lustigkeit getreten,

mit der sie doch nur das tiefe Weh' in ihrer Brust zu übertäuben suchte. Durch alles dieses hatte sie an ächter Liebenswürdigkeit unendlich gewonnen, sogar ihre Gestalt erschien verklärter, und ihr ganzes Wesen trug einen Ausdruck von Milde und Innigkeit, der ihr sonst nicht immer eigen gewesen war.

Mit sprachlosem Erstaunen vernahm sie den Haupt-Inhalt von Belcour's Schreiben, den Albert ihr vortrug. Er fühlte, daß er sie hier nicht schonen dürfe, daher sagte er ihr Alles unumwunden, aber sein Herz blütete dabei, denn er sah auch wie glühende Röthe ihr Gesicht und Hals überströmte, wie gerechter Zorn ihr Auge entflammte und endlich große Thränen in demselben aufstiegen, die sie kaum zurückzuhalten vermochte.

„O daß ich so Dich verwunden! daß ich um diesen Preis die Krone meines Lebens erkaufen muß!" rief Albert schmerzlich, indem er die Knie der Zitternden umfaßte.

Natalie zwang sich zu lächeln. „Frevle nicht so," sprach sie, „wir behalten ja Uns, was kümmern uns die Andern? Wir haben Belcour und Leontine und Rosen, die Treuen! wir sind ja überreich. Was sind jen Leute denn? Würden

wir wohl nur eine Minute unsers Glücks hingeben, um die Gunst eines Einzelnen aus dem großen Haufen zu erwerben? und macht sie das zu mehr als sie einzeln sind, weil sie alle vereint gegen uns aufstanden? Selbst meinen Oheim nehme ich hier nicht aus; nicht mich hat er geliebt, nur den Namen seiner Ahnen, den auch ich trage. Um dieses Namens willen duldete er mich in seinem Hause und glücklicherweise hat das reiche Erbtheil meiner Eltern, das nun bald ganz mein wird, mich davor bewahrt, Wohlthaten in seinem Sinn von ihm annehmen zu müssen. Er fahre hin mit allen Uebrigen! Dürfte ich nur von jenem glänzenden Nichts, das sie die große Welt nennen, nie wieder etwas sehen oder hören! Gewährte mir nur ein günstiges Geschick, mit Dir, mein Albert, leben zu können, wie Rosen und Leontine leben, unbekannt, unbesprochen, unbeneidet, und doch so über alles neidenswerth in Deiner Liebe!"

„Mein süßes Leben! mein theures liebes Herz, wie Du mich entzückst!" rief Albert wonnetrunken. „Ja, alles soll werden wie Du sagst, weit schöner, weit herrlicher noch. Er suchte sich zu fassen um ihr ernst und eindringlich den Plan

auseinander zu setzen, den Belcour, gleich nach dem Zweikampfe, ihm in der Bauernhütte schon vorgelegt hatte, und auf den dieser im Verfolg seines Schreibens wieder zurückgekommen war.

Albert sollte für jetzt nach der Residenz zurückgehen, bis Belcour im Begriffe seyn würde abzureisen; dann sollte er zu Natalien zurück eilen, sich heimlich mit ihr trauen lassen, und mit ihr nach Cuxhafen fliehen, wo Belcour's Schiff segelfertig lag, um sie alle nach Bengalen zu führen. Rosen sollte Vollmacht behalten, Albert's und Natalien's Vermögen zu Golde zu machen und ihnen nachzusenden. „Wir werden mit dem allen dort nicht reich seyn, meine Natalie! obgleich wir hier es wären," setzte Albert hinzu, „aber doch wohlhabend genug, um keine Sorge zu fürchten, und was uns etwa noch mangeln sollte, werde ich unter Belcour's Leitung uns erwerben. Du siehst, meine süße Braut, wir haben sogar die prosaische Seite unsers Plans überdacht und für alles gesorgt. Belcour lebt von Geschäften zurückgezogen, in einem Paradiese, wo man nicht mit der balsamischen Luft den Tod einathmet, wie in den Gegenden Indiens, in welchen die goldgierigen Europäer hausen. Er will uns eines

seiner Landhäuser in seiner Nähe zur Wohnung einräumen. O Natalie, welch ein Leben werden wir führen! Was bin ich hier? Ein Schatten, ein Schall. Ein Fürst ohne Land ist das traurigste aller Titularwesen; ich werfe diese Flittern, diese vergoldeten Fesseln von mir, und erringe mir dadurch ein zweifach großes Glück, die Freiheit und Dich!"

Natalie hörte diesem allen zu, wie sie in ihrer Kindheit einem Feenmährchen zuzuhören pflegte, und dabei in ihrem Innern sich betrübte, daß diese schöne Zauberzeit vergangen sey und sie dergleichen nicht mehr selbst erleben könne. Doch Alberts feurige Beredsamkeit zerstörte ihren Unglauben und überwältigte alle Einwendungen, die sie hätte aufbringen können. Fortgerissen von den Wonneträumen ihres Freundes, sank sie endlich in seine Arme, und überließ es ihm erröthend, über ihrer Beider Zukunft allein zu entscheiden und alles dazu Nöthige nach seinem eignen Willen einzuleiten.

Albert riß in einem wahren Freudentaumel sich von Natalien los, um der Residenz zuzueilen, und mit Belcours Hülfe die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung des nun festgestellten Entschlusses zu treffen. Natalie blieb in dem stillen

Hause zurück, und der Schmerz, der bei dieser hoffentlich kurzen Trennung ihre Brust einengte, machte es ihr recht fühlbar, wie innig ihr Leben jetzt mit Alberts Leben verflochten sey. Nie hatte die Hoffnung, mit dem Geliebten auf immer vereint zu werden, ihr so nahe gestanden, und doch mußte sie gerade jetzt stets sich die Möglichkeit denken, daß er ihr dennoch entrissen werden könne. Ewig quälte sie sich mit der Frage: was denn aus ihr werden, wie sie es dennoch anfangen würde, um das Leben zu ertragen? doch ohne je in ihrem Gemüth eine genügende Antwort darauf zu finden.

Leontinens lauter Jubel verkündete Natalien nach wenigen Tagen Rosens, für jetzt noch ganz unerwartete Heimkehr, und auch Natalie eilte freudig, ihn zu bewillkommen; doch Rosen trat mit einem so innigen Ausdruck tiefer Wehmuth, schmerzlichen Mitleids auf sie zu, daß sie erbleichend vor ihm zurückschauderte. Kaum hörbar bat sie ihn, nur gleich ihr alles Traurige zu entdecken, was er mitbringe, und sie nur schnell der ihr peinlichsten Qual ungewissen Bangens vor einem unbekannten Unglück zu entreißen.

Rosen suchte lange nach Worten, er versicherte

sie vor allem von Alberts Wohlseyn, den er unterwegs getroffen hatte, und begann dann erst, die unheilvollste Begebenheit ihr zu entdecken, deren wahrscheinlich traurigen Einfluß auf Nataliens Geschick er jetzt schon vorahnend empfand.

Seit kurzem war in der Residenz ein höchst bösartiges Scharlachfieber ausgebrochen; kein Tag verging, an dem nicht trostlose Eltern aus allen Ständen am Sterbebette ihrer Kinder jammernd verzweifelten, und beide junge Prinzen, die Söhne von Alberts älterem Bruder, die herrlich erblühende Hoffnung des Landes, das seit Jahrhunderten gewohnt war, von diesem milden Herrscherstamme regiert zu werden, Beide waren unter den ersten Opfern, Beide sanken innerhalb weniger als vier und zwanzig Stunden in das Grab. Keine Vorstellungen der Aerzte, kein Flehn ihres verzweifelnden Gemahls, der mit unaussprechlicher Liebe an ihr hing, hatte die trostlose Mutter der armen Kleinen bewegen können, sie in der Todesnoth zu verlassen; Tag und Nacht lag sie über sie hingebeugt, und sank erst dann bewußtlos zusammen, als auch das letzte ihrer Kinder im Tode erstarrt war. Sie kehrte nie wieder zum hellen Bewußtseyn ihres ungeheuern

Verlustes zurück; dieselbe Krankheit, an der ihre Kinder gestorben waren, brach sogleich unter den gefährlichsten Anzeigen bei ihr aus, und nach wenigen Tagen war auch sie nicht mehr.

Jede Hoffnung auf Erdenglück sank mit ihr dem verzweifelnden Gemahle in das Grab; in tiefer, an Geistesverwirrung gränzender Melancholie saß er von dieser Stunde an lautlos da, immer hörte er das letzte Aechzen des mit dem Tode kämpfenden Lebens seiner Lieben; in allem, was ihn umgab, sah seine ganz verwilderte Phantasie nur Särge und offne Gräber; das Leben schien ihm so gänzlich verloren als er selbst dem Leben es war, und da er in diesem betrübten Zustande körperlich völlig gesund blieb, so mochte keiner der Aerzte es wagen, in geistiger Hinsicht eine Abänderung desselben zu versprechen.

Natalie hatte diese herzzerreißenden Nachrichten mit scheinbarer Fassung angehört, erst als sie alles wußte, verließen sie ihre Kräfte, und sie sank, von Todeskälte ergriffen, in halber Ohnmacht hin. Ihr erster Blick als sie wieder zu einiger Besinnung kam, fiel auf eine fremde Dame, die sich nebst Leontinen beschäftigte, sie wieder in's Leben zu rufen. Natalie betrachtete mit starrem

Blicke diese Gestalt, die ihr so lieb und bekannt und doch wieder so fremd erschien. „Sara! Belcours Schwester!“ rief sie endlich, und sank unter einem Strom erleichternder Thränen in die Arme der Unbekannten, die Belcours edle Züge trug und ihm so vollkommen glich, wie die weiße Zentifolie der dunkeln, die wir die schwarze Rose nennen. Es waren dieselben Züge, nur weicher, milder und an Farbe verschieden.

Wirklich war die Dame Belcours Schwester, die kurz vorher, ehe die furchtbare Epidemie ausbrach und alles in Furcht und Trauer versenkte, nur von seinem ältesten Knaben begleitet, in die Residenz zu ihm gekommen war. Zum Glück war Belcour indessen mit dem Justizrath Rosen zufällig bekannt geworden; er hatte sich ihm als einen Freund des Prinzen Albert zu erkennen gegeben und dafür von ihm Nataliens sichern Aufenthalt erfahren. Beruhigt über diese, war der treue Freund nun fester als je entschlossen, die jetzt gewiß nahe Ankunft des Prinzen in der Residenz abzuwarten, doch Todesangst ergriff ihn, wenn er die Gefahr bedachte, in welcher sein geliebtes Kind indessen hier schwebte, wo jetzt jeder Athemzug mit dem Tode drohte. Rosen

sah seine Sorge, er erbot sich, den Kleinen und Belcours Schwester sogleich zu Leontinen und Natalien zu bringen, wo die reine Bergluft seiner einsamen Wohnung das Kind vor jeder Gefahr der Ansteckung sicher stellte, und Belcour hatte voll dankbarer Freude diesen Vorschlag ergriffen und versprochen, späterhin seine Lieben in Rosens gastfreier Wohnung selbst abzuholen.

Sobald nur Natalie von dem ersten heftigen Gefühl ihres Unglücks sich einigermaßen erholt hatte, wirkte Sara's Gegenwart höchst beruhigend auf das Gemüth der tief Verwundeten. Sara war eine jener klaren kühlen Naturen, wie man unter den englischen Frauen sie oft antrifft, die, bei gänzlichstem Mangel an Phantasie, ein welches fühlendes Herz mit der höchsten Reinheit aller Gedanken verbinden; ihre bloße Gegenwart wirkt gleich einem stillen klaren Lichte, und verfehlt daher nie, auf leidenschaftlich erregte Gemüther eine sichere Gewalt auszuüben.

Sara fühlte sich gleich Anfangs zu Natalien gezogen, ohne doch weiter etwas von ihr zu wissen, als daß Belcour sie innigst verehrte. Sie hatte vom Leben zu viel gesehen, um nicht zu ahnen, daß Nataliens Seelenleiden einen tiefern

Ursprung haben müsse, als Mitleid mit dem Unglücke des fürstlichen Hauses, doch, ihrer Natur nach, war es ihr unmöglich, den eigentlichen Grund desselben zudringlich erforschen zu wollen. Sie begnügte sich damit, die arme Natalie so viel möglich durch freundliche Unterhaltung von dem Gedanken daran abzuziehen, und so geschah es, daß sie ihr einmal zufällig die Prinzessin Isidore nannte, mit der sie früher genau bekannt gewesen war, und auch noch fortwährend in vertrautem Briefwechsel stand.

Natalie zeigte so viel Interesse daran, von dieser Prinzessin mehr zu erfahren, daß Belcours Schwester sich dadurch bewogen fühlte, ein sehr ähnliches Miniatur-Bild derselben herbeizuholen, das sie vor kurzem von ihr zum Geschenk erhalten hatte. Natalie erblickte die Gestalt eines Engels, der mit gemildertem Glanze vom Himmel sich herabgesenkt zu haben schien, die armen Sterblichen zu trösten; sie versank in Betrachtung der wundervollen Schönheit der ihrem Albert von den Seinen bestimmten Gemahlin, während Sara sich sehr umständlich über die seltenen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes der jungen Prinzessin ausließ. Sie sprach von ihrer bescheidenen An-

sprachlosigkeit bei so vielen innern und äußern Vorzügen; von ihrer Freude am Wohlthun, von ihrer vielseitigen Geistesbildung; doch von dem, was während dieses Gesprächs im Innern der armen Natalie vorgehen mochte, hatte dieses, von aller Leidenschaftlichkeit freie Wesen keine Ahnung. Sara war zufrieden, daß Natalie ihr gern zuzuhören schien, während sie fortsprach, ohne nur ein Auge von ihrer Stickerei aufzuschlagen; und als Natalie sie zuletzt mit bebender Stimme um die Erlaubniß bat, das Porträt der Prinzessin in ihr Zimmer mitnehmen zu dürfen, so gewährte sie ihr dieses, wie sie auch jede andere Gefälligkeit ihr gewährt haben würde.

Von diesem Tage an ward Natalie immer stiller und stiller, aber auch immer freundlicher. So oft sie im kleinen häuslichen Kreise ihrer Freunde erschien, dem sie auf keine Weise auszuweichen sich bestrebte, verklärte ein wehmüthiges Lächeln ihre Züge. Mit Sara suchte sie oft Gelegenheit allein zu seyn, wo sie dann immer das Gespräch so zu wenden mußte, daß diese ihr von der Prinzessin Isidore erzählen mußte; ihre übrige Zeit brachte sie meistens in einem etwas abgelegenen Gartenhäuschen zu, welches Leontine

der schönen Aussicht wegen gleich in den ersten Tagen ihr eingeräumt hatte. Albert schrieb an Natalien, so oft er dieses mit Sicherheit thun konnte; heiße Sehnsucht nach ihr athmete in jedem seiner Worte, doch auch er schien tief betrübt, und alle seine Briefe waren mit herzzerreißenden Klagen über den traurigen Zustand seines Bruders angefüllt, dessen tiefe Melancholie immer mehr in völlige unheilbare Geistesverwirrung überzugehen drohte.

Nach einigen so verlebten Wochen kam Belcour, seine Schwester und seinen Sohn abzuholen; er hatte lange nichts von sich hören lassen, und Sara fing schon an, seinetwegen in Unruhe zu gerathen. Sorge um Leila hatten ihn bewogen, den weiten Umweg über Saras Güter zu nehmen, um sie, wenn auch nur auf Augenblicke, zu sehen, ehe er zu seiner Schwester sich begab. Er fand die zarte südliche Blume in Sehnsucht sich verzehrend, dem Welken nahe; auch sein jüngstes Kind litt augenscheinlich unter diesem nördlichen Himmelsstriche.

Als Belcour in ihr Zimmer trat, saß die arme Leila in Trauerkleider nach ihrer Landessitte

eingehüllt; ihr glänzend schwarzes Haar hing aufgelös't tief hinab, sie hielt ihr frierendes Kind am Busen festgedrückt, und sang leise mit unendlich rührender Stimme ein klagendes Lied aus ihrem Vaterlande. Belcours Anblick weckte sie aus ihrem Kummer, wie der frühe Morgenstrahl einen schwer und bange Träumenden erweckt. Keine Klage über seine lange Abwesenheit entschlüpfte ihrer Lippe, doch das namenlose Entzücken, mit dem sie ihm entgegenflog, der laute Jubel des Kleinen, der Freudentaumel, dem Mutter und Sohn mit aller Gluth südlicher Naturen sich lange überließen, ohne wieder zu sich selbst, oder zu Athem kommen zu können, klagten Belcours Vergessen lauter und herzzerreißender an, als Worte es vermocht hätten.

Belcour fühlte mit tiefem Schmerz, was er durch Vernachlässigung hier angerichtet; sein Herz wallte auf in Reue und Mitleid; alle ehemalige Liebe zu Leila, zu seinen Kindern erwachte, und er gelobte sich selbst, diese theuren Wesen nie wieder zu versäumen, noch zu vergessen. Noch einmal mußte er von Leila sich trennen, aber er that es nur unter dem heiligsten Versprechen, bald wiederzukehren, und dann sich mit ihr zu

der weiten Reise in das geliebte Vaterland einzuschiffen, um sie in Zukunft nie wieder zu verlassen.

Belcours und Nataliens Wiedersehen glich der stillen Todtenfeier um ein einst heißgeliebtes Wesen, und Beide saßen, in tiefe Wehmuth versenkt, lange schweigend neben einander. Belcour hatte längst eingesehen, daß höhere Pflichten es Alberten jetzt nicht mehr erlaubten, sich nach Bengalen zu flüchten; er theilte nicht die Illusion des Prinzen, welche diesem vorspiegelte, er könne im nächstkommenden Jahre mit Natalien dennoch ihm dorthin folgen; es war Belcour unmöglich, dieses Natalien zu verschweigen, und er brach endlich in laute Klagen darüber aus.

„Lassen Sie die Zeit entscheiden," erwiederte Natalie wehmüthig lächelnd, „wir alle sind ja nur das Kind des Augenblicks; unser kurzes Leben ist seiner Gewalt übergeben, und alle Versuche, unser künftiges Geschick im Voraus bestimmen zu wollen, sind ein trauriges vergebliches Wagniß, das sich selbst oft fürchterlich an uns rächt."

„Daß ich von nun an nie wieder Sie sehen

soll, Natalie," rief Belcour, „das ist der größte Schmerz meines Lebens, aber daß ich hier, in diesem Europa, Sie lassen muß, in diesem Lande, das nach allem, was ich in den letzten Tagen sah und hörte, wie ein Gefängniß voll giftiger Molche mir erscheint, das wird mich noch zur Verzweiflung bringen! Du himmlisch reines Wesen, wie wird es Dir ergehen unter diesen Larven voll Trug und Verrath!"

„Und gehöre ich denn nicht auch diesem Lande an?" sprach Natalie; „und Albert und so viele Treffliche, die in Allem was den Menschen der Gottheit näher bringt, hoch über uns Beide stehen?" Wie sonst in glücklichern Tagen, fuhr sie fort, die leidenschaftliche Ungerechtigkeit ihres trostlosen Freundes auf ihre anmuthige Weise zu schelten. Belcour vertheidigte sich nur mit dem Schmerze, sie verlieren zu müssen; er war von diesem so durchdrungen, daß er den ganzen Tag über von nichts anderm reden konnte; doch in seinem ganzen Wesen lag dabei so wenig von dem eines leidenschaftlich Liebenden, es trug vielmehr das Gepräge eines um ein heißgeliebtes Kind ängstlich besorgten Vaters, daß Natalie ihn selbst in Alberts Beiseyn hätte gern anhören mögen.

Noch in der nämlichen Nacht reis'te er mit Sara in aller Stille ab, weil er nicht den Muth hatte, Natalien das letzte Lebewohl zu sagen. Leontine brachte ihr am folgenden Morgen diese Nachricht; Natalie hörte sie erbleichend, und ging still in ihr Zimmer zurück, ohne ein Wort darauf zu erwiedern.

Bald darauf langte Albert an, und Natalie stürzte mit einem Schrei schmerzlicher Freude ihm in die Arme.

„Nun habe ich Dich! Nun halte ich Dich auf immer, meine hochgeliebte Braut!" rief Albert; „Du legtest unsere Zukunft in meine Hände, nie sollst Du dieses bereuen, meine Natalie, alles ist vorbereitet. Morgen vereinigt ein geistlicher in der kleinen Waldkapelle uns durch den Segen der Kirche. Uebermorgen muß ich freilich wieder zu den Meinen zurück, die jetzt meiner noch nicht entbehren können. Sie sind sehr unglücklich, meine Natalie; darum vergib ihnen; vergib ihnen, was sie uns gethan haben und vielleicht noch versuchen werden, uns zu thun. Nur versuchen, denn von Morgen an bist Du mein geliebtes Weib, das ich beschützen kann und darf."

Natalie zerfloß in Thränen und vermochte nicht

zu antworten. „Weine nicht so, meine Natalie, meine Braut, mein süßes geliebtes Leben, weine nicht so," bat Albert. „Du bist ja mein, und nichts kann das Band trennen, das uns vereinen wird, wenn es gleich, wie Du vielleicht ahnest, noch eine kleine Weile geheim gehalten werden muß. Meine Verwandte bedürfen einstweilen noch einiger Schonung, denn der Zustand meines armen Bruders ist entsetzlich. Doch Gott kann und wird dieses wenden; und würde auch diese Hoffnung zu Schanden, dennoch bin ich entschlossen, bald, recht bald unserem edlen Freunde in sein Paradies zu folgen. Von dort mag mein Volk einst mich abrufen, wenn es so käme, daß ich den Fürstenstuhl meiner Ahnherrn besteigen müßte; doch hoch und theuer sey es beschworen, ich kehre nur an Deiner Hand zurück, oder bleibe, wenn sie Dich nicht als ihre Fürstin anerkennen wollten, in der glücklichen Freistätte, welche die Freundschaft uns bietet, bis an das Ende meiner Tage mit Dir."

„Nur heute erwähne der Zukunft nicht!" rief mit einer Art Aengstlichkeit Natalie; „nur heute schenke mir, nur diesen einzigen Tag laß alles seyn, wie es sonst war. Morgen! morgen!"

Albert sah sie tief erschüttert, in unnatürlicher Spannung, er fühlte wohl, was sie alles in dieser Zeit gelitten haben mußte, und gewährte gern, was sie verlangte.

Natalie erholte sich sichtbar, und von nun an schien es, als ob sie ihr ganzes Leben mit allen seinen schmerzlichen Wonnen und freudigen Schmerzen in dem kurzen Raume dieses einzigen Tages noch einmal mit ihm durchleben wolle; alle Scherze und Spiele, die Jugend-Liebe und Phantasie ihnen Beiden jemals eingaben, rief sie wieder zurück; sie entfaltete den ganzen Reichthum ihres Gemüthes und Geistes vor seinen entzückten Blicken, und der Schleier süßer Wehmuth, der bisweilen ihr schönes Auge umdüsterte, gab ihr einen neuen unwiderstehlichen Reiz.

Endlich war es Abend geworden; die Nacht brach herein; Rosen und Leontine saßen mit Albert und Natalien im traulichsten Verein. Da ward Natalie immer ernster und bleicher, doch suchte sie das Gespräch noch aufrecht zu halten, bis es Mitternacht war. Ihr ganzes Wesen veränderte sich plötzlich, als sie den Schlag der Uhr im Schloßthurm vernahm; sie stand auf und trat dicht vor Albert hin, Todtenblässe bedeckte ihr

Gesicht, aber ihr Auge strahlte in Himmelsglanz; sie schien größer als sonst, und ihr ganzes Ansehen war das einer Verklärten. Grabesstille herrschte im Zimmer, Rosen und Leontine schienen endlich aufstehen und sich entfernen zu wollen, doch ein Blick von Natalien hielt sie fest.

„Heute ist dahin, es ist Morgen!“ sprach kaum hörbar Natalie, athmete schwer aus tiefster Brust, und ergriff Alberts beide Hände. Große Thränen rollten einzeln aus den gen Himmel gehobenen Augen über das regungslose bleiche Gesicht, ohne daß sie es zu bemerken schien.

„Albert,“ sprach sie erbebend, „mein Albert, Dank Dir für Deine treue Liebe, für alles Glück meiner seligen Jugendzeit, und auch für diesen letzten Tag, den Du mir heute schenktest, für diesen Tag, an dem ich noch einmal, zum letzten Male, glücklich seyn wollte. Waffne Dich mit Muth, wir scheiden jetzt für dieses Leben, weil wir müssen; weil höhere, weil die höchste, ernsteste Pflicht von meiner Seite Dich abruft. Ich darf Deine Gattin nicht werden.“

Albert umklammerte sie mit einem Schreckensschrei, wie nur der furchtbarste Schmerz einer gemarterten Brust ihn auspressen kann. Seine Blicke

wurden wild, er hielt sie fest, mit fast übermenschlicher Kraft, als drohe eine äußere Gewalt sie ihm zu entreißen.

„Nicht so," sprach Natalie sehr sanft, „o nicht so, mein Geliebter, laß uns scheiden! Mache nicht, daß ich zu schmerzlich bereuen muß, daß ich nicht ging ohne Abschied von Dir, wie ich es erst mir dachte. Seit jenem Moment, in dem ich das Unglück Deines Hauses erfuhr, kämpfe ich den schweren Kampf mit — o mein Gott — ich gehe siegreich hervor, doch blutend aus tausend tiefen Herzenswunden."

Die Stimme versagte ihr, Thränen überströmten ihr Gesicht; Albert lag wie vernichtet in den Armen seines Freundes, und Leontine schluchzte laut, als drohe das Herz ihr zu brechen.

Natalie ermannte sich wieder. „Du bist zum Herrscher über Dein Land berufen; Gott legte die schönste, aber schwerste Pflicht Dir auf; Du darfst hinfort nur ihr allein leben," sprach sie feierlich ernst. „Du darfst nur eine Gemahlin Deines Standes Dir wählen, die arme Natalie ist es nicht. Nie kann ich den Thron mit Dir theilen, erspare mir, Dir aufzuzählen, was alles unüber-

windlich, unübersteiglich zwischen mir und Dir sich gestellt hat."

„Natalie, edles, geliebtes Wesen, Du Leben meines Lebens, meine geliebte mir verlobte Braut," rief Albert und riß mit verzweifelndem Ungestüm sie wieder an seine Brust, „willst Du, daß ich wie mein Bruder in Wahnsinn und Verzweiflung untergehe? Sterben kann ich für mein Vaterland, doch ohne Dich leben kann ich nicht. Auch Du kannst es nicht ohne mich, Dein edler Muth reißt zum eignen Untergange Dich hin. Du weißt nicht, was Du thun willst, nur Einen Tag, Einen Tag der ruhigen Ueberlegung schenke uns. Jetzt flehe ich wie Du gestern, viel heißer, in Todesangst bitte ich: nur Einen Tag noch. Morgen, morgen!"

„Morgen!" wiederholte Natalie mit schwacher tonloser Stimme, drückte noch einmal ihn an's Herz, hielt lange, lange sprachlos ihn fest, ehe sie aus seinen Armen sich wand, schritt dann festen Schrittes der Thüre zu, blickte noch einmal ihn an, bewegte noch einmal die Hand gegen ihn hin, und war verschwunden.

Rosen verhinderte den Prinzen, ihr zu folgen; er blieb die ganze Nacht ihm zur Seite, die dieser

im furchtbarsten Kampfe durchwachte, bis gegen Morgen seine Kräfte schwanden und er in ruhelosen Schlummer hinsank. Als Albert erwachte, war Natalie abgereiset, die treue Leontine hatte es sich nicht nehmen lassen, sie bis an den ersten Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Alberts Zustand, als er diese Nachricht vernahm, war furchtbar.

Natalie hatte einen Brief an Albert zurückgelassen, den sie mehrere Tage zuvor mit großer Fassung geschrieben. Alles, was ihrer Vereinigung mit dem künftigen Erben eines Thrones sich unüberwindlich entgegenstellte, hatte sie so klar ihm in diesem Schreiben auseinandergesetzt, daß Albert, wenn gleich unter Todesschmerzen, sich endlich darein ergeben mußte. Sie fügte am Ende noch die rührende Bitte hinzu, sie als eine Gestorbene ein Jahr lang in seinem Herzen zu betrauern, und dann um die Prinzessin Isidore zu werben. Eine von ihrer eignen Hand gemalte treue Kopie des Gemäldes dieser Prinzessin war dem Briefe beigefügt. Sie schloß den Brief mit dem Versprechen, den Schmerz nie zum Geschäfte ihres Lebens machen zu wollen, und beschwor ihren Albert, ihrem Beispiel zu folgen, und des ver-

gangenen Glücks nur wie eines schönen Jugendtraumes zu gedenken, dessen Erfüllung einem höhern Daseyn vorbehalten sey.

Natalie traf ihren Freund Belcour nebst den Seinen in Cuxhaven an, wo sie auf günstiges Wetter warten mußten, ehe sie die lange Seereise antreten konnten. Der frohe und schmerzliche Empfang, der ihr ward, läßt sich leichter fühlen als beschreiben.

Eine schmerzliche Freude, die auf ihr ganzes künftiges Leben Einfluß hatte, ward Natalien noch, ehe sie Europa verließ. Als Belcour noch hoffte, daß Albert mit Natalien vereint, ihn in sein geliebtes schönes Vaterland begleiten würde, war der Gedanke in ihm aufgestiegen, sich einen geschickten menschenfreundlichen Arzt für sie und die Seinen zu gewinnen. Um Natalien freudig zu überraschen, hatte er an den Leibarzt, den sie ihm oft gerühmt, sich schriftlich gewendet. Die Vorschläge, die er ihm that, waren sehr glänzend, und der des Lebens an seinem Hofe längst müde Arzt faßte bald den Entschluß, diesem zu entsagen und sein Heil in einem andern Welttheile zu versuchen. „O mein warnender Freund! wie wahr hat Ihr prophetischer Geist einst zu mir

gesprochen," rief Natalie unter Thränen, so wie sie ihn erblickte.

Am folgenden Tag war der Wind günstig, und blieb es; alle schifften sich ein unter dem lauten Jubel Leila's und der Kinder. Belcour und Natalie waren still und ernst. Nach mehreren Monaten leuchtete in bezaubernдem Glanz die neue Welt Natalien entgegen, welche sie zum Wohnplatz sich erkohren hatte. Dort lebt sie; ihre Jugendlust ist verschwunden, aber das Bewußtseyn, das Rechte erwählt zu haben, gibt ihr ruhige Heiterkeit. Der Arzt steht mit seinem heitern Ernste tröstend, wie das Schattenbild ihres entschwundenen Glücks, ihr zur Seite; die im Vaterland wieder erblühende Leila hängt mit kindlicher Ergebenheit an ihr, und Belcour verehrt sie gleich einem höhern Wesen, dessen Nähe der Segen seiner Tage ist. Ihr Geschick gleicht dem einer jungen Braut, die in der höchsten Blüthe des Lebens früh zu einem bessern Daseyn überging, ohne den lebendigen Strom des Gefühls, dem sie ewige Dauer zutraute, in den alles verschlingenden Sumpf der Gewohnheit langsam und trübe versiegen sehen zu müssen.

Nach Jahresfrist erfüllte Prinz Albert den

Wunsch Nataliens und seines Landes, indem er der Prinzessin Isidore sich vermählte. Schon früher waren manche sehr entstellte Gerüchte über ihn und Natalien bis zu der jungen Fürstin vorgedrungen; doch ein Brief von ihrer Freundin Sara machte mit der wahren Geschichte dieser Liebe sie bekannt, und erfüllte sie mit Bewunderung des Heldenmuthes dieses edlen Wesens. Sie nannte in der Folge zuerst Nataliens Namen ihrem Gemahle auf eine Weise, die seinen innigsten Dank ihr erwarb.

Noch immer wird Nataliens Angedenken von dem jungen fürstlichen Paare heilig gehalten, und Albert weiht ihm manche einsame Stunde, die ihm nie durch eifersüchtiges Bewachen von Seiten seiner Gemahlin verkümmert wird. Der alte Fürst ist indessen entschlafen; Alberts unglücklicher, in unheilbare Schwermuth versunkener Bruder hat sich ein Kloster zum letzten Asyl seines verlöschenden Lebens erwählt, und Prinz Albert verwaltet schon jetzt, als anerkannter Erbprinz, zum Heil seiner Unterthanen die Regierung des Landes, dessen Scepter der jetzt regierende, in Unmuth und Kränklichkeit langsam vergehende Fürst nur dem Namen nach führt.

Anton Solario,
der Klempner.

Eine
Malergeschichte.



Es war bald zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa um das Jahr vierzehnhundert und sechs, als Anton Solario, ein junger rüstiger Gesell, aus der damals wegen ihrer vielen unruhigen Köpfe übel berüchtigten Provinz Abbruzzo, in Neapel einwanderte. Doch gehörte er keineswegs zu jenen Unruhstiftern, die damals zuweilen Räuber genannt wurden und es mitunter auch waren; nie hatte er in fremde Händel sich gemischt und war auch jetzt nicht Willens, es zu thun; er suchte und wollte nichts weiter, als in jener großen schönen Stadt sein tägliches Brod ordentlich und ehrlich sich erwerben.

Antonio's Vater war ein schlichter fleißiger Handwerker in dem unfern der Hauptstadt von Abbruzzo gelegenen Orte Civita. Er hatte seinem Sohne das Einzige gelehrt, was er selbst zu

treiben verstand, nämlich: aus Blech, Eisen, Kupfer und Messing allerlei in der Küche und im Haushalt nützliche und brauchbare Geräthschaften zu verfertigen. Der Knabe bezeigte sich dabei eben so gelehrig als fleißig, willig und geschickt, er wuchs unter fortwährender, aber nicht mühseliger Arbeit, in der väterlichen Werkstatt kräftig und freudig heran. Jetzt war er vier und zwanzig Jahr, und nun erst fiel es dem Vater ein, daß es hohe Zeit sey, den jungen Vogel, dem die Flügel mächtig gewachsen waren, aus dem väterlichen Neste zu entlassen, damit er mit eignen Kräften sein Heil in der Welt versuche, und selbst zusehe, wie er es anfangen könne, in ihr sein ferneres Fortkommen zu finden. Antonio mußte auf die Wanderschaft. Der Vater gab ihm einiges Geld und viele gute Lehren mit auf den Weg. Der Sohn trat diesen voll des frischesten Jugendmuths freudig an, und das erste Ziel der Reise war natürich die nicht zu weit entfernte, weltberühmte, glänzende Königsstadt seines Vaterlandes.

In ganz Italien, vorzüglich aber im Königreiche Neapel, war damals eine wilde verworrene

Zeit, befleckt mit blutigen Thaten und Gräueln aller Art. Ladislaus, der damalige König von Neapel, hatte sowohl in seinem Reiche, als außer den Gränzen desselben viele mächtige Feinde zu bekämpfen. Krieg und bürgerlicher Zwiespalt waren überall an der Tagesordnung, aber Handel und Wandel, Freude und Leid, Kunst und Handwerk, alles strebte dennoch, im Innern den gewohnten Gang zu gehen. Denn die Zeit gewöhnt den Menschen an alles, was lange währt, an Schmerz und Sorge, sogar an ewige Unruhe, immer drohende Gefahr und steten Wechsel der Verhältnisse. Dieses haben sehr viele von uns in den letzten Zeiten selbst erfahren, und in Neapel war es in dieser Hinsicht vor vierhundert Jahren nicht viel anders, als bei uns in unsern Tagen. Wenn man auch durch die Zeitumstände zuweilen etwas aus dem Gleise gebracht wurde, so suchte man doch immer so bald als möglich wieder hineinzukommen, und wer nicht gerade unmittelbar in die größten Begebenheiten verflochten wurde, setzte zu Hause das gewohnte Leben nach alter Weise fort, nur darnach trachtend, sich so viel möglich vor äußerer Störung zu bewahren.

Deshalb wurden die bösen Zeiten auch unserem Anton Solario bei weitem nicht so ungünstig, als man es hätte befürchten können. Er fand bald Arbeit vollauf; wie früher in Civita, so hämmerte und löthete er jetzt auch in der großen Königsstadt vom Morgen bis zum Abend an seinen Kesseln und Pfannen, seinen Leuchtern und Trichtern, und allen den zallosen Erzeugnissen seines Handwerks. Er that dieses mit so ausgezeichneter Geschicklichkeit, daß er sich dadurch bald in seiner niedern Sphäre eine Art von Berühmtheit erwarb. Ueberdem hatte die Natur eine ausgezeichnet schöne Gestalt ihm verliehen, diesen offenen Empfehlungsbrief an die Welt, der in allen Ständen anerkannt wird; sein ganzes Wesen war mit jener Anmuth bezeichnet, die keiner jemals erringt, dem sie nicht angeboren ist. Alle die mit dem jungen Handwerker in Berührung kamen, mußten ihm schnell gewogen werden; die bedeutendsten Kundschaften strömten von allen Seiten ihm zu; die kleine Bude, in der Antonio Anfangs aufgetreten war, erweiterte sich schnell zu einer für sein Gewerbe ziemlich ansehnlichen Werkstatt, und zuletzt gab es in ganz Neapel fast keine vornehme

Küche mehr, die nicht den jungen hübschen Klempner in Nahrung gesetzt hätte. Anton ließ sich indessen durch dieses unverhoffte Gelingen nicht zum Hochmuth verleiten; er blieb bescheiden und verschmähte es sogar nicht, Bestellungen, die man ihm auftrug, auch außer seiner Werkstatt zu vollbringen, wenn dieses von ihm gefordert wurde. Dadurch erhielt er Zutritt in den Häusern, zu welchen jene vornehmen Küchen gehörten, und bekam auch zuweilen Gelegenheit, ihren Gebietern Rede zu stehen und durch sein gefälliges Betragen ihren Beifall sich zu erwerben. Sein Ruf drang endlich sogar bis zu den Ohren des Küchenmeisters der Königin, der ihn zu sich berufen ließ und dem fleißigen neuen Ankömmling im königlichen Palaste selbst auf mehrere Tage Beschäftigung gab, so daß dessen bescheidnes Glück sich auf diese Weise immer fester und fester begründen zu wollen schien.

Antonio hämmerte eines Tages in der zum Treiben seines geräuschvollen Handwerks ihm im Palast angewiesenen Kammer lustig darauf los, als der Zufall die Königin-Mutter, Margarita, an der Thüre derselben vorüberführte, ihr zur

Seite ging ihre Tochter, die verwittwete Herzogin von Oestreich, eine der schönsten und geistvollsten Prinzessinnen ihrer Zeit. Beide Fürstinnen wurden auf das Geklimpere aufmerksam, sie erkundigten sich nach der Ursache desselben, und traten endlich in die Kammer hinein, um Antonios Arbeiten zu sehen, die für sie wenigstens den Reiz der Neuheit hatten. Sie fanden Wohlgefallen an diesen, doch mehr noch an dem Arbeiter selbst, aus dessen dunkeln Feueraugen ein weit über seinen Stand erhabner Geist blitzte. Alle Fragen, die sie an ihn richteten, beantwortete er mit seinem Anstande eben so bescheiden und verständig als furchtlos. Von diesem Tage an erhielt Antonio sehr viele Bestellungen für den Hof, und wenn die Gelegenheit sich dazu bot, verfehlten die Fürstinnen nie, ihm ein paar huldvolle Worte zu sagen. Vor allem bewies die junge Herzogin Giovanna sich gnädig gegen ihn, denn ihr milderes sanfteres Gemüth verstand es leichter, sich zu Niedern herabzulassen, als der hochfahrende Sinn ihrer Mutter, der für das Wohl des Landes nur zu sehr und zu tief in die damaligen Welthändel sich verwickelt hatte.

Gleichzeitig mit dem armen Klempner lebte damals auch der berühmte Maler Colantonio del Fiore in Neapel, und ward als einer der ersten Meister seiner Zeit von der ganzen königlichen Familie in hohen Ehren gehalten. Der Hof sowohl als die Stadt waren stolz darauf, ihn und seine berühmtesten Werke in ihrer Mitte zu besitzen, und der König, die Königin, nebst allen Vornehmen des Reichs beeiferten sich um die Wette, dem großen Künstler Achtung und Liebe zu beweisen, der sowohl den Ruhm, als den reichen Lohn, der seinem Talente gezollt wurde, auf alle Weise verdiente. Denn Colantonio war einer der thätigsten von jenen Malern, die in der damaligen Zeit mit warmem Sinn und weisem Fleiße der eben im Wiedererstehen begriffenen Kunst kräftig aufzuhelfen strebten. Seine Lehrerin, so wie sein Vorbild war die Natur, der er treu und wahr zu folgen sich bemühte; auch in der Behandlung der Farben war er bewundernswerth und wußte sie mit damals seltner Zartheit aufzutragen. Eines seiner Gemälde in der Kirche St. Lorenzo zog in Neapel vor allem, als sein größtes Meisterwerk, die allgemeine Bewunderung auf sich; und noch

heut zu Tage wird es von Freunden und Kennern der Kunst, mit Hinsicht auf die Zeit seiner Entstehung, hoch gehalten. Es stellt den heiligen Hieronymus vor, wie er im Begriffe steht, einem mächtigen Löwen, der geduldig, gleichsam bittend den Heiligen ansieht, einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen. Des Meisters Ruhm war kein flüchtiges Kind der Zeit, er blieb dauernd, und auch nach seinem Tode wurden die Gemälde Colantonio's von Kennern gesucht und zu hohen Preisen erkauft. Der Erzbischof von Neapel, Kardinal Annibale di Capoa, ließ sogar im Jahr 1509 ein al fresco von ihm gemaltes Bild aus der Mauer eines Palastes mit unendlicher Mühe heraussägen, um es an einem heiligern, seiner würdigern Platz, über dem Altare einer Kirche, aufzustellen, und es wurde eine große feierliche Procession angeordnet, um es von seinem ehemaligen Standorte dorthin zu begleiten.

Auch die persönliche Erscheinung des Meisters Colantonio del Fiore eignete sich vollkommen dazu, Jedem, der ihm nahte, auch ohne Hinsicht auf sein Verdienst um die Kunst, Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Er war damals ein noch

rüstiger stattlicher Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, dem man das Bewußtseyn einer bedeutenden Stellung in der Welt wohl ansah, ohne ihn dabei des Hochmuths oder der Eitelkeit beschuldigen zu können. Auch seine äußern Umgebungen waren imponirend, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit: alles in seinem Hause war auf vornehmen Fuß eingerichtet, denn er liebte den Glanz und die Pracht, und war durch Uebung seiner Kunst reich genug geworden, um diesen Hang befriedigen zu können.

Mit der Gunst des Hofes, hatte der Klempner Anton natürlicher Weise, auch die von denen erhalten, welche mit jenem in Verbindung standen: alle gaben ihm Beschäftigung in seinem Fache, und so ward er denn auch in dieser Absicht in das Haus des Malers Colantonio gerufen. Es gab dort eine Menge namenloser Kleinigkeiten für ihn zu thun. Manches schon Vorhandene bedurfte einer Veränderung, anderes mußte ausgebessert werden, der Klempner bekam auf mehrere Tage Arbeit, und weigerte sich nicht diese zum Theil im Hause des Malers vorzunehmen. Den alten stattlichen Meister selbst, bekam er dabei freilich

nur selten oder gar nicht zu sehen; wohl aber die beiden Kinder desselben, besonders die Tochter, die über einige der ihm aufgetragenen Bestellungen manches mit ihm zu verhandeln hatte. Der Sohn des alten Colantonio, Aniello del Fiore, war ein trüber mißmuthiger Jüngling, dessen schwankender Sinn, für den lebensfrischen feurigen Anton Solario wenig Anziehendes haben konnte. Aniello suchte damals fruchtlos den innern Widerwillen zu bekämpfen, den er gegen die Kunst seines Vaters empfand, und zu welcher dieser ihn zu bilden strebte. Späterhin ging er zur Bildhauerei über, doch ohne auch in dieser Kunst jemals etwas Bedeutendes zu leisten.

Die Tochter hingegen, — die wir Lauretta nennen wollen, weil der alte Geschichtschreiber, dem wir diese Nachrichten von dem Leben des Anton Solario verdanken, uns ihren eigentlichen Taufnamen aufzubewahren vergessen hat, — die Tochter war das holdseligste lieblichste Wesen; eine im hellsten Frühlinge des Lebens frisch erblühende Rosenknospe, und der arme Antonio konnte sie nie wieder vergessen, nachdem er sie nur einmal gesehen und gesprochen hatte. Die

Arbeit im Hause ihres Vaters war beendet, er hoffte es solle nun wieder mit ihm anders werden, und suchte durch noch emsigere Arbeit sich zu betäuben, doch vergebens. Der süße Klang ihrer Rede, der noch in seinem Innern wiederhallte, übertönte sein unaufhörliches Hämmern und Pochen. Das Bild von Colantonio's schöner Tochter schwebte vor ihm, wo er ging und stand, es lächelte aus jeder hellpolirten Metallfläche, die er zu bearbeiten hatte, ihm entgegen, es drängte sich in seine Träume, und ließ ihm keine Ruhe, weder am Tage noch zur nächtlichen Zeit. Zuletzt versank er immer tiefer in düsteres schwermüthiges Sinnen, und alle Jugendlust schien auf immer ihm entschwunden zu seyn. Statt, wie sonst, den Hammer rüstig zu führen, ging er nur mit Plänen um, die Geliebte wiederzusehen, und gelang ihm dieses, so stieß das Lächeln ihrer klaren Augen, ihre freundliche Rede, ihr holdes Grüßen, ihm den verwundenden Pfeil immer tiefer in das liebeglühende Herz; bis er, in Sehnsucht vergehend, keinen Ausweg aus seinem Leide mehr sah, als den Besitz der Geliebten, der ihm unerreichbar schien, oder den Tod.

So verkümmerte der Arme immer mehr und mehr, und war nahe daran, sich der hoffnungslosesten Verzweiflung ganz hinzugeben. Eines Morgens kehrte er aus der Messe in sein einsames Kämmerchen zurück; er war trostloser als je, denn er hatte gehofft, Lauretten in der Kirche zu erblicken und sie verfehlt. Er warf sich auf seinen gewohnten Sitz am Fenster hin, und fing an, recht ernstlich über sein ferneres Geschick mit sich selbst Rath zu halten. Es war ein Feiertag, kein Hammer ertönte in der Werkstatt, sonntägliche Ruhe und Stille herrschte rings umher, und beschwichtigte allmählich auch das Herz des in Liebe vergehenden Jünglings, zu gemäßigtern Schlägen. Die Sonne schien hell und freundlich durch die kleinen runden Fensterscheiben, ihr leuchtendes Bild strahlte vervielfältigt zurück von den Arbeiten Antonios, mit denen er sein Zimmer aufgeputzt hatte. Antonio blickte mit thränenfeuchten Augen hinaus auf das Meer, das hell und glänzend wie ein Spiegel, in unnennbarer Pracht, ihm aus der Ferne entgegenleuchtete, und kalte Schauder durchrieselten ihn, als es ihm jetzt plötzlich schwer auf das Herz fiel, wie nah' er noch am gestrigen

Abende daran gewesen sey, sich und seine Liebe und sein hoffnungsloses Leid, durch einen einzigen gewagten Sprung, in jene lautlose Tiefe zu begraben. Die Welt lag in diesem Augenblick in so wundervoller unaussprechlicher Schönheit vor ihm ausgebreitet da, daß der Wunsch, noch länger in ihr zu leben, ihn unwiderstehlich ergreifen mußte; er bedachte, daß noch immer Zeit genug zum Sterben kommen könne, und fing an es recht ernstlich zu überlegen: ob seine Lage denn wirklich so ganz entsetzlich sey, daß er jede Hoffnung aufgeben müsse, sein trauriges Geschick auf freundlichere Weise zu wenden.

In jener Zeit, waren Handwerk und Kunst, im Aeußern bei weitem nicht so strenge von einander geschieden, als jetzt. Beide hatten ihre Werkstätten, in denen der Meister mit seinen Gehülfen und Lehrlingen gemeinschaftlich arbeitete, und Keiner gelangte zur Meisterschaft, der nicht einst Lehrling und Gehülfe gewesen war. Dem mit der innern geistigen Hoheit der Kunst noch ganz unbekannten Antonio, konnte daher leicht der Gedanke kommen: ein fleißiger Handwerker, der, gleich ihm, mit Gelingen sein Gewerbe be-

trieb, stehe doch nicht so ganz tief unter einem Maler, daß man ihn unverschämt schelten könne, wenn er seine Augen bis zu der Tochter eines solchen erhöbe. Freilich war Meister Colantonio ein sehr reicher Mann, die Welt achtete ihn hoch, der König und die Königin überschütteten ihn mit Beweisen ihrer Huld: aber er, Anton Solario, hatte doch auch sein gutes Auskommen, und die Herzogin Giovanna hatte ja ihm auch gelächelt, und sogar verheißen, zu seinem weitern Fortkommen in der Welt ihm behülflich zu seyn.

Die Jugend pflegt eben so leicht und schnell auf die schwindelndste Höhe des Hoffens sich zu erheben, als sie geneigt ist, in die tiefste Tiefe der Verzweiflung zu versinken. Auch Antonio erfuhr dieses, denn je länger er über das alles nachdachte, je höher stieg sein Muth, je lebendiger regte sich seine Phantasie, um ihm alle seine Verhältnisse im günstigsten Lichte zu zeigen. „Ich war ein Thor, mich so der Trostlosigkeit hinzugeben, ohne einen Versuch mein Glück zu erringen,“ rief er endlich, und sprang auf, um seine Feierkleider wieder herbeizusuchen, die er kurz vorher in Unmuth abgeworfen hatte. „Ge-

wiß wird die gütige Herzogin sich erbitten lassen, bei dem alten Maler ein gutes Wort für mich zu sprechen, das allerdings helfen muß. Ich will ja nur Lauretta, mehr brauche ich nichts von seinen Schätzen, denn Handwerk hat einen goldenen Boden, das weiß der alte schlaue Meister wohl selbst." Und nun eilte er, so schnell er konnte, in das Haus des Colantonio, um bei diesem seine Worte geziemend anzubringen: denn innerlich mochte er wohl fürchten, den mühsam gewonnenen Muth sich wieder entschwinden zu sehen, wenn er es wage, sich fernerem Nachdenken über seinen schnell gefaßten raschen Entschluß zu überlassen.

Mehr erstaunt als erzürnt, hörte Meister Colantonio den jungen Mann bis zum Ende seiner Rede geduldig an, der Anfangs stotternd und verlegen, bald aber kühner werdend, mit immer steigender Leidenschaftlichkeit ihm sein Anliegen vortrug. Die schöne Gestalt des Jünglings, der mit feuriger Beredsamkeit in ihn dringend vor ihm stand, der Ausdruck der regelmäßigen Gesichtszüge, das Leuchten der sprechenden Augen, gefielen dem alten Maler so wohl, daß er es

nicht vermochte ihn mit Härte von sich zu weisen, obgleich der Antrag desselben ihm fast lächerlich vorkam.

„Junger Mensch," fing Colantonio an, nachdem jener ausgeredet hatte, „junger Mensch, Dein Sinn steht hoch, und das mag ich an der Jugend eben nicht schelten, weil es immer ehrenvoll bleibt nach dem Höchsten zu streben, selbst dann noch, wenn wir es nimmer erreichen. Dieses Mal aber hast Du Dich im Ziele ganz vergriffen, was Du hoffentlich bald selbst einsehen wirst. Die Tochter des Colantonio del Fiore kann nur die Gattin eines Malers werden, wie ihr Vater einer ist, und somit gehe mit Gott und wende Deine Gedanken anderswohin."

Antonio erbebte, erglühte, erblaßte. „Herr!" rief er nach kurzem Verstummen, „Herr! und wäre ich ein Maler wie Ihr, würdet Ihr Eure Tochter mir geben?"

„Gewiß würde ich es," erwiederte Colantonio mit mildem Ernste, denn ihn jammerte der tiefbewegte Jüngling, und er wünschte, ihn tröstend zu beschwichtigen. „Du, wie Du da vor mir stehst, gefällst mir wohl, Du scheinst tüchtig und

brav, und darfst auch im Aeußern Dich sehen lassen. Doch das sind Reden, die zu nichts führen können; darum gehe mit Gott und vergiß, was nicht zu ändern ist."

„Und, Herr! Ihr wolltet? Ihr wolltet gewiß Eure Tochter mir zur Gattin geben, wenn ich ein Maler wäre wie Ihr?" rief Antonio nochmals mit flammenden Augen und bebenden Lippen, fast athemlos.

„Du hast es gehört; was Colantonio del Fiore einmal ausspricht, gilt für immer. Tröste Dich damit so gut Du kannst, und nochmals, geh' mit Gott!" erwiederte der alte Maler.

„Laßt mir Zeit und ich werde ein Maler wie Ihr," sprach jetzt Antonio fast tonlos, mit hochfliegender Brust.

„Ihr? Wißt Ihr, was Ihr sprecht?" rief Colantonio.

„Ich weiß es, Herr! und werde es vollbringen oder sterben," erwiederte Anton Solario.

„Ihr! Du! Ihr wollt es vollbringen!" rief der Maler halb erstaunt, halb verdrossen. „Weißt Du, was Du versprichst? Kennst Du den Weg, den Du gehen willst?"

„Herr! den Weg kenne ich nicht, wohl aber weiß ich, er ist lang und mühevoll,“ sprach Antonio. „Darum seyd billig,“ setzte er bittend hinzu, „gebt mir Zeit.“

„Warum denn das nicht?“ rief lachend Colantonio, „zehn Jahre gebe ich Dir Zeit.“

„Wohlan denn, zehn Jahre,“ erwiederte der Jüngling mit leuchtenden Blicken. „Versprecht mir, Herr! vor dem Ablaufe von zehn Jahren Eurer Tochter Hand keinem Andern zu geben. In dieser Frist kehre ich heim, bin ein Maler wie Ihr, und Laurette ist mein. Bleibe ich über diese Zeit aus, oder bin ich nach Eurem eigenen und der Kenner Urtheil, bei meiner Heimkehr nicht der, welcher ich dann seyn soll, so seyd Ihr Eures mir geleisteten Versprechens quitt und ledig.“

Colantonio maß mit seinen Blicken den Jüngling von oben bis unten, und schüttelte mit einem ganz eignen seltsamen Lächeln das ergrauende Haupt. „So ganz allein darf ich hierüber nicht entscheiden,“ sprach er endlich, „wir müssen auch der Tochter Meinung hören.“ Hiemit stand er auf und befahl einem vor der Thüre harrenden Diener, die junge Gebieterin herbeizurufen.

Laurette kam. Bei dem Anblicke des glühenden Jünglings erröthete ihr schönes Gesicht, wie die Lilie erröthet, wenn das Morgenroth sie beleuchtet. Sie schlug die strahlenden Augen nieder, während der Vater, in sehr deutlichen Worten, Antonio's Antrag und dessen seltsames Erbieten ihr erklärte, die langen seidnen Wimpern senkten sich tief, als hätten sie irgend ein süßes Geheimniß im Busen des holden Mädchens zu verschleiern.

„Willst Du nun, Laurette, willst Du zehn Jahre lang es abwarten, ob aus dem wunderlichen Menschen da etwas Rechtes wird, oder gar nichts?“ fragte der Vater.

Laurette war kaum vierzehn Jahre alt, doch in Italien, besonders im südlichen Theile desselben, entwachsen die Blumen den Knospen und die Mädchen den Kinderschuhen unglaublich schnell; ehe man sich dessen versieht, steht das Rosenknöspchen als voll erblühte Rose, und das Kind im Aeußern wie an Gemüth als Jungfrau da. Des schönen Jünglings innige, zu jedem Opfer sich erbietende Liebe, rührte Lauretten bis in die tiefsten Tiefen ihres jungen Herzens. Sie stand

eine Weile regungslos, und eine noch höhere Röthe färbte ihre Wange; dann wagte sie einen halben forschenden Blick zum Vater hin, hob das dunkle schöne Feuerauge zu dem in höchster Spannung ihres Ausspruches harrenden Antonio vollends auf, senkte schnell es wieder, eilte auf ihn zu, reichte ihm die zarte Hand, drückte kaum fühlbar die seine, und entfloh, leicht wie ein Morgentraum, zum Zimmer hinaus.

Verwundert blickte Colantonio der Tochter nach, Herz und Athem des Jünglings standen einen Augenblick still, doch bald ermannte er sich wieder.

„Herr!“ sprach er, ehrerbietig zu dem Alten gewendet, „Herr! ich habe das Wort Eurer Tochter wie das Eure. Für das erstere bedarf ich keines Bürgen, denn könnte sie es jemals zurücknehmen wollen, so wäre es ohnehin aus mit mir. Euch aber, Herr, lade ich geziemend ein, mir das geleistete Versprechen vor den höchsten ehrenwerthesten Zeugen zu wiederholen. Versprecht mir in Gegenwart der Königin und ihrer fürstlichen Tochter, daß Ihr mir zehn Jahre Zeit lassen wollt, um ein Meister in der Kunst zu werden

wie Ihr, und daß Ihr während dieser Frist die Hand Eurer schönen Tochter keinem Andern verleiht, sondern treulich sie mir aufbewahrt; dann will ich in Frieden gehen, und verlange nichts weiter von Euch."

Der alte Meister starrte den Jüngling eine Weile mit großen Augen an, und brach dann in unaufhaltsames lautes Lachen aus. „Wahrlich, junger Fant," rief er endlich noch immer lachend, „jetzt erst wird es mir klar, wie ich eigentlich mit Euch daran bin. Geht nur, geht, und bringt Ihr es dahin, daß die Fürstinnen mich auffordern, das Euch geleistete Versprechen in ihrem hohen Beiseyn zu wiederholen, so bin ich auch dazu bereit; ich werde mich nicht saumselig finden lassen, verlaßt Euch darauf. Und nun grüße Euch Gott, für heute habe ich der Tollheiten genug."

Anton Solario verbeugte sich tief und ehrerbietig vor dem alten Herrn und verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, das Haus. Colantonio sah aus dem Fenster ihm nach. „Schade um den hübschen Jungen," sprach er vor sich hin, „er ist offenbar verrückt, und mir bleibt es

unbegreiflich, wie ich das nicht gleich gewahr worden bin. Aber so geht es dem Künstler immer: die schönen Formen bemächtigen sich unsrer mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß wir nie glauben wollen, im Innern eines von außen herrlichen Tempels könnten dunkle Geister und alle Gräuel der Verwüstung wohnen, bis Erfahrung uns davon überzeugt."

Am folgenden Morgen hatte Colantonio das Ereigniß des vorhergehenden Tages, als etwas ganz Unbedeutendes, beinahe vergessen. Er wurde zur Königin gerufen und folgte dem Befehl, ohne dabei an Anton Solario zu denken; er war es ja gewohnt, daß sowohl Margarita als die Herzogin Giovanna ihn fast täglich zu sich beschieden; denn sie pflegten, sowohl seiner Persönlichkeit wegen als in Beziehung auf seine Kunst, oft und gern mit ihm zu verkehren. Um so größer war daher sein Erstaunen, als er jetzt beim Eintreten in das Zimmer, in welchem die Königin, die Herzogin Giovanna und mehrere zu dem Hofhalte der Fürstinnen gehörende Personen sich versammelt befanden, den jungen Klempner wirklich an der Thüre desselben stehend erblickte.

Getrieben von heißer Liebe, beseelt von keckem Jugendmuthe, hatte Anton Solario es an diesem Morgen wirklich gewagt, bei seiner hohen Beschützerin, der Herzogin Giovanna, um eine Audienz anzuhalten, und da ihm diese gewährt wurde, ihr seine Herzensangelegenheit vorzutragen. Nie in ihrem Leben hatte die Königin Margarita, die zufälliger Weise dabei gegenwärtig war, herzlicher gelacht, als da sie den unbedeutenden jungen Mann seinen Entschluß und seine Bitte vorbringen hörte. Sie erklärte ihn unumwunden für einen ausgemachten verliebten Thoren, dem nur zu rathen sey, sich bald eines Bessern zu besinnen. Die mildere gütigere Giovanna vermochte es zwar nicht den Armen zu verspotten, der glühend und zitternd vor ihr stand; aber auch sie wandte alle ihre Ueberredungsgabe an, um ihn von einem Plane abzubringen, dessen Unausführbarkeit ihr zu einleuchtend schien, um nicht den zu bemitleiden, der ihn gefaßt hatte. Doch Antonio stand fest wie ein Fels, Gründe und Ermahnungen glitten fruchtlos an ihm ab. Und so hatte denn die Königin Margarita, die von der Verhandlung unendliche Lust sich versprach, zuletzt den Befehl

gegeben, den Meister Colantonio augenblicklich herbeizurufen.

Des alten Meisters Stirne verfinsterte sich sehr merklich, während die Königin, noch immer lachend, ihm die Ursache erklärte, warum er heute eingeladen worden sey am Hofe zu erscheinen, und zuletzt sogar ihn befragte: ob er bereit sey, das am gestrigen Tage dem Anton Solario gegebene Versprechen hier nochmals feierlich zu wiederholen, und sich wirklich anheischig machen wolle, die Hand seiner einzigen Tochter, der lieblichen Lauretta, zehn Jahre lang nicht zu vergeben, und sie nach Verlauf dieser Frist dem jetzigen Klempner zu vermählen, im Fall dieser im Stande sey, seine Meisterschaft in der edeln Malerkunst genügend zu erweisen?

„Es sey!“ rief Colantonio nach einigem Bedenken und seine Stirn glättete sich wieder. „Ich darf mich nicht weigern,“ sprach er mit schlauem Lächeln, „in einem Possenspiele mitzuspielen, in welchem meine erhabenen Fürstinnen selbst eine Rolle zu übernehmen geruhen, und überdem ist der alte Colantonio del Fiore nicht gewohnt seine Worte zu drehen und zu deuteln oder gar sie zu-

rückzunehmen, selbst wenn er sie unbedachtsamer Weise ausgesprochen haben sollte. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Und so tretet näher, Anton Solario, hier ist meine Hand, Lauretta wartet zehn Jahre lang auf Euch; und findet man, bei Eurer Zurückkunft nach dieser Frist, Euch würdig auf der Bahn der Kunst mein Nachfolger zu heißen, so ist meine Tochter Eure Gattin. Ich kann bei meinem herannahenden Alter mir des Kindes Pflege wohl so lange gefallen lassen, und meine Lauretta wird in ihrem vierundzwanzigsten Jahre auch noch nicht veraltet seyn. Nur fordert nicht, junger Geselle, daß ich selbst unter meine Schüler Euch aufnehmen soll, setzte der alte Meister am Ende lachend hinzu; dieser Aufgabe möchte ich schwerlich gewachsen seyn; seht selbst zu, wie Ihr auf dem selbsterwählten Wege Euch forthelft.

Da Colantonio jetzt einen fröhlichern Ton angab, so stimmten auch die Königin und ihr Hof mit ihm ein. Alle lachten und scherzten viel über den Ernst, mit welchem hier über das Unmögliche ein Bund geschlossen worden sey; die Lust ward allgemein, und selbst die Herzogin Gio-

vanna konnte eines leichten Lächelns sich nicht erwehren. Nur auf den edlen reinen Zügen des Anton Solario ruhte tiefer Ernst, obgleich ein Strahl von Entzücken in seinen dunkeln schönen Augen glühte. Ehrfurchtsvoll dankend, beurlaubte er sich von den Fürstinnen und auch von dem Maler. Die Hofleute drängten zwar mit ihren Spottreden sich an ihn an, ihre witzigen Einfälle verfolgten ihn sogar noch bis vor die Thüre der königlichen Zimmer; doch Anton ließ das alles ruhig an sich vorübergehen, und wurde vielleicht dessen nicht einmal gewahr, denn mächtige Gefühle wogten in seiner Brust und sein Geist war einzig damit beschäftigt, zu ersinnen, wie er es am füglichsten anfangen könne, um den gefaßten Entschluß schnell auszuführen.

Nach einigen Tagen war Anton Solario aus seinem ehemaligen Wohnorte verschwunden, hatte alles verkauft was er besaß, von Gönnern und Freunden gebührenden Abschied genommen, und war fort aus Neapel, Niemand wußte wohin.

Jahre reihten sich an Jahre, und in ihrem Laufe drängten die wichtigsten Begebenheiten sich an einander. Die Königin Margarita starb; auch

das unruhvolle Leben ihres Sohnes, des Königs Ladislaus, erreichte sein Ziel, und dessen Schwester, die Herzogin von Oesterreich, bestieg als Königin Giovanna die zweite, den Thron von Neapel. Innere und äußere Unruhen zerrütteten noch immer das schöne Italien, Jeder war mit sich und dem eigenen Geschicke beschäftigt, und Niemand dachte mehr des armen Klempners, der, seit er Neapel verließ, nie wieder von sich hatte hören lassen.

Nur Lauretta, deren kindlicher Reiz sich indessen mit jedem Tage zur vollsten üppigsten Blüthe jungfräulicher Schönheit entfaltete, nur Lauretta hatte sein nicht vergessen. Das Bild des schönen leidenschaftlichen Jünglings, wie er im Zimmer ihres Vaters einen kurzen Augenblick vor ihr gestanden, drängte sich oft in ihre wachen Träume. Der alte Meister hatte ihr gleich nicht verborgen, was im Zimmer der Königin zwischen ihm und dem jungen Anton Solario vorgegangen, und schon damals war sie in ihrem Gemüthe nicht mehr Kind genug, um nicht den ganzen Umfang der seltenen hohen Liebe tief zu empfinden, die den Jüngling bewog, einer vortheilbringenden bür-

gerlichen Existenz um ihretwillen zu entsagen, ja die ihn hinaustrieb, um mit unsäglicher Anstrengung eine lange Reihe von Jahren hindurch dem offenbar Unmöglichscheinenden nachzustreben. Ihr eignes halb Liebe, halb Dank-erfülltes Herz, trieb sie an nicht hinter ihm zurückbleiben zu wollen; mit jugendlicher Schwärmerei legte auch sie daher, ganz im geheim das Gelübde damals ab, dem Wanderer während seiner Pilgerschaft unverbrüchliche Treue zu halten; und was das Kind gelobt hatte, war die Jungfrau fest entschlossen nicht zu brechen. Oft malte Lauretta, in einsamen Stunden, sich die Freude des Wiedersehens aus, und Anton's Bild ward ihr immer theurer, wenn sie sich ihn dachte, heimgekehrt mit Ruhm, und mit Ehre gekrönt. Oefter aber noch ergriff sie die Ahnung eines dunkeln verworrenen Geschicks, das den Treuen dem Untergange zugeführt haben müsse, weil so gar keine Kunde von ihm zu ihr gelangte. Ihre Thränen flossen dann dem kaum Gekannten, dem sie durch die zartesten Bande, durch Dankbarkeit, und das Gefühl ihm für seine alles hingebende Liebe, Treue schuldig zu seyn, sich verbunden fühlte, ohne daß jemals in ihrer Brust

der leiseste Wunsch aufgestiegen wäre, diese Bande zu Gunsten eines Andern zerreißen zu können.

Mehrere ehrenwerthe Männer bewarben nach und nach sich um die Hand der schönen Tochter des reichen angesehenen Meisters Colantonio; Männer, denen dieser als Vater wohl schwerlich seine Zustimmung würde versagt haben, wenn er nicht früher durch ein halb im Scherz gegebenes Versprechen, das ihm jetzt oft als eine unverzeihliche Uebereilung erschien, sich gefesselt gehabt hätte. Lauretta verfehlte bei solchen Gelegenheiten nie, ihren Vater daran zu erinnern, daß die dem Anton Solario gesetzte Frist noch lange nicht abgelaufen sey, und der alte Meister unterließ es seinerseits auch nicht, sich über diese Mahnung jedes Mal sehr verdrießlich zu bezeigen; doch war es ihm kein rechter Ernst mit seinem anscheinenden Zürnen, denn auch ihm war und blieb ein gegebenes Wort ein heiliges, das er nie brechen konnte, wenn er gleich das Unbequeme davon empfand. Im Grunde ergriff damals Colantonio, war er auch dessen sich nicht klar bewußt, gern diesen Anlaß, um die Trennung von der lieblichen Tochter so weit als möglich hinauszuschieben, de-

ren freundliche Nähe und Pflege ihm unbeschreiblich wohlthätig war. Denn obwohl noch rüstig und stark, so war er doch jetzt den Siebenzigen nahe, sein Sohn Aniello hatte ihn verlassen, um auswärts den Frieden und das Glück zu suchen, dem er vergebens nachstrebte, und ohne Lauretten wäre das Haus des Vaters jetzt völlig verödet gewesen.

Die Zeit verging, das zehnte Jahr seit Anton's Verschwinden schlich langsam und unbemerkt herbei, bis endlich nur noch wenige Monate an dem Ablaufe des gesetzten Termins fehlten, ohne daß irgend eine Kunde von dem ferneren Daseyn des jungen Mannes nach Neapel gelangt wäre. Sein Untergang, oder sein Aufgeben des in der Gluth der Leidenschaft aus Unkunde begonnenen Unternehmens, schienen vernünftiger Weise nicht mehr zu bezweifeln, und dem alten Colantonio wurde mit einem Male nichts wünschenswerther, als sein Versprechen völlig gelöset zu wissen, um nur nie wieder davon reden zu hören. In dem Maaße wie die Zeit herannahte, welche die Erfüllung dieses Wunsches herbeiführen sollte, nahm auch die Ungeduld des alten Meisters zu; denn die letzten

Schritte zum Ziel dünken uns immer die mühevollsten zu seyn, und nie scheint das Schiff uns langsamer zu segeln, als wenn wir den lange ersehnten Hafen vor uns liegen sehn.

Schon früher hatte zwar Colantonio es sich oft als ein Glück gedacht, wenn er noch vor seinem Ableben die Tochter an der Seite eines würdigen Gatten versorgt wissen könne, doch dieser Gedanke war in ihm nie sehr lebendig geworden, denn er fühlte sich noch rüstig genug, um auf dieser Welt einer langen Reihe lebensfroher Jahre entgegenzusehen. Doch nun bildete er sich plötzlich ein, die Schwäche des Alters stärker als jemals zu empfinden, und der Wunsch, Lauretten vermählt zu sehen, stieg in ihm bis zur Ungeduld. Das dem Antonio gegebene Wort geradezu brechen wollte er nicht, obgleich das Halten desselben unter solchen Umständen ihm fast lächerlich vorkam; er glaubte aber einen für alle dabei Betheiligte genügenden Ausweg gefunden zu haben.

Er drang nämlich in Lauretten, sich für einen der sehr achtungswerthen Männer zu erklären, deren mehrere gerade in dieser Zeit sich um ihre Hand bewarben. Dabei schlug er ihr vor, die

Feier ihrer Vermählung bis zum Ablaufe des ohnehin sehr nahen Tages zu verschieben, an welchem es dem völlig verschwundenen Anton Solario allenfalls noch vergönnt seyn könne, seine früheren Ansprüche an sie geltend zu machen. Lauretta aber wollte von solchen Vorschlägen nichts hören und nichts wissen; sie bestand darauf, das einmal gegebene Wort müsse ohne alle spitzfindige Milderung, in seiner vollen Bedeutung erfüllt werden. Colantonio war in seinem Herzen derselben Meinung, aber daß er dieses seyn mußte, verdroß ihn innerlich sehr, und er bestritt den Ausspruch der Tochter mit um so größerer Heftigkeit, da es dazu an eigentlich gültigen und triftigen Gründen ihm fehlte. Darüber wurde er immer mürrischer und eigensinniger, und die arme Lauretta verlebte jetzt manche traurige Stunde.

Während diese trüben Zustände im Hause des Malers vorwalteten, fuhr seine hohe Gönnerin, die Königin Giovanna, mit abwechselndem Glücke fort, über Neapel das Zepter zu führen. Unerachtet aller Stürme, die von außen auf sie eindrangen, und die von sich abzuwehren sie oft viele Mühe hatte, blieb diese Fürstin dennoch in ihrem

Innern der Kunst getreu, die sie von Jugend auf geliebt hatte, und die sie jetzt als den Trost und Schmuck ihres Lebens kräftig beschützte. Kein fremder Künstler von Bedeutung durfte Neapel verlassen, ohne Beweise ihrer Huld empfangen, ohne die ehrenvollste Aufnahme an ihrem Hofe erfahren zu haben, und so ließ denn Sr. Gianni Carracciolo, einer der vornehmsten Herren an demselben, sie eines Morgens um die Erlaubniß bitten, ihr einen Maler vorzustellen, der da wünsche, der Königin eines seiner Gemälde überreichen zu dürfen.

Der Unbekannte kam, begleitet von seinem Beschützer. Nach den ersten Begrüßungsformeln zog er unter seinem Mantel die nicht große Tafel hervor, welche er mit feinem sichern Anstande vor der Königin aufstellte. Das kleine Bild zeigte die Madonna mit dem Kinde, von lieblichen Engeln umschwebt, die im Begriffe schienen, sie als Königin der Himmel zu krönen. Es war schwer zu entscheiden, was an dem Bilde lobenswerther sey, die liebliche Erfindung oder die vollkommene Ausführung derselben, und die Königin verweilte lange mit immer steigender Bewunderung davor.

Endlich wandte sie den Blick auch auf den Ueberbringer des schönen Gemäldes. Mit Erstaunen und einiger Verlegenheit, betrachtete sie die hohe schöne Gestalt des ihr völlig Fremden, und ihr Auge ging oft wechselnd von ihm zu dem Bilde über, um dann wieder desto länger auf ihm zu ruhen. Er schien in der kräftigsten Blüthe des reifen Mannesalters zu stehen, die schönen ausdrucksvollen Züge seines Gesichts waren ihr völlig unbekannt; seine nach der Sitte der damaligen Zeit reiche Kleidung beurkundete durch edle Einfachheit seinen feinen Geschmack. Die ehrerbietige Unbefangenheit, mit welcher er die forschenden Blicke der Königin ertrug, bewies, er sey kein Neuling in der Welt der Großen; sein ganzes Wesen, seine Haltung, sprachen es aus, daß er bei möglichster Bescheidenheit, dennoch eines Bewußtseyns innern Werthes sich erfreue, welches überall und unter allen Umständen, ihn niemals das Gleichgewicht verlieren lassen konnte.

Je länger die Königin den Fremden betrachtete, je weniger konnte sie sich erinnern ihn jemals gesehen zu haben; es lag etwas Peinliches in diesem Gefühle, das durch sein ununterbrochenes ehrfurchtsvolles Schweigen ihr noch peinlicher wurde. End-

lich sah sie sich genöthigt ihn um seinen Namen zu befragen, „damit sie wisse," setzte sie sehr verbindlich hinzu, „wem sie eigentlich eine so seltne und werthe Gabe zu verdanken habe."

Da beugte der Fremde vor der Königin das Knie, neigte tief und ehrfurchtsvoll das schwarzgelockte Haupt: „ich bin Anton Solario, der Klempner," sprach er mit wohltönender vernehmlicher Stimme; und Sr. Gianni Carracciolo, an den Antonio, als einen seiner frühern Gönner, sich bei seiner Rückkunft nach Neapel sogleich gewendet hatte, bestätigte die Wahrheit seiner Aussage.

Nichts läßt dem Erstaunen der Königin sich vergleichen, außer ihre Freude, über die fast unglaubliche Umwandlung ihres ehemaligen Schützlings. Sie bestand darauf, gleich zur Stunde, von ihm selbst, umständlich zu vernehmen, wie er es angefangen habe, ein solches Wunder zu bewirken; und Anton Solario fügte sich ihrem Befehl, indem er, ohne alle Verwirrung, die Geschichte seines Lebens seit er Neapel verlassen hatte, und seiner Wanderungen, in klaren deutlichen Worten ihr vortrug.

Sein richtiges Gefühl hatte zuerst nach Rom,

der uralten Wiege der Kunst ihn geleitet. Dort hoffte er, einen der in jener Stadt lebenden berühmten Meister dahin zu bewegen, daß er ihn unter die Zahl seiner Lehrlinge aufnähme; doch bei seiner Ankunft daselbst, fand er alle Welt voll des Ruhmes des Meisters Lippo Dalmasio, der damals in Bologna, seiner Vaterstadt, seine Werkstatt aufgeschlagen hatte. Der Name dieses Günstlings seiner Zeit wurde damals in Rom selbst so überlaut gepriesen, daß beinahe alle andere darüber unbeachtet verhallten. Antonio suchte, durch die Ansicht der Werke dieses Meisters, sich von dessen Verdienst um die Kunst zu überzeugen, und das Herz ging ihm auf, bei dem Anblick der frommen Madonnenbilder, deren Urbild er in seinem eigenen liebeglühenden Gemüthe wiederzufinden glaubte, und die, nach dem Urtheil der damaligen Zeitgenossen und Antonio's eignem Gefühl, noch bis jetzt keiner in dieser Himmelsglorie darzustellen gewußt hatte, als der gepriesene Meister Lippo Dalmasio.

Um das Höchste zu gewinnen, darf man weder Zeit noch Mühe sparen, noch auf Umwegen es suchen, dachte Anton Solario, ergriff von neuem den Wanderstab! und! eilte von Rom wieder fort,

geradezu nach Bologna, wo er sogleich den Meister aufsuchte, den er sich zum Lehrer erkohren hatte.

Meister Lippo nahm ihn zwar freundlich auf, und hörte mit sichtlicher Theilnahme den Jüngling an, der mit feuriger Beredsamkeit darauf drang, in die Zahl seiner Schüler aufgenommen zu werden; doch nachdem dieser sich ausgesprochen hatte, rieth er ihm zugleich recht väterlich von seinem gewagten Unternehmen ab, und ermahnte ihn, bei seinem einmal gründlich erlernten Handwerke zu bleiben.

„Du hast das fünfundzwanzigste Jahr schon hinter Dir," sprach der Meister zu Antonio, „und bist zu alt; um erst jetzt der Kunst Dich zu weihen. Wer dieses mit Gelingen will, muß schon in früher Jugend den hohen Stufen ihres Tempels zugeführt werden. Geist, Leben, innerer Trieb zum Guten, Hohen und Schönen, sprechen zwar aus Deinen Augen mich an; ich glaube, mein Sohn, daß der helle Funke göttlicher Begeisterung in Deiner Brust lodert, der allein den Künstler zu seinem Werke beseelen kann, und daß Du von der Natur zu etwas Höherem bestimmt wurdest, als zu dem Geschäfte, welches Du bis jetzt getrieben hast. Aber es ist zu spät, um jenen Fun-

ken zur hellen leuchtenden Flamme anzufachen. Ewig wird das bloß Mechanische unserer Kunst Dir entgegen streben, wenn gleich ihr Geist auf Dir ruht. Du wirst den äußern Schwierigkeiten unterliegen, die gegen Dich aufstehen werden; nie kann Deine, durch das Bearbeiten spröder Metalle schwer gewordene Hand den Pinsel und den Zeichenstift mit Leichtigkeit führen lernen; nie wirst Du als Mann Dir alle die Vorkenntnisse erwerben, welche der Knabe, bald gezwungen, bald spielend, leicht erlernt. Darum folge meinem wohlgemeinten Rath und stehe von Deinem Vorhaben bei Zeiten ab."

„Laßt es mich nur versuchen, Herr," bat Antonio. „Glaubt mir, mein Glück auf Erden, vielleicht meine Seligkeit im Himmel stehen hier auf dem Spiele. Treibt mich nicht der Verzweiflung zu. Versucht es mit mir. Schickt mich fort, verstoßt mich, sobald Ihr es erprobt habt, daß kein Gelingen mein eifriges Bemühen jemals lohnen kann: aber thut es nicht auf den bloßen Schein hin, thut es nicht, Herr!"

Meister Lippo ließ sich endlich erbitten, und Antonio begann, mit fast übermenschlicher Anstrengung, unter dessen Anleitung das Zeichnen

zu erlernen. Rastlos arbeitete er, nicht nur so lange die Sonne am Himmel stand, sondern auch bei Nacht, ohne sich mehr Ruhestunden zu gönnen, als er deren zur Erhaltung seines Lebens bedurfte. Er brachte oft ganze Nächte damit zu, die durch sein ehemaliges Handwerk etwas steif gewordene Hand zu üben, um ihr die zur Führung des Pinsels nothwendige Gelenkigkeit und Leichtigkeit zu erwerben. In kurzer Zeit war es nicht mehr die Liebe zu Lauretten allein, die zu allem diesen ihn unwiderstehlich trieb, ächte heiße Liebe zur Kunst, vereinte sich mit jener ersten mächtigsten Triebfeder seines Geschicks, und beide verschmolzen in seinem Innern zu einer einzigen hell leuchtenden Flamme, die sein ganzes Wesen, es veredelnd, durchglühte.

Lippo Dalmasio sah mit innigem Wohlgefallen dem eifrigen Streben seines Schülers zu. Nach einiger Zeit nahm er das über ihn früher ausgesprochene Wort freiwillig zurück, und ermahnte selbst den alle seine Erwartungen übertreffenden Jüngling bei der Kunst zu bleiben, und die Bahn nicht wieder zu verlassen, auf der er so große, in seinem Alter beispiellose Fortschritte machte. In kurzem brachte Anton Solario es dahin, daß der

Meister ihn seinen minder fleißigen Schülern als ein der Nachahmung würdiges Beispiel vorstellte, und im Verlaufe weniger Jahre, während deren er vom Zeichnen zum Malen überging, war sogar die ganze Stadt Bologna seines Ruhmes voll. Alle Kenner der Kunst priesen den ehemaligen Klempner, als den würdigsten Schüler des trefflichen Meisters Lippo Dalmasio: denn die früheren Gestaltungen seines Lebens waren auch in Bologna bekannt geworden, und erhöhten die Bewunderung, die seinem Talente und seinem Fleiße gezollt wurde.

Antonio blieb sechs bis sieben Jahre lang in der Werkstatt seines Meisters, und arbeitete mit nie ablassendem Fleiße, und immer steigendem Gelingen. Zuweilen half er diesem bei größern Arbeiten, oft auch copirte er dessen vorzüglichste Gemälde, und versuchte sich mitunter im Ausführen eigner Erfindungen. Nach Verlauf dieser Zeit, nahm Antonio mit dankerfülltem Gemüthe Abschied von dem freundlichen Meister, und beschloß ganz Italien zu durchziehen, um alle Einseitigkeit bei seiner künstlerischen Bildung zu vermeiden, und auch andere ihm gleichzeitige Meister kennen zu lernen, deren Ruhm damals die Welt erfüllte,

und deren einst hochgefeierte Namen jetzt beinahe nur dem gelehrten Kenner der Geschichte der Kunst noch bekannt sind, als Lippo Fiorentino, Lorenzo di Bicci, Galasso dal Prado. Alle diese, und noch mehrere, suchte er in ihren Werkstätten auf, beobachtete ihre, in manchen Stücken von der seinen abweichende Art zu malen, und lernte von Allen, bald worin er ihnen folgen, bald was er vermeiden müsse, um nicht in ihre Fehler zu verfallen. In Venedig machte er die Bekanntschaft der damals hochgefeierten Brüder Vivarini, und da er selbst in der Künstlerwelt immer bekannter wurde, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, in vielen Städten Italiens Kunstwerke von seiner Hand zu hinterlassen, die ihm Gold und Ehre einbrachten.

So vereinigte er sich in Rom mit Victor Pisano und Gentile da Fabriano, die beide damals auf Befehl des Papstes Martin des Fünften, die Kirche S. Giovanni in Laterano ausmalten, und lange Jahre nach Anton Solario's Tode erkannten Meister und Kenner der Kunst, an der seinen Werken eignen Lebendigkeit und Wahrheit, in jener Kirche noch die Köpfe und Gestalten, die sein Pinsel geschaffen hatte. Der berühmte Lucca Gior-

dano, mit dem Beinamen Fa Presto, stellte sie, sowohl in Hinsicht des Ausdrucks als der Behandlung, den Werken des Matteo von Siena zur Seite, dessen vortrefflich gemalter bethlehemitischer Kindermord zu Formello, noch nach dreihundert Jahren im frischesten Farbenglanz prangte.

Mit großer Theilnahme und ungestörter Aufmerksamkeit, hörte die Königin von Neapel der Erzählung des Anton Solario zu, und ihre Fragen bewogen ihn manches zu sagen, was seine Bescheidenheit vielleicht unterdrückt haben würde. Am Ende gestand er ihr offen und frei, daß die Liebe zu Lauretten allein ihm die Ausdauer gegeben habe, deren er, besonders Anfangs, bedurfte, um so große und viele Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, zu überwinden.

„Noch immer," rief er mit hoher Leidenschaftlichkeit, „noch immer glüht das Feuer jener Liebe in der Brust des reifen Mannes, die einst den Jüngling entzündete, in unauslöschlicher Flamme; und ist Lauretta mir verloren, so bin ich es selbst, und kein Gut auf Erden, nicht Reichthum, nicht Ehre, selbst nicht die Gnade meiner Königin, kann jemals Trost mir gewähren."

Frauen, welches Standes und Alters sie seyn

mögen, sind geborne Beschützerinnen jeder treuen heißen Liebe, und freuen sich ihrer, auch wenn sie nicht selbst der Gegenstand derselben seyn können. Daher war auch die Königin Giovanna weit davon entfernt, dem Maler diesen, gegen die Hofetikette anstoßenden, Ausbruch seiner Leidenschaft zu verübeln. Sie suchte im Gegentheil ihn mit der ihr eigenthümlichen Milde tröstend zu erheben, indem sie ihn mit den besten Nachrichten von der Geliebten erfreute, und seinen, jetzt so nah am Ziele fast sinkenden Muth, dadurch wieder belebte. Doch verschwieg sie ihm dabei die mit dem Alter zunehmende argwöhnische und verdrießliche Stimmung des alten Colantonio nicht, die diesen leicht auf den Gedanken bringen könne: es walte hier ein Betrug vor, und Anton Solario habe dieses Madonnen-Bild gar nicht, oder wenigstens nicht ohne Anderer Hülfe gemalt. Um hier jeder möglichen Einwendung von Seiten des Vaters der schönen Lauretta zuvorzukommen, beschloß die Königin daher, ihr eignes Bild von dem neuen Maler malen zu lassen, um dann selbst als Augenzeuge für ihn auftreten zu können. Zugleich aber forderte sie von ihm, daß er, bis zur Vollendung ihres Portraits, sich in dem Hause seines ehema-

lichen Beschützers und jetzigen Freundes, des Sr. Gianni Carracciolo, in tiefer Verborgenheit halten solle, so daß niemand sein Daseyn vermuthen könne. Dieser Aufschub der endlichen Entscheidung seines Geschicks war freilich eine harte Aufgabe für den armen Antonio; doch es gab hier keinen Ausweg für ihn, und so ergriff er die klügste Partie, und fügte sich mit anscheinender Willigkeit in die Anordnungen seiner hohen Beschützerin.

In möglichster Eile fing er die ihm aufgetragene Arbeit an, bei der Liebe, Dankbarkeit und Hoffnung ihn beseelten. Die Farben auf seiner Palette schienen fast von selbst sich zu ordnen und zu mischen, der Pinsel in seiner Hand Leben zu gewinnen; wonnetrunken, in seligem Entzücken, sah er das schnelle Fortschreiten seiner Arbeit, das ihm selbst bald wie durch ein Wunder bewirkt erschien, und nach wenigen Tagen lächelte in sprechender Aehnlichkeit, verklärt in Anmuth und Würde, das Bild seiner schönen Königin von der Tafel ihn an.

Beide Gemälde des Anton Solario wurden jetzt in dem Zimmer der Königin im besten Lichte aufgestellt, Meister Colantonio wurde herbeigerufen, er kam und fand die Königin allein.

„Ich habe Euch zu mir beschieden, Meister,“ sprach sie, „um Euer Urtheil über diese beiden Gemälde zu vernehmen; betrachtet sie genau, nach allen Regeln der Kunst, und sagt mir dann, ob dieser uns bisher unbekannte Maler es verdient, daß ich seiner mich annehme und ihm Beschäftigung gebe.“

Der alte Meister blieb lange bei jeder von beiden Tafeln stehen, dann ging er wechselsweise von einer zu der andern über, er betrachtete jede mit immer steigender Aufmerksamkeit. Sein Blick war ernst, beinahe finster, er murmelte leise vor sich hin, wie er wohl zu thun pflegte, wenn ihn etwas sehr beschäftigte; doch kein verständliches Wort kam über seine Lippen, und der Königin fing an, vor seiner Entscheidung bange zu werden, denn seine Züge wurden immer ernster, und seine Untersuchung der beiden Tafeln schien gar kein Ende nehmen zu wollen.

„Nun so sey doch der Herr des Himmels und seine Heiligen gelobt,“ brach er endlich mit zusammengeschlagenen Händen los, „daß meine alten Augen, ehe sie sich schließen, noch den Trost haben zu sehen, daß auch nach meinem Hinscheiden die edle Kunst in diesem großen herrlichen

Meister eine Stütze haben wird, der sie wahrlich nicht wieder wird zu Grunde gehen lassen. Lange, lange habe ich nicht an etwas so ganz Erfreulichem mich gelabt, als heute an diesen trefflichen Bildern."

„Diesen Meister würdet Ihr also ohne Bedenken zum Schwiegersohn annehmen, Freund Colantonio?" fragte lächelnd die Königin.

„Bedenken! was wäre dabei zu bedenken?" rief der alte Meister, noch immer in Betrachtung der beiden Gemälde vertieft. „Wäre der edle Maler nur zur Stelle und verlangte meine Tochter! Und wäre Lauretta nur nicht so eigensinnig und bestände nicht darauf, daß ich bis zur letzten Minute der gesetzten Frist das einem verrückten jungen Thoren geleistete alberne Versprechen halten soll, welches ich in Eurer Majestät Gegenwart vor zehn Jahren geben mußte! Der Mensch ist verschollen, völlig verschollen, wahrscheinlich längst eine Beute der Würmer, denn seit allen den zehn Jahren ließ er keine Sylbe wieder von sich hören; und doch besteht Lauretta darauf, ihm die gelobte Treue halten zu wollen. Nun Gott Lob! die ihm gesetzte Frist naht innerhalb dieser Woche ihrem Ende."

Die Thüre des Nebenzimmers sprang jetzt auf, und gefolgt von seinem Freunde Carracciolo, der ihn vergebens aufzuhalten suchte, stürzte Anton Solario herein; zitternd, erglühend, athemlos stand er vor dem erstaunten, halb erschrocknen Alten, der ihn nicht erkannte.

„Ich bin es," rief Anton, sobald er vor innerer Bewegung sprechen konnte, „ich bin es, Meister, o seht gütig mich an, ich bin Anton Solario der Klempner, und auch jener Maler."

Der alte Meister konnte weder glauben noch fassen, was er sah und hörte, obgleich sowohl die Königin als Carracciolo es ihm zu erklären und durch ihr Zeugniß zu bestätigen suchten; er schüttelte halb erzürnt das eisgraue Haupt, als dächte er, man wolle seiner spotten. Doch jetzt trat auf heimliches Veranstalten der Königin auch Lauretta in das Zimmer, und ihr stummes Zeugniß sprach lauter für den glücklichen Antonio, als die Worte seiner Beschützer es vermochten. Des schönen Mädchens freudiges Erschrecken, ihr Erbleichen, ihr Erröthen bezeugten deutlich, daß sie die Einzige sey, die ihn bei'm ersten Anblick für den, der er war, wieder erkannte. Antonio's ganzes Wesen, sein edler Anstand, seine männ-

lich schöne Gestalt, so sehr sie auch von dem abwichen, was er früher gewesen, waren der Geliebten seines Herzens nicht fremd; so hatte sie in wonnigen Jugendträumen ihn gesehen. In den Veränderungen, welche die Zeit herbeigeführt hatte, unterschied ihr Auge noch immer die Urform seiner edlen schönen Züge, und sein Name entschwebte halb ausgesprochen ihren Lippen, während sie erbebend in süßer Wonnetrunkenheit vor ihm stand. Antonio war bei ihrem Eintritt auf das Knie gesunken, er streckte zitternd die Arme nach ihr aus, aber er wagte es nicht ihre Hand zu berühren, und die mächtigen Schläge seines Herzens hemmten ihm die Sprache.

Während der Stille, die bei Laurettens Eintritt sich im Zimmer verbreitete, hatte der alte Meister Colantonio auch wieder einige Fassung erlangt, seine Zweifel schwanden, sein Gesicht erheiterte sich. Mit feierlichem Anstand schritt er jetzt auf seine Tochter zu, faßte ihre Hand und führte sie dem vor innerer Seligkeit fast bewußtlosen Anton Solario zu.

„Steh auf, mein edler Sohn, mein würdiger Nachfolger und Gefährte auf der Bahn der Kunst, steh auf und nimm endlich den Lohn Dei-

ner seltnen Treue und Liebe, Deiner unerhörten Ausdauer, Deines eben so unerhörten Gelingens im Vollbringen dessen, was unmöglich schien." So sprach der Alte, indem er Beider Hände vereinte. Dann wandte er sich zur Königin. „Eure Majestät war Zeuge meines Versprechens, sie sey auch Zeuge, daß ich es erfülle. Nicht dem Klempner Anton gebe ich die Hand meiner Tochter, ich gebe sie dem großen Meister Anton Solario, ich gebe sie ihm mit Freuden, ich vermähle sie der Kunst dieses edlen Malers, nicht dem niedern Stande, in dem er geboren wurde."

„Und dennoch," sprach die Königin, „soll das ihn ehrende Andenken an diesen Stand nimmer vergehen. Er führe von nun an bis in die spätesten Zeiten, als ein Ehrenzeichen, den Beinamen des Herumschweifenden, zum Andenken der beschwerlichen Wanderungen, die er, von heißer Liebe getrieben, unternahm, und alles Schweren, das er bekämpfte und rühmlich besiegte, um endlich am Ziele, mit Glück und Ehre gekrönt, zur Freude der Welt dazustehn."

Und so hieß denn der glückliche Maler von Stund an Antonio Solario, il Zingaro,

wie ihn die Königin benannt hatte, ein Wort, mit dem man jetzt im gewöhnlichen Leben nur die Zigeuner bezeichnet. Er wird in den Annalen der Kunst so genannt werden, wenn alle Werke, die seine Meisterhand erschuf, längst vollends dem Untergange übergeben sind.

Der alte Meister Colantonio del Fiore war noch eine lange Reihe von Jahren hindurch ein fröhlicher Augenzeuge des Glückes seiner Kinder, die in Ansehen, Wohlhabenheit und nie gestörtem häuslichem Frieden, liebend und geliebt an seiner Seite lebten, bis er, neunzig Jahre alt, in ihren Armen das müde Haupt zum ewigen Schlummer niederlegte. Seine hohe edle Freundin, die Königin Giovanna, war ihm schon vorangegangen in das Land, von wo noch kein heimkehrender Wanderer uns Kunde gebracht hat; aber ihr Nachfolger, König Alfons der Erste, hatte ebenfalls den alten Meister im Leben geehrt, und ehrte ihn auch noch im Tode, indem er mit fürstlicher Pracht ihn zur Gruft geleitete. Seine Kinder bezeichneten mit einem, seinem Verdienst um die Kunst würdigen Denkmal die Stelle, wo seine Gebeine in der Kirche zu St. Domenico ruhten, das aber leider in dem furchtbaren Erd-

beben des Jahres 1446 unterging. So ist zwar der Ort, wo es gestanden hat, nicht mehr zu finden, aber der Name des Meisters Colantonio del Fiore lebt noch bei der Nachwelt in Ehren, wenn gleich der Marmor zerstäubte, der ihn ihr erhalten sollte.

Auch Anton Solario erreichte ein hohes glückliches Alter, er vollendete Vieles und Großes. Die berühmtesten seiner Werke schmückten Paläste und Kirchen in der Stadt Neapel, wo manches Erzeugniß seines Pinsels noch in unsern Tagen zu finden ist. Er erreichte das drei und siebenzigste Jahr an der Seite seiner hochgeliebten Lauretta, und hinterließ viele Kinder in großem Wohlstande; doch ihre Namen kamen nicht auf die Nachwelt, denn keines von ihnen folgte dem Vater auf der Bahn der Kunst. Aber Anton Solario bildete in seiner Werkstatt mehrere Schüler, die ehrenvoll aus derselben hervorgingen, und seinen Namen weit umher in der Welt verbreiteten. Er erlebte selbst noch die Freude, einige von ihnen mit großem Gelingen, als geachtete Meister auftreten zu sehen, und mit ihnen vereint dem hohen Ziele zuzustreben, das seinem innern Sinne vorschwebte, und das erst Raphael von Urbino

fast hundert Jahre später, erreichte. Die berühmtesten seiner Schüler waren die beiden Brüder Pietro und Polito del Donzello, die auch seinem Herzen am nächsten standen, und die, so wie Laurette durch Liebe, durch treue Freundschaft das Leben des glücklichen Malers verschönerten.

Wohl hatte Schiller Recht, indem er sang: „Alles wiederholt sich nur im Leben!“ denn fast gleichzeitig mit Antonio Solario in Neapel schuf die heiße Liebe zu einem schönen Mädchen auch in Antwerpen den Grobschmidt Quintin Messys zum Maler um. Die Geschichte und der Name dieses Niederländers sind besonders in der neueren Zeit in Deutschland allbekannt geworden, während man von Anton Solario, genannt il Zingaro, weit weniger spricht. Das Leben des Letztern, das hier in seinen Grundzügen mit geschichtlicher Treue dargestellt ist, zeichnet sich indessen durch größere, romantischere Verhältnisse vor dem des Quintin Messys aus. Beide bezeichnen die Natur und die Eigenthümlichkeit ihres Landes und ihres Volkes auf das bestimmteste, sie sind einander ähnlich und unähnlich, wie der Nord es dem Süden ist.

